This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

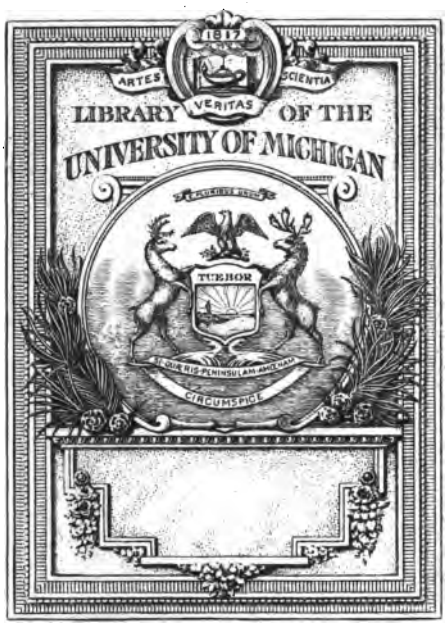
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

DC
137.1
.B9

ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

DC
137.1
.B9

Marie Antoinette

Königin von Frankreich und Navarra

Ein fürstliches Charakterbild

von

Ludwig Brunier

Erster Teil: Die Dauphine

Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler
1903

Historischer Verlag von Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Univ.-Buchhändler, **Wien und Leipzig.**

Arneth, Alfred Ritter von. Johann Freiherr von Wessenb
Ein österreichischer Staatsmann des neunzehnten Jahrhund
2 Bände. Mit 1 Photogravure. 8. 1898. 14 *K* 40 *h* — 12
In zwei eleganten Ganzleinwandbänden 17 *K* 60 *h* — 14 M. 80

Büdinger, Max, Professor der Geschichte an der Wiener Univers
Don Carlos' Haft und Tod insbesondere nach den Auffassur
seiner Familie. Mit Don Carlos' Porträt in Heliogravure. G
1891. 9 *K* 60 *h* — 8

Frieß, G. E., Professor am k. k. Ober-Gymnasium zu Seitenstet
Die Herren von Kuenring. Ein Beitrag zur Adelsgeschichte
Erzherzogtums Österreich unter der Enns. Gr. 8. 1874.
7 *K* — 7

Grassauer, Dr. Ferd., Skriptor an der k. k. Universitäts-Biblio
zu Wien. **Landeskunde von Österreich-Ungarn.** Mit geograph
statistischen und anderen einschlägigen Literatur-Anzeigen. Gr
1875. 4 *K* — 4

Kalchberg's, Joh. Ritter von, gesammelte Schriften. Aus
wählt nach den Handschriften und den besten Quellen revidiert,
literarisch-historischen Einleitungen, Anmerkungen und der L
graphie Kalchberg's, herausgegeben von Dr. Anton Schloß
(Vier Bände.) 1. 2. Band. 12. 1878; 3. 4. Band. 12. 1880.
à 4 *K* — 4

1. Band: Einleitung. Gedichte. Bertram von Dietrichstein. Die Tempelherren
2. » Die Grafen von Cilli. Friedrich Graf von Cilli, Ulrich Graf von C
Andreas Baumkircher.
3. » Historische Skizzen: Aus der Geschichte Innerösterreichs. Ursprung
Verfassung der Stände Steiermarks. Über Ursprung und Beschaffe
der Urbarialabgaben in Innerösterreich. Mit dem Bildnisse v. Kalchbe
und einem Faksimile.
4. » Historische Skizzen: Aus der österreichischen und deutschen Gesch
Reiseskizzen aus Steiermark.

Kremer, Alfr. von, Hof- und Ministerialrat im k. k. Ministeri
des Äußern. **Kulturgeschichte des Orients unter den Khali**
2 Bände. Gr. 8. 1875. 1877. 24 *K* — 24

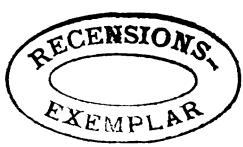
Malcher, F. X., k. k. Regierungsrat und Archivar der Albertina
Wien. **Herzog Albrecht zu Sachsen-Teschen** bis zu seinem Ant
der Statthalterschaft in Ungarn. 1738—1766. Eine biographi
Skizze. Mit 1 Photogravure und 4 Text-Illustr. Gr. 8. 1894.
4 *K* 80 *h* — 4
Geb. in Ganzleinen 6 *K* — 5

Silberstein, Dr. Aug. Land und Leute im Naßwalde. Kolonie p
testantischer Holzknechte in den österreichischen Alpen. 8. 1868.
1 *K* — 1

Marie Antoinette

Königin von Frankreich und Navarra

Erſter Teil



Marie Antoinette

Königin von Frankreich und Navarra

Ein fürstliches Charakterbild

von

Ludwig Brunier

Erster Teil: Die Dauphine

Wien und Leipzig
Wilhelm Braumüller
k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler
1903

RECENSIONS-EXEMPLAR

DC
137.1
B9

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.

Dieu vous a comblée de tant de grâces, de tant de douceur et de docilité, que tout le monde doit vous aimer: c'est un don de Dieu, il faut le conserver.

Maria Theresia.

A son arrivée en France sa beauté avait ébloui le royaume; cette beauté était dans tout son éclat. Elle était grande, élancée, souple: une véritable fille du Tyrol.

Lamartine.

Le plus beau corps qu'avait jamais produit la nature.

Soulavie.

Inhalt.

Seite

Einleitung IX
Die Kindheit Marie Antoinettens 1
Die französische Königsfamilie im Jahre 1770 29
Die Brautreise Marie Antoinettens nach Frankreich . . . 133
Die Hochzeitsfeierlichkeiten 151
Das Eheleben 160
Der Besuch des Dauphins und der Dauphine in dem Erziehungsinstitute von Saint-Cyr 181
Die ersten Jahre in Versailles 186
Mütterliche Ermahnungen und Ratschläge der Kaiserin Maria Theresia für ihre Tochter, die Dauphine 245

Einleitung.

Seit dem Tode der Königin Marie Antoinette ist bereits ein Jahrhundert verflossen. Ein so langer Zeitraum genügt oft nicht, um geschichtliche Persönlichkeiten, die während ihrer Lebenszeit durch der Parteien Gunst und Haß in die verschiedenste Beleuchtung gerückt wurden, auf eine unerschütterliche Grundlage zu stellen, so daß sie hinfort in Betreff ihres Charakters nicht mehr widersprechender Beurteilung unterliegen. Bei Marie Antoinette bedurfte es nicht eines ganzen Jahrhunderts, um sie so erscheinen zu lassen, wie sie wirklich war. Die schwarzen Flecken, mit denen die reine und hoheitsvolle Gestalt der Königin von ihren französischen Feinden entstellt worden, verschwanden mit jedem Jahrzehnt mehr und mehr, und eine immer größere Anzahl unparteiisch Urteilender erblickte in ihr eine ausgezeichnete Frau, die bei den härtesten Schicksalsschlägen ihren großen Sinn bewahrte, und, während sie vor ihren Widersachern, mochten diese auch zur Zeit triumphieren, niemals die stolze Stirn senkte, in christlicher Demut die Prüfung hinnahm, die Gott über sie verhängte.

Der Haß gegen die Königin entstand in der französischen Volksseele zumeist mit dem Beginne der großen Revolution, also mit dem Jahre 1789.

Dieser Haß keimte nicht in dem eigentlichen Volke, das heißt bei dem Bauer und bei dem untern und mittlern Bürgerstande, sondern bei den intelligenten Klassen, die durch Voltaire, Rousseau und die Enzyklopädisten für eine neue Weltordnung herangebildet worden, und die in der Königin die gefährlichste Feindin jener Freiheit erblickten, der sie fortan ihr Leben zu weihen gedachten. In der Annahme, daß Marie Antoinette in der königlichen Familie die eigentliche Heldin sei und am meisten Mut und Geschick besitze, um die Freiheit, welche viele schwärmerische Gemüter mit Inbrunst umfaßten, wirksam zu bekämpfen, darin trafen sie das Richtige. Wenn man die Königin in diesen Kreisen als „La lionne“ bezeichnete, so entsprach dies Wort getreu ihrem Naturell. Angst und Furcht hatten keinen Raum in ihrer großen Seele, in der die Heldenkraft ihrer Mutter fortlebte. Diese tapfere Gesinnung erbte sich durch drei Generationen fort, denn auch die Tochter Marie Antoinettens, die Herzogin von Angoulême, bewies sich als Heldin, wo es die Umstände erforderten. Als es galt, Frankreich, nach der kühnen Landung Napoleons in der Provence, für den König zu erhalten und die Soldaten, die dem Zauber des großen Feldherrn nicht zu widerstehen vermochten, an ihren Fahneneid und an ihre Ehre zu erinnern, da entfaltete sie in Bordeaux jenen Heroismus, wie einst Maria Theresia in Preßburg, freilich nicht mit dem glänzenden Erfolge ihrer Großmutter. — Die Gesinnung der französischen Soldaten, falls sie lateinisch hätten

sprechen können, würde in den Ruf ausgeklungen sein: „Moriamur pro imperatore nostro, Napoleone.“

Wenn es auch der Herzogin von Angoulême nicht gelang, trotz des mutvollen Einsetzens ihrer Person, die französischen Soldaten ihrem rechtmäßigen König zu erhalten, so bleibt ihr doch ungeschmälert der Ruhm ihres tapferen Verhaltens. Napoleon ehrte den Heldenmut der Herzogin, indem er erklärte, sie sei der einzige Mann in der französischen Königsfamilie.

Dieser Ausspruch galt auch für Maria Antoinette beim Ausbruche der großen Revolution. Weder Ludwig XVI., noch seine beiden Brüder, der Graf von Provence und der Graf von Artois, hatten eine heroische Ader. Diese pulsierte allein in der schönen, heldischen Gestalt Marie Antoinettens. Doch waren ihr Mut und ihre Standhaftigkeit keineswegs darauf gerichtet, die Freiheit, die sich mit Macht bei der französischen Nation Bahn brach, zurückzudrängen und das Volk in seiner bisherigen Rechtlosigkeit zu erhalten. Sie erstrebte nur, wie es für die Gemahlin des Königs und die Mutter des Dauphins ganz natürlich war, daß der Grundstein der Monarchie nicht verrückt werde, und daß der Thron seinen festen Platz behaupte. Auch erachtete sie es für ein Unheil, wenn Frankreich, wozu die teilweise in edler Begeisterung entflammten, aber für das praktische Staatswesen nicht genug Verständnis habenden Mitglieder der Nationalversammlung nur allzu sehr hinneigten, gänzlich mit seiner Vergangenheit breche und

das Gute, was diese hervorgebracht, nicht pietätvoll bewahre. Diese Ansicht hat Taine, einer der wenigen Franzosen, der die Revolution von 1789 mit vollkommener Objektivität und mit staatsmännischem *) Auge betrachtet, in einem seiner vortrefflichen Werke durch folgende Sätze bekräftigt:

„Die nachfolgende Generation bricht nicht mit der vorhergehenden; Reformen bauen sich auf bestehenden Einrichtungen auf, und die Gegenwart, auf die Vergangenheit gestützt, dauert fort."

Daß Marie Antoinette hochherzigen Sinnes sei und für Frankreich die besten Gesinnungen hege, erkannten drei bedeutende Männer, die in den Jahren von 1789 bis 1792 durch ihre glänzende Begabung die Aufmerksamkeit Europas, ja, der Welt zu fesseln verstanden. Alle drei, die voller Vorurteile gegen Marie Antoinette gewesen waren, legten diese vollständig ab, als sie Gelegenheit gehabt hatten, den wahren Charakter der Königin kennen zu lernen. Da wich ihre frühere ungünstige Beurteilung aufrichtigster Bewunderung. Diese drei begeisterten Anhänger der französischen Erhebung, Mirabeau, Barnave und Dumouriez, wurden, als sie in Beziehungen zu der Königin traten und die Äußerungen ihrer großen

*) Taine verdiente es durchaus, daß er ein Lieblingsschriftsteller des Fürsten Bismarck geworden. Wenn der Alt-Reichskanzler in den letzten Jahren seines Lebens während der Nacht oft keinen Schlaf fand, so griff er bei seinem stets aktiven Geiste zur Lektüre und da war es meist Taine, der ihm durch seine richtigen staatsmännischen Ansichten über den Mangel hinweghalf, an dem er zu leiden hatte.

und edlen Denkungsart vernahmen, ihre aufrichtigsten und ergebensten Anhänger.

So verschieden diese drei Männer auch in Bezug auf Charakter und Begabung waren, so hatten sie doch, was Scharfblick und Menschenkenntnis anlangt, eine große Übereinstimmung. Mit sicherem Blicke und zutreffender Prüfung erfaßten sie die Individualitäten, deren genaue Kenntnis ihnen nötig war, wenn sie auf ihrer politischen Laufbahn mit ihnen zusammentrafen, da sie wissen mußten, ob sie dieselben als Freunde oder als Feinde zu behandeln hätten. Mirabeau, wie Barnave und Dumouriez sahen anfangs in der Königin eine gefährliche Feindin und erweckten deshalb gegen sie eine ungünstige Stimmung in dem weiten Kreise, der ihnen anhing. Als sie aber die Königin persönlich kennen lernten und das lautere Gold ihrer Denkungsart gewahrten, da empfanden sie Reue, die Mißstimmung gegen diese erhabene Frau gesteigert zu haben, und sie bemühten sich, mit großer Vorsicht allerdings, um ihre Popularität nicht zu gefährden, einer vorteilhafteren Ansicht über sie Eingang zu verschaffen.

Die Hochschätzung und Bewunderung dieser drei Männer, deren geistige Bedeutendheit geschichtlich feststeht, zeugt dafür, daß Marie Antoinette in Bezug auf Verstand und Herz reich ausgestattet war, und daß, wäre sie vom Geschicke, wie Anna von Österreich, zur Regentin berufen worden, ihr Charakter und ihre Intelligenz sich dieser großen und schwierigen Aufgabe gewachsen gezeigt hätten. Da sie aber

nicht die Witwe eines Königs war, sondern die Gemahlin eines Herrschers, den sie wegen seiner unendlichen Seelengüte mit jedem Jahre ihres Beisammenlebens mehr lieben und verehren lernte, so hatte sie keine Gelegenheit, Proben abzulegen, ob sie, wie Maria Theresia, befähigt sei, ein Reich unter den schwierigsten Verhältnissen zu regieren und es zu hohem Ansehen hinaufzuführen. Sie würde es für ein großes Unrecht gegen ihren Gemahl gehalten haben, wenn sie politisch hervorgetreten und bemüht gewesen wäre, Einfluß auf die Leitung des Staates zu gewinnen.

Bei Mirabeau und Dumouriez entwickelte sich, als sie die Königin näher kennen lernten, eine immer steigende Bewunderung ihres großen Charakters. Sie waren überzeugt, daß diese erhabene Frau, falls es ihr vergönnt sei, sich politisch zu entfalten, einen ehrenvollen Platz in der Weltgeschichte erringen werde, einer Isabella von Kastilien, einer Elisabeth von England und einer Maria Theresia würdig an die Seite tretend. Bei Barnave, so sehr er auch die großen Eigenschaften der Königin bewunderte, waren es doch tiefere und zärtlichere Empfindungen, die in seiner Brust erwachten. War es ihm doch vergönnt gewesen, auf der dreitägigen Fahrt von Varennes nach Paris die hohe Frau in ihrer ganzen Wesenheit zu erfassen und sie als ehrerbietige Gattin und zärtliche Mutter im schönsten Lichte zu erblicken. Von diesem Augenblicke an weihte er ihr ein Herz, das von Liebe zu einer Frau bis dahin frei geblieben.

Die Lebensgeschichte Marie Antoinettens machten begabte Männer fast aller Kulturvölker zum Gegenstande ernstester Forschungen und eingehendster Betrachtungen. Wo die Historiker nicht dem französischen Volke entstammen, urteilen sie meist gerecht und unparteiisch.

Die französischen Historiker, denen die Objektivität so schwer, ja fast unmöglich wird, sobald sie sich zu einem Tadel gegen ihr Volk verstehen müssen, dessen Ruhm sie mit Drommetenton gern aller Welt verkünden, die französischen Historiker befinden sich in nicht geringer Verlegenheit, wenn ihnen die Aufgabe zufällt, ein Urteil über Marie Antoinette abzugeben. Ihr Verstand ist zu klar und ihre Gerechtigkeitsliebe zu groß, um Auge und Herz vor dem lautern und edlen Charakter der schwer geprüften Königin zu verschließen. Sie möchten ihr alles Gute und Große, was sie in so reichem Maße besaß, und was von jedem neuen Jahrzehnte, das seit ihrem Tode verfloß, ihr von einer unparteiischen Nachwelt mit immer größerer Bereitwilligkeit zugestanden wird, gern ebenfalls einräumen, wenn es nicht gälte, die unerhörten Unbilden zu entschuldigen, deren der Konvent sich gegen die erhabene Kaisers-tochter schuldig machte. Wenn sie gegen Marie Antoinette auch keine bestimmten Anklagen vorbringen, so lassen sie in ihrer Darstellung doch durchschimmern, als ob sie bei den großen Wendepunkten ihres Lebens, wo eine erregte und irregeleitete Volksmeinung sich aufs feindlichste gegen sie wandte, nicht vollkommen

frei von Schuld gewesen sei, mithin dem Hasse der Mehrzahl der Franzosen in Betreff der „Autrichienne“ nicht ganz die Berechtigung gefehlt habe. Dies geschieht vorzüglich, wenn die berüchtigte Halsbandgeschichte, in welcher der Kardinal von Rohan eine so klägliche Rolle spielt, von den französischen Historikern ausführlich dargestellt wird. Sie überlassen da meist das Endurteil ihren Lesern und haben weder die Unbefangenheit, noch den Mut, für die gute Sache der Königin einzutreten. Die französischen Historiker entschließen sich sehr schwer, ihrem Volke Wahrheiten zu sagen, die dessen Eitelkeit kaum verträgt. Meist sind sie nicht unbefangen genug, um das tadelnswerte bei ihrem Volke überhaupt zu bemerken. Bilden sie doch einen Teil dieses, von ihnen verherrlichten Volkes, und leidet ihre Eigenliebe doch empfindlich, wenn sie das Große und Ganze tadeln, mithin sich einzuschließen haben in das Mangelhafte und Verbesserungsbedürftige. Was Goethe im zweiten Teile der großen Fausttragödie seinem Volke zuruft:

„Der Deutsche lügt, wenn er höflich ist“,

hätte in ähnlicher Weise kein französischer Schriftsteller seiner Nation zu sagen gewagt.

Die Gerechtigkeit erfordert, hier ergänzend einzufügen, daß Voltaire seiner Nation ebenfalls von Zeit zu Zeit Wahrheiten zu hören gab, die dem Ohre eines, durch Schmeicheleien verwöhnten Volkes wie ein Mißton erklangen.

Da wir eben an Voltaire rühmend hervorheben, daß er, vermöge seiner scharfen Beobachtungsgabe,

die Fehler in dem Charakter des französischen Volkes klar erkannte und sie in treffender Weise zu rügen keinen Anstand nahm, so zwingt uns diese Wahrnehmung, unsern Tadel, daß die gallischen Schriftsteller für ihre Nation meist nur großes Lob haben, in etwas einzuschränken. Wir geben zu, daß eine Minderzahl sich ein unbefangenes Urteil in Betreff ihres Landes zu bewahren versteht und dies zum Ausdrucke zu bringen den Mut findet. Gleichfalls müssen wir voll Anerkennung erwähnen, daß Marie Antoinetten schon, bevor ein Jahrzehnt nach ihrem gewaltsamen Tode verflossen war, ein beredter Verteidiger an der Seine erstand. Was fast unglaublich klingt, war dieser Verteidiger ein früherer Priester, der, beim Beginne der Revolution, seinem Gelübde untreu ward und für die neue Freiheit mit solchem Geschicke zu wirken verstand, daß er die Aufmerksamkeit einiger der bedeutendsten Konventsmitglieder auf sich zog und von diesen häufig zu schwierigen Aufgaben verwendet wurde.

Soulavie nun war es, der im Jahre 1800, als die Hochflut des Hasses und der Verleumdung, die gegen die getötete, wie ehemals gegen die lebende Königin im steten Steigen begriffen zu sein schien, sich doch allmählich minderte, Soulavie, der abtrünnige Priester und das häufig verwendete Werkzeug des Konventes, war es, der offen und ehrlich eingestand, sich in Beurteilung der erhabenen Frau gänzlich geirrt zu haben. Sich zu denjenigen wendend, die ihren Charakter entstellten und verkleiner-

ten, um die an ihr verübten Greueltaten in milderem Lichte erscheinen zu lassen, behauptet er, daß das Zeitalter erst ruhiger werden müsse, um unparteiisch einen Wahrspruch über sie abzugeben. „Die Geschichte ist ihr letzter Zufluchtsort," ruft er aus. Dann, sich seinen Landsleuten zuwendend, die sie während ihres Lebens mündlich und nach ihrem Tode schriftlich verleumdet hatten, fügt er, nicht ohne Hohn im Ton und in der Gebärde, hinzu:

„Ihr habt sie für die Nachwelt interessanter gemacht, als die berühmtesten Gattinen der Cäsaren." *)

So erfüllte sich die Hoffnung Ludwigs XVI., daß man seiner Gemahlin doch einmal Gerechtigkeit werde widerfahren lassen, viel früher, als man erwarten konnte. Man hat hier zu erwägen, daß vom Jahre 1780 an die Verleumdung gegen die edle und hochherzige Königin sich immer weiter und weiter über Frankreich verbreitet, daß die Voreingenommenheit gegen sie sich immer mehr befestigt hatte, und daß diejenigen, denen Gelegenheit ward, sie genauer kennen, mithin ihren Charakter bewundern zu lernen,

*) »Effaçons de l'histoire les trois quarts des anecdotes et des propos haineux sortis de votre bouche et de vos écrits contre la reine, dans ces circonstances. Quand vous teniez cette princesse sous votre garde, elle ne pouvait se défendre. L'histoire est devenue son dernier asyle. Vous l'avez rendue plus intéressante pour la postérité que les plus célèbres épouses des Césars.« Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. depuis son mariage jusqu'à sa mort. Par Jean-Louis Soulavie (l'aîné) Tome. premier. Préface.

darauf gefaßt waren, es müsse ein langer Zeitraum verfließen, bevor die Wahrheit*) zu ihrem Rechte gelange. Gemeiniglich ist dies der Fall, im täglichen Leben wie in der Geschichte. Doch da muß man sich mit dem Satze Schopenhauers trösten:

„Die Wahrheit kann warten, denn sie hat ein langes Leben vor sich."

Ludwig XVI. gab seiner Hoffnung, es werde die Königin von dem französischen Volke mit der Zeit richtiger beurteilt werden, in einem Briefe an die Gräfin von Polignac Ausdruck, aus dem folgende Stelle hier angeführt werden möge:

„Votre amie est bien mal jugée; mais je me flatte qu'un jour on lui rendra justice. Cependant les méchants sont bien actifs; on les croit plus que les bons, vous en êtes bien une preuve."

Bei dem Namen der Gräfin von Polignac wird jeder, der einigermaßen mit der Geschichte der französischen Revolution bekannt ist, sich vergegenwärtigen, daß diese Dame von der Königin mit ihrer Freundschaft**) beehrt ward, und daß die Sym-

*) Tout mensonge répété devient une vérité: on ne saurait avoir trop de mépris pour les opinions humaines.

Châteaubriand.

**) Wie der französische Volkshaß die Gräfin von Polignac, die man ebenso verleumdete, wie ihre königliche Herrin, aus Frankreich vertrieb, so hat man in Deutschland, obgleich das nationale Empfinden dort viel ruhiger ist und die Vernunft daselbst die Leidenschaft schneller zum Schweigen bringt, doch auch Beispiele, daß Personen, die bei den Herrschern beliebt, aber bei den Untertanen sehr unbeliebt waren, das Land meiden

pathien, die Marie Antoinette ihr bezeigte und die in der Hofgesellschaft ihr bereits vielen Neid zugezogen hatten, 1789 in den breiteren Schichten des Volkes, wo man die „Autrichienne“ mehr und mehr zu hassen begann, solche Abneigung gegen deren Günstlingin erweckten, daß diese, ihres Lebens nicht mehr sicher, ebenfalls sich zur Emigration entschließen mußte und in Deutschland ein Asyl suchte, wie so viele ihrer Leidensgefährten.

Wenn diejenigen, welche in der Geschichte den allmählichen Durchbruch der Wahrheit genau verfolgen, im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts mit Genugtuung gewahren, wie selbst aus dem feindlichen Lager heraus eine günstige Stimme für Marie Antoinette erschallte, so bemerkt man ungefähr um die Mitte desselben Säkulums bei einem französischen Geschichtschreiber noch die frühere Beflissenheit seiner Landsleute, die Königin, wenn auch nicht direkt anzuklagen, doch in einem zweideutigen Lichte erscheinen

---

mußten, über das ihr Protektor gebot. Richard Wagner, den König Ludwig II. von Baiern wegen seines musikalischen Genies sehr hochstellte und zugleich persönlich liebgewann, mußte aus München sich nach der Schweiz zurückziehen, als die Abneigung gegen ihn allerorten zu Tage trat. Man meint, daß König Ludwig II., hierdurch schmerzlich betroffen, seitdem den Aufenthalt in München so weit einschränkte, wie es nur irgend anging. Auch König Karl von Württemberg, der seine Abende gern mit Amerikanern zubrachte, deren Gesellschaft ihm sehr zusagte, mußte sich von ihnen trennen, da in Stuttgart die Stimmung gegen sie allmählich eine ebenso erbitterte ward, wie in München gegen Richard Wagner.

zu lassen. Es ist Louis Blanc, den wir meinen. In seiner Darstellung der Halsbandgeschichte ist die Unschuld der Königin nicht über allem Zweifel erhaben. Louis Blanc, der ein Mann von Talent und zugleich sicher gewillt war, nur die Wahrheit zu sagen, besaß doch für einen Geschichtschreiber nicht die erforderliche Objektivität. Die heiße republikanische Ader, die ihn durchglühte und ihm eine ruhige Beurteilung der Vergangenheit und Gegenwart unmöglich machte — daß die provisorische Regierung ihm im Jahre 1848 gestattete, einige Monate hindurch seine sozialistischen Experimente mit schwerster Belastung der Staatskasse ins Werk zu setzen, hatte ja die blutige Juni-schlacht zur Folge — gestattete ihm auch nicht, eine erhabene Frau, die das Königtum so glänzend repräsentierte, mit unvoreingenommenem Auge zu betrachten und sie mit vollkommener Gerechtigkeit zu würdigen.

Da war Thomas Carlyle viel geeigneter, mit kühler, gewissenhafter Prüfung die verwickelten Lagen, in die Marie Antoinette schon vor dem Ausbruche der Revolution geriet, zu entwirren, und der historischen Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Die Engländer, die Thomas Carlyle mit Recht zu ihren besten Schriftstellern zählen, schätzen namentlich sein Werk über die französische Revolution. Besaß Carlyle doch die Unbefangenheit, auf die vielen Schattenseiten in dieser großen Staatsumwälzung hinzuweisen, während die französischen Historiker, wenn sie auf diesen bedeutsamen Wendepunkt in der Ge-

schichte ihres Volkes zu sprechen kommen, nur begeistertes Lob für diesen Bruch mit der Vergangenheit haben und die Gesetze der Nationalversammlung preisen, deren Tendenz vollste Anerkennung verdient, bei denen es aber zu beklagen bleibt, daß sie ein Volk vorfanden, welches sie nicht in Anwendung zu bringen verstand.

Übrigens lassen sich die meisten Geschichtschreiber der europäischen Kulturvölker von der Sonne der Freiheit blenden, die 1789 in Frankreich aufging. Vor allem war dies bei den Zeitgenossen der Fall. Trugen doch die meisten europäischen Staaten noch schwer an den Überbleibseln des Mittelalters, ohne deren Hinwegräumung ein freier Mannesschritt nicht möglich war. Deshalb jubelte man in ganz Europa, als sich die Kunde durch den Weltteil verbreitete, daß die Bastille von dem Pariser Volke zerstört worden sei. Die Dichter priesen den Fall des französischen Zwing-Uri. Klopstock vergaß sein Alter und besang mit jugendlichem Feuer die Sonne der Freiheit, die über Frankreich leuchtete. Klopstock*) stand auf Seite der französischen Revolution, bis sie durch Mord und Brand ihren anfänglichen Ruhm beeinträchtigte.

*) Klopstock sprach reumütig ein Pater peccavi, als er zu einer richtigeren Ansicht gelangte. Er wandte schaudernd seinen Blick von dem Schauplatze, wo ein Bailly, ein Malesherbes, ein Lavoisier und viele andere Leuchten der Wissenschaft und Zierden der Menschheit unter dem Fallbeile der Guillotine ein Leben aushauchten, das ihrem Volke noch hätte zum Heile gereichen können.

Wie die Engländer vielen verdammenden Urteilen Carlyles über die französische Revolution zustimmen, so loben sie besonders an ihm, daß er die Königin Marie Antoinette liebevoll würdigte, als man nicht bloß in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern oft noch Ungünstiges über sie aussagte. Der kühle Schotte kommt in seinem Geschichtswerke über die französische Revolution, worin er viele schöne Züge aus dem Leben Marie Antoinettens mitteilt, zur wärmsten Darstellung und gewinnendsten Schilderung.

Bei Carlyle ging die kühle, unparteiische Beurteilung Marie Antoinettens während seiner gewissenhaften Prüfung aller Charaktere, die im Laufe der französischen Staatsumwälzung auf den Gang der Begebenheiten größeren oder geringeren Einfluß ausübten, allmählich in begeisterte Anteilnahme über. Begegnete er doch in dem Leben der Königin steter Liebe zu den Mühseligen und Beladenen, deren Last sie erleichterte, soweit sie es irgend vermochte. Dies sprach für ihr Herz. Dann bewunderte er ihre Wahrhaftigkeit, ihren Heldenmut und ihre Liebe zu einem Gemahl, dem doch, bei großer Seelengüte, das eigentlich Königliche gänzlich gebrach, was ihr in so hohem Grade zu teil geworden.

Diese Begeisterung Carlyles für Marie Antoinette beweist, daß er der Königin eine genauere und gewissenhaftere Prüfung widmete, als jene Geschichtschreiber, die ungünstig über sie urteilen, die aber für ihre Behauptungen nichts anderes vorzubringen

imstande sind, als die ungerechten und leidenschaftlichen Ergüsse, in denen die französische Tagespresse sich während der Revolution über sie erging.

Jene begeisterte Zuneigung, die Thomas Carlyle zu Marie Antoinette faßte, als er durch gewissenhafte Prüfung aller objektiven Berichte über sie zu der Überzeugung gelangt war, daß eine der edelsten Frauen zugleich eine der unglücklichsten gewesen; diese Liebe und Verehrung empfanden alle Personen für die Königin, die Gelegenheit hatten, sie während ihrer Lebenszeit in nächster Nähe zu beobachten und sich an ihrem schönen Walten zu erfreuen. Wie Marie Antoinette von ihrer Mutter Klugheit, Hochsinn und Schönheit geerbt hatte, so gewann sie auch, ganz wie Maria Theresia,*) die Herzen aller, die in das ihrige zu blicken vermochten.

*) Der englische Gesandte Robinson, der beim Ausbruche des ersten schlesischen Krieges häufig die Wiener Hofburg betrat, weil Maria Theresia ihn in ihrer schwierigen Lage oft zu Rate zog, faßte aus seinen langen Unterredungen mit der hochsinnigen Frau Zuneigung und Verehrung für die auf Gott vertrauende, furchtlose Herrscherin. Er begab sich aus Liebe zu ihr in das Hauptquartier des preußischen Königs, um diesen zu bestimmen, daß er seine Ansprüche auf Schlesien ermäßige. Als er in Strehlen mit dem Könige eine eingehende Unterhaltung hatte, so sprach er für Maria Theresia als der beredteste Anwalt. Friedrich II., dem solche begeisterte Teilnahme für Maria Theresia durchaus nicht in seine Pläne paßte, hat in seiner Schilderung von dieser Zusammenkunft nur Spott für Robinson. Er behauptet, der englische Gesandte habe für die Königin von Ungarn in einem Tone gesprochen, als ob er eine Rede im Unterhause halte.

Wie wir unsere Genugtuung äußerten, daß im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts aus dem feindlichen Lager für Marie Antoinette die günstige Stimme eines republikanischen Franzosen erschallte, wie wir es rügen mußten, daß Louis Blanc es zu einer gerechten Beurteilung der edlen Königin nicht zu bringen vermochte, so dürfen wir wieder unsere Befriedigung ausdrücken, daß im letzten Dritteile unseres Säkulums ein in der Kunst hervorragender Franzose sich aufs liebevollste über die erhabene Frau äußerte, der Frankreich, weil es sich in zu großer Schuld gegen sie befindet, niemals genug Sühne zu leisten vermag. Gounod war es, der wenige Monate vor seinem Tode aufgefordert ward, ein Verdikt über Marie Antoinette abzugeben. Wie viele liebliche Melodien aus seinen Opern schmeichelnd unser Ohr umtönen, so erlabte sich unser Herz und unser Verstand an dem richtigen und liebevollen Urteil, das er über Marie Antoinette abgab, wenn er auch wegen der großen Schwäche, die ihn oft im letzten halben Jahr seines Lebens befchlich, die Aufforderung ablehnen mußte, einen längeren Artikel über sie in einer musikalischen Zeitschrift zu veröffentlichen.

Als Gounod, obgleich es schon Spätherbst geworden, eines Tages in dem schönen Garten seiner Villa saß und den Duft der Rosen in sich einsog, die ihn rings umblühten, da ward er seinem Sinnen, das sich immer häufiger auf das Jenseits richtete, als ob er den herannahenden Tod gefühlt hätte,

durch einen Besuch entrissen, der ihm für den Augenblick nicht gelegen kam, weil er ihn hemmte in seinem Aufschwunge nach oben. Der Herr, der vor ihm hintrat, war ein Schriftsteller und kam mit einem Ersuchen. Jules Simon ließ durch ihn Gounod auffordern, er möge die „Vie Contemporaine“ mit einem Artikel schmücken, in dem er Marie Antoinette als Musikfreundin schildere. Gounod hörte der Auseinandersetzung des Schriftstellers aufmerksam zu, blickte dann sinnend auf die Rosen, die ihn durch Farbe und Duft erquickten, und sprach, das Haupt neigend, für sich hin: „Ja, Marie Antoinette!“ Nachdem er einige Augenblicke schweigend verharrt hatte, richtete sich seine Gestalt höher auf, und sein Auge leuchtete, als ob er ein herrliches Bild vor sich gewahre. Sich hierauf dem Schriftsteller zuwendend, sprach er:

„Sie war Königin genug, um musikalisch zu sein; sie liebte Gluck, Grétry, Mozart. Ihr Grab sollte immer mit Blumen bekränzt sein.“

Gewiß geziemte es für Frankreich, das Grab Marie Antoinettens täglich mit Blumen zu schmücken, da es für unerhörte Kränkungen, die es ihr zufügte, Buße zu tun hat. So erwirkt es sich im Himmel Vergebung.

Chateaubriand drückt einen ähnlichen Gedanken in einem Briefe an Guizot aus. Seine Worte lauten:

„J'espère bien que le sacrifice de quelque victime innocente tombée dans notre révolution obtiendra dans le ciel la grâce de notre coupable patrie.“

Wie Gounod in den letzten Monaten seines Lebens sich liebevoll über Marie Antoinette äußerte, so widmete Manzoni ihr in den letzten Jahren seines irdischen Daseins häufige Betrachtungen, die immer anerkennender und wärmer wurden, je tiefer er ihren Charakter erfaßte. In der Beurteilung der edlen, vielverkannten Königin stimmte er mit Thomas Carlyle ganz überein.

Während seiner Erforschung der Gefühls- und Gedankenwelt Marie Antoinettens ward in ihm der Wunsch immer lebhafter, ihr Leben zu beschreiben. Hätte ihn nicht der Tod in seinem Vorhaben gehindert, so besäßen wir eine Biographie Marie Antoinettens aus der Feder des berühmten Italieners. Zwei hochangesehene Eideshelfer hätten dann der Königin in ihrem Prozesse vor der Weltgeschichte zur Seite gestanden: Alessandro Manzoni und Thomas Carlyle.

Manzoni besprach seinen Plan, der Königin ein literarisches Denkmal zu errichten, gerne mit Personen, die auf geistiger Höhe standen, und von denen er annehmen durfte, daß sie ihn verstehen würden. Frei von falscher Bescheidenheit und sich der Kraft bewußt, eine schwierige Aufgabe glücklich zu lösen, äußerte er, auf seine beabsichtigte Biographie wiederholt zurückkommend:

„Ich werde in meinem Werke zeigen, daß ein großer Dichter und ein großer Historiker, ohne sich gegenseitig zu schaden, im selben Menschen zusammenwirken können."

Daß Manzoni so gern eine Biographie Marie Antoinettens geschrieben hätte, erklärt sich aus einem doppelten Grunde. Einmal zog die Königin, je deutlicher ihr geistiges Bild vor ihn hintrat, ihn immer mächtiger an, da Herzensgüte, Liebenswürdigkeit, Schönheit und Heldenmut ja stets den Dichter gefangen nehmen, und dann fesselten ihn bei seinen historischen Forschungen vorzüglich solche Personen, die eine frühere Geschichtschreibung ungerecht und lieblos beurteilt hatte, weil sie aus getrübter Quelle schöpfte. Hier berichtigend einzugreifen, sah er für die Pflicht des Dichters an. Der Dichter blickt ja von einer höheren Warte auf die menschlichen Dinge herab, als von der Zinne der Partei. Deshalb muß er, dessen Blick durch parteipolitische Befangenheit nicht getrübt ward, diejenigen historischen Persönlichkeiten, deren Bild durch mehr oder minder ungerechte Beurteilung entstellt worden, so schildern, wie sie in Wahrheit fühlten, dachten und handelten.

In diesem edelmütigen Bestreben hatte Manzoni Lessing zum Vorgänger.

Gewiß wäre eine Biographie Marie Antoinettens aus der Feder Manzonis hochwillkommen gewesen. Da sie uns versagt blieb, so haben wir es als eine große Gunst des Geschickes zu erkennen, daß bald nach dem Tode Manzonis eine Selbstbiographie Marie Antoinettens ans Licht trat, für deren Aufdeckung wir dem Kaiser Franz Joseph und dem Archivar von Arneth zu tiefem Danke verpflichtet sind.

Ohne Zweifel dürfen wir den Briefwechsel zwischen der Kaiserin Maria Theresia und der Königin Marie Antoinette als eine Selbstbiographie bezeichnen, indem die Tochter ihrer Mutter, seit sie in Frankreich weilte, von ihrem Fühlen und Denken ein Bild entwarf, gegen dessen tiefe Innerlichkei und Treue jeder Biograph und Geschichtschreiber weit zurückbleibt.

Durch diese Selbstbiographie gelangen alle diejenigen, die bisher keine bestimmte Ansicht über Marie Antoinette hegten, zu einer festen Meinung.

Die widersprechenden Urteile, die bisher über die unglückliche Königin gefällt wurden, hatten sie unsicher gemacht. Sie wagten keinen Wahrspruch abzugeben, der ja zu günstig oder zu ungünstig ausfallen konnte. Von nun an schwankt das Bild der Königin nicht mehr ungewiß in der Geschichte. Sie ist, gleich ihrer erhabenen Mutter, eine Zierde des Menschengeschlechts und des Königtums. Wir lernen sie aus ihrer Selbstbiographie als die ehrerbietigste Tochter, als die liebevollste Gattin, als die treueste Mutter kennen. Ihre letzte Ermahnung an ihre Kinder, ihnen Verzeihung und Vergebung aller, ihr angetanen Schmach anempfehlend, liefert den Beweis, wie sie, wenn sie länger über die ihr Teuersten hätte wachen können, dieselben zu herrlichen Menschen ausgebildet haben würde, wozu die beste Anlage in ihnen vorhanden war. Der Dauphin hatte die Seelengüte seines Vaters und den Hochsinn seiner Mutter, während Madame Royale, abgerechnet etwas Stolz auf ihre hohe Geburt, von den vorzüglichsten

Eigenschaften ihrer Eltern ebenfalls reichlich geerbt hatte.

Marie Antoinette kann demnach nicht bloß vom begrenzten königlichen, sondern vom allgemein menschlichen Standpunkte als Vorbild dienen und zur Nachahmung auffordern. Wenn Walther von der Vogelweide, dem Österreich, das jetzt diesen größten lyrischen Dichter des Mittelalters als unbestrittenes Eigentum besitzt, ein schönes Denkmal errichtete, dem deutschen Weibe die Palme vor allen übrigen zuerkennt — er, der in vielen Ländern gewesen war, durfte schon zwischen den Frauen der verschiedenen Völker einen Vergleich anstellen und ein Urteil über sie abgeben — so berechtigt Marie Antoinette, neben zahlreichen lobwürdigen Schwestern, ihn vorzüglich zu seinem preisenden Ausspruche.

Von den historischen Persönlichkeiten, die auf weltgeschichtliche Ereignisse Einfluß hatten, sind nicht die Taten, die vor aller Augen geschahen, das bestimmende Moment zu ihrer Abschätzung, sondern die Gesinnungen, aus denen ihr Handeln floß. Der Geschichtschreiber hat zu erforschen, bevor er ein Lob ausspricht, ob Hoheit des Gedankens und Reinheit des Herzens, als edle Paten, die Tat über die Taufe hielten. Deshalb sind Selbstbekenntnisse historischer Persönlichkeiten, wie sie in entscheidenden Abschnitten ihres Lebens dachten und fühlten, von höchstem Werte und müssen, bei Abschätzung ihrer Individualität, in die Wagschale gelegt werden.

Daß das Vordringen in das innere Forum

großer, entscheidungsvoller Persönlichkeiten wesentlich, ja unerläßlich sei, erkannten sehr richtig die Geschichtschreiber des Altertums. Wo die Geschichte sie im Stiche läßt, insofern die großen Männer über ihre Taten, die oft das Schicksal ganzer Nationen entschieden, keine Aussprüche hinterließen, die über ihren Seelenzustand in den wichtigsten Momenten ihres Lebens Kunde geben, da zeigen die antiken Historiker, daß sie nicht trockene Berichterstatter sind, sondern bedeutende Psychologen. Sie lassen ihre Helden sich so aussprechen, wie sie es wahrscheinlich getan haben würden, wenn es sie gedrängt hätte, von ihrem Innern vor Mit- und Nachwelt Rechenschaft abzulegen. Unter den römischen Geschichtschreibern tritt in dieser psychologischen Nachhilfe vor allem Livius hervor. Hannibal und Scipio, die sich vor der Schlacht von Zama weder sahen, noch sprachen, läßt er vor der großen Entscheidung, die Karthagos Fall und Roms Weltherrschaft zur Folge hatte, in langen Reden alles anführen, was beide zum Vorteile ihrer Lage und ihres Vaterlandes hätten vorbringen können. Livius war bei Hannibal und Scipio nicht bis auf den tiefsten Herzensgrund vorgedrungen. Er ließ sie mit großem Scharfsinn sprechen, wie es ein bedeutender römischer Advokat getan haben würde. Bis zum Forum ihres Herzens gelangte er nicht, da diese beiden mächtigen Persönlichkeiten über ihn hinausragten. Das gelang einem griechischen Geschichtschreiber, der größer und tiefer war, als Livius. Wir meinen den unvergleichlichen Darsteller des pelopon-

nesischen Krieges: Thukydides. Wenn Thukydides den größten Staatsmann der ruhmreichsten Stadt des Altertums den in einer Seeschlacht gefallenen Athenern die Gedächtnisrede halten läßt, so pulsiert in ihr das Herzblut des Perikles.

Was uns bedeutende Geschichtschreiber des Altertums von dem Empfinden und Denken der Helden, die sie uns vorführen, in anschaulicher Schilderung mitteilen, besitzen wir, nicht ganz gleich, aber doch ähnlich und nicht minder vollkommen, in dem Briefwechsel der Kaiserin Maria Theresia und der Königin Marie Antoinette. Wer sich in diesen Briefwechsel vertiefte und an den Empfindungen der beiden erhabenen Fürstinnen sich erbaute und erquickte, der wird mit uns dem Kaiser Franz Joseph stillschweigend ehrerbietigen Dank abstatten, daß er diesen Schatz nicht ängstlich in seiner Hofbibliothek hütete, sondern seinem Archivar, dem Ritter von Arneth, gestattete, zwei Frauen, die gar nicht richtig genug erkannt werden können, in dem vollen Glanze ihres Geistes und Gemütes, zunächst dem deutschen Volke, und dann der ganzen Menschheit darzustellen, auf daß diese lerne, in schwierigen und verhängnisvollen Lagen des Lebens stets den unerschütterlichen Pol reinen Gewissens zu bewahren und würdevoll das Schwerste zu bestehen.

Das Leben Marie Antoinettens zerfällt in drei Abschnitte:

die Erzherzogin von 1755—1770,
die Dauphine von 1770—1774,
die Königin von 1774—1793.

Ihre Kindheit in Österreich war die glücklichste Zeit ihres Lebens. Leider ward sie schon früh ihrer Heimat entrissen, da Maria Theresia, bei aller Liebe für ihre Kinder, das Wohl ihres Landes*) höher stellte, als das ihrer Familie. Die erhabenste aller Herrscherinnen**), die je ein Volk regiert — wir blicken nach England, Spanien und Rußland bei unserm Vergleiche — dachte und handelte stets groß und uneigennützig. Marie Antoinette mußte dem Dauphin von Frankreich zum Altare folgen, weil ihre Mutter hoffte, durch diese Heirat werde der jahrhundertalte Streit zwischen zwei mächtigen Völkern sein Ende erreichen und für den Weltteil dadurch Friede und Wohlfahrt erblühen.

Mit dem Augenblicke, wo Marie Antoinette ihre Heimat verlassen mußte, begann für sie eine Zeit der Unruhe, Angst und Sorge. Wie sie ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin von Noailles, bei der Begrüßung ihres französischen Hofstaates, unter Tränen versicherte, machte der Gedanke sie unruhig, ob sie, bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit, den Pflichten, die sie erwarteten, werde Genüge leisten können. Also ihre Tränen flossen, als sie, auf der Rheininsel, zuerst französischen Boden betrat. Doch hatte sie be-

*) Maria Theresia, ihre Pflichten in Betreff ihrer Familie und ihres Volkes gegeneinander abwägend, sagte einmal: »Meine Untertanen sind meine ersten Kinder, ihnen schuld' ich meine nächste Sorg — mit den übrigen hat's noch Zeit.«

**) Maria Theresia gehört zu jenen Persönlichkeiten, welche bei einem eindringenden Studium nur gewinnen.

Graf Bentink.

reits wieder Sonnenglanz in ihren Mienen, als sie, bei ihrem feierlichen Einzuge in Straßburg, von der Bevölkerung jubelnd willkommen geheißen wurde. Sie wandte dem Volke, das von beiden Seiten der Straße her Rufe der Freude erschallen ließ, dankend ihr Antlitz zu. Goethe sah sie lächelnd zu ihrer Begleiterin sprechen, als sie in der Glaskutsche an ihm vorüberfuhr. Der schönste deutsche Jüngling richtete seine strahlenden, braunen Augen auf die schönste deutsche Jungfrau. Dieser schöne deutsche Jüngling und diese schöne deutsche Jungfrau hatten, außer ihrer gewinnenden körperlichen Erscheinung, auch innere Ähnlichkeit. Beide, obgleich günstig, ja verschwenderisch von der Natur ausgestattet und mit Anerkennung und Huldigungen überhäuft, beharrten ihr ganzes Leben hindurch in der Tugend, die für das deutsche Volk charakteristisch ist, in der Bescheidenheit.

Als Marie Antoinette der Erzherzogin Christine in einem Briefe berichtete, daß bei ihrem Einzuge in Straßburg die Glocken sämtlicher Kirchen geläutet, und daß von den Wällen der Festung die Kanonen ihr einen donnernden Gruß entgegengesandt hätten, schloß sie ihre Schilderung mit den Worten: „Viel zu viel Ehre für Eure kleine Schwester.“ Mit großer Befriedigung erwähnt sie dann die Fülle der Blumen, die man ihr auf ihrem ganzen Wege durch das Elsaß, meist durch Kinder, die Verse dabei sprachen, überreichen ließ. Wo sie diesen Umstand erwähnt, fügt sie hinzu, daß sämtliche Gänge in der Wiener Hofburg nicht Raum genug bieten würden, um diese

reichen Spenden der Flora in sich aufzunehmen und gut unterzubringen.

Wenn Marie Antoinette beim Betreten des französischen Bodens geweint hatte, weil sie sich zu jung glaubte für die ernsten und schweren Aufgaben, die ihrer harrten, so flossen, bald nach ihrer Hochzeit, viele Nächte hindurch ihre Zähren und netzten das Kissen, auf dem sie ruhte, ohne daß ihre Augenlider sich senkten. Die Nachricht, daß bei dem Feuerwerke, das zur Feier ihrer Vermählung in Paris, neben andern Festlichkeiten, veranstaltet worden, viele Personen erdrückt und zertreten worden seien, da die Volksmassen sich gestaut hätten, erfüllte sie mit tiefster Trauer und Niedergeschlagenheit. Was sie in ihrer großen Bekümmernis ein wenig aufrichtete, war, daß ihr Gemahl, ganz wie sie, keine Ruhe finden konnte und stets an das Unglück denken mußte, an dem er sich gleichsam schuldig glaubte, weil ja ihm zu Ehren die Feierlichkeiten veranstaltet worden. Bei dieser traurigen Gelegenheit lernte sie des Dauphins tiefes Mitgefühl für die Leiden des Volkes kennen, sowie seine Beflissenheit, wo es galt, die Not der Bedürftigen zu lindern. In diesen schönen und edlen Empfindungen begegneten sich die beiden Ehegatten. Sie spendeten so reichlich an die Unglücklichen in Paris, daß sie für sich selbst nichts übrig behielten. Als der König davon erfuhr, daß der Dauphin und die Dauphine in Verlegenheit geraten seien, weil sie der Not anderer, über ihre Mittel hinaus, abgeholfen hatten, machte er der Ebbe in ihrer Kasse ein Ende.

So diente die Pariser Katastrophe dazu, Marie Antoinette zwei schöne Tugenden ihres Gemahls kennen zu lehren: Mitleid und Wohltätigkeit. Seine tiefe Religiosität hatte sie bereits verehren gelernt, als er ihr das „Livre d'Heures" zum Geschenke machte. Bei dieser Gelegenheit besprach er mit seiner Gemahlin das, für jeden Menschen wichtigste Thema: sein Verhältnis zu Gott.

So waren es die Tugenden des Dauphins, die ihm das Herz seiner jungen Gemahlin mehr und mehr gewannen. Es zeigt sich in der, immer mehr erstarkender Liebe der Dauphine zu ihrem Gemahle, wie tief und edel sie veranlagt war. In dem Briefe, in dem sie ihrer Schwester Christine ihre erste Begrüßung von seiten des Königs und der königlichen Familie im Walde von Compiègne schildert, bemerkt sie: „Und da stand mein Herr und Gebieter." In diesen Worten ist ausgedrückt, wie sie sich stets die Ermahnung ihrer Mutter gegenwärtig hielt, daß sie ihrem Gemahle unbedingten Gehorsam schulde.

In den Briefen, die Maria Theresia während des Jahrzehnts von 1770—1780 mit ihrer Tochter, der Dauphine und der späteren Königin, wechselte, tritt ihr Geist glänzend und ihr Herz wohltuend hervor. Eine Stelle in ihrem Briefe an die Dauphine, wo sie ihr Vorwürfe macht, daß sie die Deutschen, die ihr in Versailles vorgestellt wurden, nicht freundlich genug empfangen habe, gibt ihr Gelegenheit, es auszusprechen, wie hoch sie den Charakter ihres Volkes schätzte und dessen Wesenheit würdigte. Wie versteht

Maria Thereſia alle günſtigen Eigenſchaften des deutſchen Volksſtammes in einen Brennpunkt zu ſammeln, von dem aus ſie ein glänzendes Licht über die ganze Nation verbreitet! Dieſe Empfindlichkeit in dem Briefe an ihre Tochter, weil ſie glaubt, daß den Deutſchen in Verſailles nicht ſo begegnet wurde, wie ſie es für alle Mitglieder ihres Volkes beanſpruchte, bekundet, daß die Enkelin Rudolphs von Habsburg nicht das Blut vergaß, das in ihren Adern rollte. Gewiß bewahrte ſie den Ungarn, die das Schwert für ſie gezückt hatten, als ihr überall Feinde erſtanden, die ſich in ihre Erblande zu teilen gedachten, ewige Dankbarkeit. Unbeſtritten war ſie den verſchiedenen Nationalitäten, über die ihr Zepter waltete, eine gerechte Herrſcherin und bevorzugte keine vor der andern. Sie durfte, wie Iſabella von Meſſina, von ſich ſagen:

„Gleich unter ſie verteil' ich Lieb' und Sorge."

Aber dabei blieb ihr das berechtigte Hochgefühl, durch ihre Abſtammung einem Volke anzugehören, das für die Weltkultur ſo Großes geleiſtet hatte.

Übrigens waren die Vorwürfe, die Maria Thereſia gegen ihre Tochter erhob, daß dieſe das deutſche Volk nicht zu ſchätzen wiſſe, ungerecht und beruhten auf unrichtiger Annahme. Sie ſind zurückzuführen auf Berichte, die ihr von Deutſchen, die ſich am Hofe von Verſailles hatten vorſtellen laſſen und, weil ſie ſich nicht geltend zu machen verſtanden, auch nicht zur Geltung gelangten, in gekränkter Empfindlichkeit abgeſtattet worden. Dieſe ungenauen Berichte

sind durchaus nicht zu beklagen, weil sie der Mutter, wie der Tochter, dazu verhalfen, ihr deutsches Herz zu entdecken. Wie die große Kaiserin, als sie Mitglieder des deutschen Volkes gering geachtet glaubte, die vielen Vorzüge ihrer Nation mit beredten Worten hervorhob, so weiß ihre Tochter, die Erzherzogin Maria Antonia, die Dauphine von Frankreich geworden, mit einer, für ihre Jugend bewunderungswürdigen Sicherheit festzustellen, daß der größere Teil ihres Herzens dem Lande geweiht sein müsse, für das ihr Gemahl und sie dereinst vor Gott sich zu verantworten hätten, weil ihnen dessen Obhut anvertraut worden, daß aber immer in einem kleineren Teile ihres Herzens *) die Liebe zu ihrer Familie und Österreich fortleben werde.

Daß Marie Antoinette stets eine innige Freude empfand, wenn sie in Versailles viele deutsche Gesichter um sich sah, spricht sie wiederholt in den Briefen aus, die sie an Mitglieder ihrer Familie schrieb, und in denen ihre Empfindungen und Gedanken sich treu abspiegelten. So schrieb sie am 25. Februar 1774 an ihre Schwester Christine:

„Es befinden sich oft so viele alte Wiener Bekanntschaften um mich herum, daß ich noch bei Euch zu sein glaube."

In den Briefen Maria Theresias an ihre Tochter, die so reich sind an den klügsten Ratschlägen und an den treffendsten Bemerkungen über die Dinge

*) Pourtant j'ai un bon petit coin éternel pour ma famille et mon pays de naissance.

in Österreich und Frankreich — namentlich ist es erstaunenswert, wie die Schäden im französischen Staatswesen von ihr durchschaut wurden — in diesen Briefen wird es jeden, der Ludwig XV. nur aus der ungünstigen Schilderung der Geschichtschreiber kennen lernte, zuerst befremden, daß die große Kaiserin einem Könige, der seinen Regentenpflichten so wenig gerecht ward, an mehreren Stellen hohes Lob spendet. Es hat aber, wer diese Stellen liest und an ihnen Anstoß nimmt, zu beachten, daß die Kaiserin ihr Lob dem König nicht als solchem spendet, sondern als Familienvater oder, noch enger begrenzt, als Großvater. Sein gütiges und zärtliches Verhalten zu ihrer Tochter, der Gattin seines ältesten Enkels, findet ihre dankbare Anerkennung. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat die Kaiserin in dem Lobe des Königs vollkommen recht, bei unparteiischer Erwägung wird man ihr zustimmen.

Maria Theresia, die stark in der Liebe wie im Hasse, war, bewahrte für Ludwig XV. stets das Gefühl der Dankbarkeit, weil er ihr im siebenjährigen Kriege ein beharrlicher, wenngleich nicht wirksamer Bundesgenosse gewesen. Als er nun durch Verheiratung seines Enkels mit ihrer Tochter in enge, verwandtschaftliche Beziehungen zu ihr trat, so steigerte sich ihr Wohlwollen und ward allmählich Zuneigung. Daß sie Zuneigung für Ludwig XV. faßte, war ganz natürlich, denn die Briefe ihrer Tochter berichteten oft von Güte und Liebe, die ihr der König bewies. Nach dem warmen Lobe, das Marie Antoinette fast in

jedem ihrer Briefe dem Dauphin spendet, wird der König am anerkennendsten erwähnt. Marie Antoinette rühmt am König, daß er ihr tausendfach Güte beweise. Ihre Versicherung, daß sie ihn zärtlich liebe, ist die folgerichtige Äußerung eines dankbaren Herzens. In einem Brief an ihre Mutter sagt sie: „Es ist unmöglich, den König nicht zu lieben."

Allerdings stellte sich von Zeit zu Zeit eine Minderung ihrer töchterlichen Liebe zu Ludwig XV. ein; doch war diese vorübergehende Entfremdung die Schuld des Königs und nicht die ihre. Wenn sie an sein Verhältnis zur Gräfin Dubarry erinnert ward, regte sich bei ihr das Gefühl des Unwillens, ja der Empörung.

Wer das Kapitel „Die französische Königsfamilie im Jahre 1770" aufmerksam und unvoreingenommen las, die mildernden Momente, die dort für Ludwig XV. angeführt wurden, gerecht und sorgsam erwägend, der wird das Lob, das ihm von Maria Theresia und Marie Antoinetten gespendet wird, ganz begreiflich finden. Es ward in seiner Charakteristik betont, daß er in der ersten Zeit seiner Verheiratung einen musterhaften Ehemann abgab, daß er seine Gemahlin zärtlich liebte und für die schönsten Frauen, auf die man seine Aufmerksamkeit lenkte, kaum ein Auge hatte. Leider mußte hinzugefügt werden, daß er sich aus der Sphäre der Tugend, nach kurzem Verweilen in ihr, weit verirrte. Doch hatte er sich eine Zeitlang in ihr wohl gefühlt und gesund in ihr geatmet. Das Reine und Unschulds-

volle hatte in seinem Jünglingsalter — er mußte ja eine Ehe eingehen, bevor er zum Manne gereift war — hohen Reiz für ihn, und er erfuhr dessen Anziehungskraft im Alter, als sein Enkel das Versailler Schloß mit einer holden und tugendhaften Gattin schmückte. Das „Ewig-Weibliche", von dem Goethe singt, zog den König mächtig an, und rief seine guten Instinkte, die in langjährigem Verkehr mit Hetären entschlummert waren, wieder wach, so daß, wenn er bei Marie Antoinetten weilte, der Urgrund einer besseren Natur zeitweise aufs neue zu Tage trat. Es hat demnach der tugendhafte Hauch, den der König bei der Gemahlin seines ältesten Enkels einatmete, für Stunden und Tage läuternd auf ihn gewirkt, so daß, als der Moment herannahte, wo er zur Ewigkeit abberufen wurde, er nicht mehr der Sinnlichkeit gänzlich ergeben war, sondern durch Empfänglichkeit für das Höhere in der Menschennatur sich geeignet gemacht hatte, in seinen letzten Stunden durch Buße und Reue eine schuldvolle Vergangenheit zu sühnen.

In den vier Jahren, die Marie Antoinette als Dauphine in Frankreich weilte, suchte sie das Volk, dessen Königin zu werden sie bestimmt war, genauer kennen zu lernen. Sie hatte nun die Genugtuung, dort Empfindungen und Gedanken zu begegnen, die den höchsten Schichten der Gesellschaft Ehre gemacht hätten. Durch dieses liebevolle Versenken in die französische Volksseele machte sie sich fähig und würdig für die Stellung als Königin, die ihr das Schicksal

bestimmte. Die Dauphine ist in ihrem freundlichen und gütigen Verkehr mit dem Volke, in ihrer immer mehr erstarkenden Liebe zu dem tugendhaftesten Manne Frankreichs und in ihrem läuternden Einfluß auf einen König, dessen Moralität der Aufhilfe so dringend bedürftig war, eine überaus anziehende Erscheinung. Frankreich hatte dankbar zu sein für das kostbare Pfand, das Maria Theresia ihm anvertraute.

Wer die Dauphine in den Jahren von 1770 bis 1774 sich vergegenwärtigt, wird, gleich einem berühmten englischen Staatsmanne, entzückten Blickes auf so viel Schönheit und Anmut verweilen; wer ihren huldvollen Verkehr mit den unteren Volksschichten und ihre stete Beflissenheit zu fördern und zu helfen, aufmerksam beobachtet, wird, wie Thomas Carlyle, in ehrerbietiger Anerkennung das Haupt vor ihr senken und in Worte der Bewunderung ausbrechen. Ganz Deutschland aber darf stolz sein auf die zweitgrößte Tochter aus dem Hause Habsburg. Sie ist eine leuchtende Bestätigung des Satzes, den Walther von der Vogelweide aufstellt, der, da er die Sitten vieler fremder Völker kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, zu dem, seinem Herzen so wohltuenden Bekenntnisse gedrängt ward: „Die deutschen Frauen sind besser, als alle anderen in der Welt."

Am zweiten Osterlag des Jahres 1901.

Ludwig Brunier.

Die Kindheit Marie Antoinettens.

Am 2. November 1755 gebar Maria Thereſia eine Tochter, die unter den Kindern, die ſie ihrem Gemahle ſchenkte, neben dem Kaiſer Joſeph II. den erſten Platz einnimmt, was große Geſinnung, Herzensgüte und Seelenadel anbetrifft. Der Tag ihrer Geburt fiel mit dem Erdbeben von Liſſabon zuſammen. Abergläubiſche Gemüter ſahen in dieſer Kataſtrophe für die Erzherzogin, die während des ſchrecklichſten Erdbebens, das bisher über Europa gekommen war, das Licht der Welt erblickte, eine unheilvolle Vorbedeutung. Leider ſollten die abergläubiſchen Gemüter, während ſie ſich ſonſt meiſt täuſchen, diesmal recht behalten. Dem Erdbeben von Liſſabon folgte vierunddreißig Jahre ſpäter eine politiſche Erſchütterung, die ſich über den Erdkreis ausdehnte.*)

*) Die Prophezeihung Mirabeaus: »La révolution fera le tour du monde«, wird ſich im Laufe der Jahrhunderte voll bewahrheiten. Schon ein Jahrhundert nach der franzöſiſchen Revolution erhoben ſich die Beherrſcher der zwei größten Reiche Europas, der Autokrat von Rußland und die Königin von England, bei den Klängen der Marſeillaiſe, um ſie vom Anfange bis zum Ende ſtehend anzuhören.

Klopſtock erklärte dem Verfaſſer dieſer Freiheitshymne, der ihn in Hamburg beſuchte, er könne ihm nur zögernd die Hand reichen, weil ihn das viele Blut umſchimmere, das bei den Klängen der Marſeillaiſe vergoſſen worden.

Die, am 2. November 1755 geborene Erzherzogin, welche während des politischen Erdbebens als Königin von Frankreich auf dem Throne saß, ward, nebst ihrem Gemahle, zu Boden geschleudert und tödlich getroffen.

Maria Theresia, die ihren Gemahl schon mit mehreren Töchtern beschenkt hatte, wünschte für ihn und für sich, daß das erwartete Kind ein Sohn sein möge. Da sie aber in einer fünfzehnjährigen Regierung, die in ihrem Anfange von den größten Bedrängnissen erfüllt ward — sie war im Widerstande gegen ihren genialen Angreifer ihm vollkommen ebenbürtig — und in weiterem Verlaufe von Enttäuschungen nicht frei war, gelernt hatte, daß die Wünsche der Menschen meist unerfüllt bleiben, so nahm sie an, der ersehnte Sohn werde sich nicht einstellen. Mit einem, ihr befreundeten Herzoge besprach sie das freudige Ereignis, dem sie entgegensah. Sie bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß ihre junge Familie wohl durch eine Tochter werde bereichert werden, die Gründe nicht verschweigend, weshalb ihrem Gemahle und ihr ein Sohn lieber sein würde. Der Herzog sprach seine feste Überzeugung aus, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehen werde. Er erklärte sich zu einer Wette bereit, die er zu gewinnen hoffte. Die Kaiserin nahm die Wette an, sich für eine Erzherzogin erklärend, aber sich in ihrem Innern eingestehend, wie beglückt sie sein werde, das Pari zu verlieren. Sie gewann, und der Herzog hatte die Wette, über die nichts festgesetzt worden, zu bezahlen.

Er ließ eine schöne Porzellanfigur anfertigen, die mit dem einen Fuße kniete und eine Tafel in die Höhe hielt, auf der vier Verse eingegraben waren, die auf seine Bitte Metastasio für diesen Zweck dichtete. Die Verse des berühmten Italieners lauten:

»Io perdei, l'augusta figlia
A pagar m'a condannato;
Ma s'è ver che a voi somiglia
Tutto il mondo ha guadagnato«

In diesen Versen Metastasios war eine große Wahrheit enthalten. Unter den vielen Töchtern der ruhmvollen Kaiserin war Marie Antoinette diejenige, die ihrer Mutter am meisten in menschenfreundlicher Gesinnung und in dem glich, was diese zu ihrer weltgeschichtlichen Stellung erhob.

Die junge Erzherzogin, die als Königin, Gattin und Mutter so viele Demütigungen und Seelenschmerzen erleben sollte, wie wenige Frauen in so hoher Stellung, die junge Erzherzogin lernte schon im neunten Lebensjahre, wie man weint, wenn das Herz blutet. Sie verlor ihren Vater, den Kaiser Franz I. Da sie ein weiches, zärtliches Herz besaß, so vergoß sie viele und heiße Tränen. Sie würde schon geweint haben, wenn sie auch selbst nicht schmerzlich getroffen worden wäre, bei dem Anblicke ihrer Mutter, die der plötzliche Tod des heißgeliebten Gemahls, trotz ihrer religiösen Stärke und des Bewußtseins ihrer Regentenpflichten, fast niederschmetterte.

Maria Theresia verfuhr bei der Erziehung ihrer Kinder nach den strengen Grundsätzen, die bis über

die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus, bevor Campe, Peſtalozzi und Rouſſeau für eine größere Milde die Bahn freigemacht hatten, bei Vornehm und Gering, in gleicher Unnachſichtigkeit geübt wurden und die einzig glückliche Zeit, die dem Menſchen vergönnt iſt, bedeutend einſchränkten.

Der Liebe und Verehrung, die Marie Antoinette für ihre Mutter hegte, und gemäß deren ſie die Ermahnungen und häufigen Rügen, die ihr, als ſie bereits Dauphine und Königin war, von Maria Thereſia nicht erſpart wurden, in aller Demut hinnahm, der Liebe und Verehrung der jungen Erzherzogin für ihre Mutter, miſchte ſich häufig Beklemmung, ja Furcht bei, ſo daß ihr, die ſpäter in Frankreich die unruhigſten und qualvollſten Jahre verlebte, auch eine roſige Kindheit verſagt blieb. Obgleich Marie Antoinette zu ihrer großen Mutter, wie zu einem nicht zu erreichenden Ideale immerdar emporblickte, ſo erlaubte ſie ſich doch, als ihr die Pflicht erwuchs, über die beſte Erziehung ernſtlich nachzudenken, das Eingeſtändnis, ſie und ihre Geſchwiſter ſeien in den Jahren der Kindheit eingeſchüchtert worden. Sie hätten den Lenz des Lebens nicht kennen lernen.

Wenn die durch die ſchwerſten Schickſalsſchläge heimgeſuchte Marie Antoinette ſchon im neunten Lebensjahre um den Tod ihres Vaters Tränen vergoß, ſo hatte ſie im zarten Alter ein zweites Mal zu weinen, als ihr eine geliebte Schweſter ſtarb, und zwar unter erſchütternden Umſtänden. Die Erz-

herzogin Josepha sollte die Brautfahrt nach Neapel antreten. Da kürzlich die Gemahlin des Kaisers Joseph II. gestorben war, so gebot Maria Theresia ihrer Tochter, daß sie vor ihrem Scheiden von Wien an dem Sarge ihrer Schwägerin in der Gruft der Kapuzinerkirche fromme Gebete spreche und ihre Seele der Gnade Gottes empfehle. Die Erzherzogin Josepha erbebte bei diesem Befehle ihrer Mutter. Da die Gemahlin ihres Bruders den damals so furchtbar wütenden Pocken erlegen war, so glaubte die Erzherzogin, daß sie ebenfalls von dieser, fast immer mit dem Tode endigenden Krankheit befallen werde, falls sie längere Zeit an dem Sarge ihrer Schwägerin verweile. Maria Theresia, eine so kluge Frau sie auch war, hatte nichtsdestoweniger irrige Auffassungen und unrichtige Vorstellungen. Sie hielt es mit sehr langen Gebeten. Wer in die Kapuzinergruft hinunterstieg, um an dem Sarge teurer Verstorbenen seine Andacht zu verrichten, durfte nicht sobald wieder heraufkommen.

Es entstand bei den Kindern der Kaiserin Maria Theresia, deren Furcht vor ihrer Mutter fast ebenso groß war, als ihre Liebe zu ihr, auch nicht für einen Augenblick der Gedanke, sie könnten einem von ihr erteilten Befehle gegenüber, sich mit Gegenvorstellungen hervorwagen. Dies zeigte sich bei der Erzherzogin Josepha, die den Befehl ihrer Mutter als ihr Todesurteil betrachtete, aber demselben unweigerlich Folge leistete. Bevor sie in die Gruft der Kapuzinerkirche hinabstieg, umarmte sie unter strömenden Tränen ihre jüngere Schwester Marie Antoinette.

Sie zu sich auf den Schoß ziehend und sie zärtlich an sich drückend, sprach die Erzherzogin Josepha:

„Ich nehme von dir Abschied, aber nicht um nach Neapel zu gehen, sondern weil ich dich nicht wiedersehe.“

Unter den Töchtern, womit die Kaiserin Maria Theresia ihren Gemahl beschenkte, war die später so berühmt gewordene*) Marie Antoinette die schönste, was den Körper, die klügste, was den Geist anbetrifft. Maria Theresia, die, vermöge ihrer großen Eigenschaften, den Anspruch erheben durfte, daß ihre Sprossen nicht unbedeutend seien, hatte, wenn auch in ihrer Familie, wie in jeder andern, die Mehrzahl der Kinder nicht das mittlere Maß überschritt, doch zwei Söhne und zwei Töchter, die der Weltgeschichte angehören.

Es ist sehr zu beklagen, daß die günstige Begabung, die Marie Antoinette in Bezug auf den Geist empfangen hatte, nicht zur eigentlichen Entfaltung gelangte. Da Maria Theresia der Staats-

*) Ritter Alfred v. Arneth, der verdienstvolle Geschichtsforscher, bezeichnete bereits die Königin Marie Antoinette als die berühmteste Tochter Maria Theresia's. Er behauptet mit Recht, daß alles, was von ihr Kunde giebt, der Allgemeinheit nicht vorenthalten werden dürfe. Er selbst hat sich in dieser Beziehung ein großes Verdienst erworben, indem er nach eingeholter Erlaubniß des Kaisers Franz Joseph den Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette dem Archive entnahm und den Freunden geschichtlicher Wahrheit, denen bisher der Charakter der edlen Königin verdächtigt worden, zugänglich machte. v. Arneth, »Maria Theresia und Marie Antoinette.« 1865. Wien, Wilh. Braumüller.

geschäfte wegen die Erziehung ihrer Kinder nicht so beaufsichtigen konnte, wie sie es vermöge ihrer großen Liebe zu ihnen dringend wünschte, so mußte die ganze Führung und der Unterricht Personen anvertraut werden, die zuweilen weder die Befähigung, noch das Pflichtbewußtsein für ihre große Aufgabe mitbrachten.

Die Kaiserin Maria Theresia, die dafür hielt, daß sie erst ihren Völkern und dann ihren Kindern gehöre, brauchte deshalb ihr Gewissen nicht zu beunruhigen, denn sie hatte ihre Pflichten als Herrscherin und Mutter sorgsam abgewogen. Sie behielt stets den freien Blick nach oben und stieß, bei genauester Prüfung ihres Innern, auf keine Unterlassungssünde. Es ist demnach eine unrichtige Angabe der Madame Campan, wenn sie in ihren Memoiren behauptet, daß die Kaiserin Maria Theresia bei den Gesandten fremder Mächte und bei berühmten Reisenden den Glauben habe erwecken wollen, sie umgebe sich oft mit ihrer jungen Familie.*) Wenn je eine Herrscherin die Worte: „Falschen Schein hab' ich verschmäht mit königlichem Freimut," sprechen durfte, so galt dies für Maria Theresia. Sie gewährte von ihrer, den Staatsgeschäften gewidmeten und geschuldeten Zeit, der Erziehung ihrer Kinder so viel, als sie irgend

*) Aussitôt qu'on avait connaissance de l'arrivée d'un étranger de marque à Vienne, l'impératrice s'environnait de sa famille, l'admettait à sa table et donnait à croire par ce rapprochement calculé, quelle-même présidait à l'éducation de ses enfants. (Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette, reine de France et de Navarre; par Mme. Campan. Tome premier, pagina 38.)

vermochte. Hätte sie ihrem Herzen folgen dürfen, so wären es Stunden gewesen. Jetzt waren es oft nur Minuten, und selbst diese fehlten zuweilen der Herrscherin, die an dem preußischen Könige einen gefährlichen Nachbarn hatte und ihrem eigenen Reiche, das von ihrem Vorgänger nicht immer in fester Hand gehalten worden war, Mark und Rückgrat zu geben sich bemühte. Auch hatte sie große Energie zu entfalten. Die Ungarn und die Niederländer waren keine fügsamen Untertanen. Wenn also die Pflichten der Herrscherin dem Mutterherzen Opfer auferlegten, so wollte doch Maria Theresia, konnte sie sich auch um den Unterricht ihrer Kinder nicht so bekümmern, wie sie es gern getan hätte, daß ihr täglich Bericht abgestattet werde über deren Gesundheitszustand. Der berühmte Arzt, Dr. van Swieten, der in großer Gunst bei Maria Theresia stand, machte an jedem Vormittage die Runde bei den Erzherzogen und Erzherzoginnen. Dann begab er sich zur Kaiserin, um seinen Bericht abzustatten. War das Herz der Mutter beruhigt, so öffnete es sich voll und ganz ihren Untertanen.

Daß Marie Antoinette niemals lernte, das Deutsche richtig zu handhaben, war ihr mit vielen germanischen Fürstentöchtern gemein, die fast sämtlich sich im Französischen gewandter ausdrückten, als in ihrer Muttersprache. Und doch hatte Luther bereits so viel für die deutsche Sprache getan, deren hohen Wert Klopstock später im erhabenen Tone der Ode verkündete.

Zu den vielen ungerechten Beschuldigungen, die

gegen Marie Antoinette erhoben wurden, gehörte auch die Anklage, daß es ihr an jedem Ernste und an jeder Stetigkeit gefehlt habe. Ihre Widersacher behaupteten dann weiter, daß, wäre sie auch länger in Österreich geblieben und wäre ihrem Unterrichte auch die größte Sorgfalt zugewandt worden, sie sich doch keine tüchtigen Kenntnisse erworben hätte, weil der günstige Boden fehlte, um die gute Saat in sich aufzunehmen. Daß Marie Antoinette den ernsthaften Willen besaß, die mangelhaften Kenntnisse, die sie aus Deutschland mitgebracht hatte, zu ergänzen, beweist der Umstand, daß sie im Jahre 1787, obgleich das Hofleben in Versailles ihr so wenig Zeit übrig ließ, es sich fest vornahm, die deutsche Sprache gründlich zu erlernen. Wenn sie, nachdem sie es während einiger Wochen an Fleiß durchaus nicht hatte fehlen lassen, von ihrem Vorhaben dennoch abstand, so geschah es in der richtigen Erkenntnis, ihr Geist sei durch das siebzehnjährige Weilen in französischer Sphäre der gallischen Grazie und Leichtigkeit schon ganz zugeneigt. Der gediegene, aber schwerfälligere Bau der deutschen Sprache werde ihrer Individualität, wie sie sich gebildet hatte, nicht mehr zusagen. Auch der englischen Sprache*) wandte Marie Antoinette wenige Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution ihre Sorgfalt zu, und zwar mit nicht erlahmendem Fleiße.

*) Mme. Campan savait fort bien cette dernière langue (la langue anglaise). Elle avait donné des leçons à la reine, et conserva jusqu'à l'epoque où sa maison fut incendiée, au 10 août, des thèmes écrits en anglais de la main de Marie

Aus der Kindheit Marie Antoinettens ist ein Zug bemerkenswert, in dem ihr Haß gegen jede Heuchelei, die Wahrheitsliebe, die sie während ihres ganzen Lebens zierte, schön zutage tritt. Da, wie erwähnt und begründet ward, Maria Theresia sich um die Erziehung ihrer Kinder der Staatsgeschäfte wegen wenig bekümmern konnte, so war sie sehr sorgsam in der Wahl der Persönlichkeiten, die sie ersetzen und einer so verantwortungsvollen Aufgabe genügen sollten. Wenn sie sich nach wiederholter Prüfung für eine Erzieherin entschieden hatte, so entwickelte sie derselben die Grundsätze, nach denen diese zu verfahren habe. Vermöge ihrer großartigen Natur schenkte sie dann der Persönlichkeit, die sie für würdig befunden hatte, vollstes Vertrauen. Wehe aber der Erzieherin, wenn sie das Vertrauen der Kaiserin täuschte und sich gegen die Grundsätze verging, die ihr als leitende hingestellt worden!

Ein Hauptgebot der Kaiserin lautete nun dahin, daß wenn bei den Erzherzoginnen Trägheit und Saumseligkeit sich bemerkbar machten, diese ihnen nicht im geringsten nachgesehen werden solle. Es müsse den Erzherzoginnen eingeschärft werden, daß für sie, denen größere Ehren erwiesen würden, als den Kindern von Untertanen, es eine Schande sei, sich von diesen an Eifer und Fleiß übertreffen zu lassen. Sie

---

Antoinette. (Mémoires sur la vie privée de Marie Antoinette, reine de France et de Navarre; par Mme. Campan. Mis en ordre et publiés par M. Barrière. Tome premier. Notice sur la vie de Mme. Campan XLV.)

hätten sich der Vorzüge, deren sie sich erfreuen, würdig zu beweisen. Maria Theresia sprach die Grundsätze, die bei der Erziehung ihrer Kinder obwalten sollten, soweit diese ein Verständnis dafür hatten, in deren Gegenwart aus, damit sie begriffen, daß die Erzieherin, falls sie sich zur Strenge entschließen müsse, ihre Befugnisse nicht überschreite. Auch in der Gegenwart Marie Antoinettens hatte sich die Kaiserin dahin ausgesprochen, daß Verzärtelung ihren Kindern schaden und sie verhindern würde, den schweren Pflichten, die sie wahrscheinlich einmal zu erfüllen hätten, vollständig Genüge zu tun. Wie aufmerksam Marie Antoinette den Worten ihrer Mutter gelauscht hatte, bewies sie, als sie derselben mitteilte, daß ihre Erzieherin die ihr zur Richtschnur hingestellten Grundsätze nicht alle befolge.

Marie Antoinette erlernte das Schreiben nicht leicht, weshalb sie, wie alle Kinder, vor dem ihr Schwerwerdenden Scheu hatte. Namentlich das Zeichnen von Buchstaben, die gerade stehen und ein gefälliges Aussehen haben sollten, machte ihr Mühe.*) Ihre Erzieherin, statt sie zu tadeln und zu ermahnen, daß sie sich ein wenig anstrenge, wollte ihr das Beschwerliche erleichtern. Sie zeichnete deshalb der Erz-

*) Auch als Dauphine hatte sie noch eine unsichere und unschöne Handschrift. Maria Theresia tadelte sie deshalb in einem Briefe vom 10. Februar 1771, wo es heißt:

»Je dois même vous relever, que le caractère de vos lettres est tous les jours plus mauvais et moins correct: depuis dix mois vous auriez dû vous perfectionner. J'étais un peu humiliée en voyant courir par plusieurs mains celles des

herzogin die Buchstaben, die diese als ihre Aufgabe niederzuschreiben hatte, mit Bleistift vor, so daß die Schülerin nichts zu tun brauchte, als dem Werke der Lehrerin den Glanz der Tinte hinzuzufügen. Marie Antoinette ertrug diese Umgehung der mütterlichen Vorschriften nicht lange. Als sie einst für ihre, so fest dastehenden und sich so hübsch ausnehmenden Buchstaben gelobt ward, bekannte sie ihrer Mutter, wie ihr dabei nicht das geringste Verdienst zukomme. Die Kaiserin, empört über das Zuwiderhandeln gegen ihre Vorschriften, verfügte sofort, daß die liebedienerische Erzieherin einer strengeren und gewissenhafteren Gouvernante den Platz räume.

Die Gräfin von Brandes, die fortan den Unterricht der jungen Erzherzogin überwachte, besaß die für einen so verantwortungsreichen Posten erforderlichen Eigenschaften. Marie Antoinette bewahrte dieser treuen Hüterin ihrer Kindheit ein treues Andenken. Sie hatte als Dauphine und Königin Gelegenheit, ihre Dankbarkeit tatsächlich zu beweisen. Seitdem Maria Theresia in der Gräfin von Brandes die strenge Gewissenhaftigkeit gefunden hatte, die für die oberste Erzieherin der Erzherzogin ein Haupterfordernis bildete, war jeglicher falsche Schein und jede Un-

---

dames, que vous leur avez écrites; il faudrait s'exercer avec l'abbé ou quelque'autre de vous former mieux la main, pour avoir un caractère plus égal.«

»Maria Theresia und Marie Antoinette.« Ihr Briefwechsel während der Jahre 1770—1780, herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. 1866.

aufrichtigkeit ausgeschlossen. Doch fehlte auch bei der Gräfin von Brandes nicht ganz schwächliches Nachgeben gegen unwillfährige Stimmungen, die bei dem gutgearteten und hochbegabten kaiserlichen Kinde vermöge seines Anteils an den Schwächen der menschlichen Natur sich häufig genug einstellten. Marie Antoinette war ein Kind, dem man wegen seiner Gutherzigkeit nie böse sein konnte, und dem man, weil es sein Unrecht willig eingestand und sich um Besserung bemühte, gern verzieh. Man brauchte sich über Fehler, die wohl leichten Sinn, aber keinen bösen Hang verrieten, nicht zu beunruhigen, obgleich dies bei der Kaiserin doch der Fall war.*)

Wenn man der jungen Erzherzogin, weil sie bei ihrem lebhaften Wesen nicht lange in einer sitzenden Stellung verharren mochte, keine schöne Handschrift beibringen konnte, so mußte man es vollends aufgeben, sie zu einer guten Zeichnerin zu machen. Das Talent, das für diese Kunst notwendig war und das ihr fehlte, hätte großer Fleiß einigermaßen ersetzen können, doch gebrach es an diesem Erfordernisse. Wie sie aber ihre Flüchtigkeit durch den frühen Adel ihres Geistes wieder gutmachte, als sie vor ihrer Mutter nicht mit einer schönen Handschrift glänzen wollte, wo sie bloß die geringe Mühe gehabt hatte, vorgezeichnete Buchstaben mit Tinte zu färben, so

*) Die Kaiserin schrieb an die Königin von Frankreich, aus Laxenburg, den 30. Mai 1776:

»Jamais vous avez aimé la lecture, ni aucune application; ceta m'a donné souvent des inquiétudes.«

lehnte sie noch als Königin ein Lob ab, das man ihr für Zeichnungen spendete, die sie in ihrer Kindheit verfertigt haben sollte. Maria Theresia schenkte einem Herrn Gérard, der eine Stelle in dem französischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten bekleidete und bei dem Heiratskontrakte, der zwischen dem Dauphin und der Erzherzogin abgeschlossen worden, tätig gewesen war, Zeichnungen, die seine künftige Königin in ihrer Kindheit angefertigt habe. Als man Marie Antoinetten von diesen talentvollen Handzeichnungen sprach, so erklärte sie, daß ihr daran ein sehr geringer Anteil gebühre. Wenn sie es nicht habe verhindern können, daß man ihre Mutter mit einer unberechtigten Genugtuung in Bezug auf ihr Talent im Zeichnen erfüllte, so wolle sie doch jetzt nicht erröten, indem sie ruhig ein Lob mit anhöre, das ihr so gar nicht zukomme.*)

Die Fassungskraft Marie Antoinettens reichte an den männlichen Verstand ihrer großen Mutter heran, ohne sich auf gleicher Höhe mit ihm zu befinden. Wenn Jung-Stilling einmal von Goethe sagt, daß sein großer Geist der ganzen Welt bekannt gewesen, aber sein großes Herz nur wenigen, so kann man von Marie Antoinette Ähnliches behaupten. Ihre Schönheit und ihre Grazie wurden vom Volke

*) Je rougirais, répondit-elle, si l'on me présentait cette preuve de la charlatanerie de mon éducation; je ne crois pas avoir une seule fois posé le crayon sur ce dessin.

(Campan I, pagina 40.)

gesehen und angestaunt, während ihr inniges, tiefes Gemüt und ihr feiner und zugleich scharfer Geist nur ihrer Familie, ihren Freunden und den Personen ihrer näheren Umgebung zur Kenntnis gelangten, ihr, wie sie es verdiente, Liebe und Bewunderung erweckend.

Hätten ihre sämtlichen Lehrer, wie Metastasio, mit genialen Funken auf sie hingestrahlt und das Licht, das reichlich in ihr vorhanden war, entzündet, so hätte die Erzherzogin, obgleich sie schon im noch nicht vollendeten sechzehnten Lebensjahre Deutschland verließ, Frankreich mit Kenntnissen betreten, vermöge deren sie über ihre Umgebung nicht bloß durch angeborenen Rang, sondern auch durch einen selbst erworbenen Schatz wäre erhoben worden. Marie Antoinette erlernte das Italienische mit Leichtigkeit, sprach es nicht bloß gewandt, sondern verstand auch, daraus zu übersetzen. Da Metastasio sie mit dem größten Dichter seines Landes, mit dem gewaltigen Dante, der Himmel und Hölle vor sich liegen hatte, bekannt machte, so könnte ein Geschichtschreiber, der in großen Zügen ihr Leben schilderte, bei ihrem Betreten des französischen Bodens an die Verse erinnern, die an der Pforte des Inferno diejenigen, die verdammt sind, dort für immer zu bleiben, auf ihre unaufhörliche Qual vorbereiten.

Zur Musik fühlte sich Marie Antoinette hingezogen, ohne ein bedeutendes Talent dafür zu besitzen. Hierbei zeigte es sich wieder, wie ihr, wenn sie etwas anzog, Mühe und Anstrengung nicht allzu

viel kostete. Hätte man der jungen Erzherzogin bei Dingen, denen sie ursprünglich keine Neigung entgegenbrachte, zu Gemüte geführt, daß ihr künftiger hoher Beruf es erheische, auch dem Ernsteren und ursprünglich ihr nicht Homogenen Aufmerksamkeit zu schenken, so hätte sie es an sich nicht fehlen lassen. Beim Hinweisen auf etwas Großes und Leuchtendes erwachte sofort die in ihr schlummernde Kraft und drängte zur Entfaltung. Wäre ihr gesagt worden, daß sie vielleicht künftig die Herrscherin eines großen Reiches sein werde, und daß sie deshalb die Geschichte genau kennen müsse, so hätte sie dieser Wissenschaft, die immer fesselnder wird, je weiter man in sie eindringt, eifrig obgelegen.

Marie Antoinette spielte kein Instrument so gut, daß sie Zuhörer, die von der Musik etwas verstanden, hätte befriedigen können. Doch lag die Schuld nicht an ihrem Fleiße, sondern an ihrem mangelnden Talente. Was durch Fleiß zu erlangen war, das hatte sie sich angeeignet. Sie las die Noten so leicht und schnell wie ein Professor, der in der Musik unterrichtet. Auch erlangte sie in Frankreich eine gewisse Leichtigkeit im Spiele, zu der sie es in Deutschland nicht brachte, weil ihrem Lehrer die Fähigkeit abging, sie gemäß ihrer Natur zu behandeln.

Daß Marie Antoinette sich bei ihrer Ankunft in Frankreich keinen Augenblick darüber täuschte, wie sie in musikalischer Hinsicht nichts leisten könne, bewies sie, als man ihr Herrn La Garde vorstellte, der sie im Gesange und in der Tonkunst weiter ausbilden

sollte. Herr La Garde, der eine Oper komponiert hatte, machte auf Marie Antoinette durch Auftreten und Benehmen den Eindruck, daß sie keinen gewöhnlichen Menschen vor sich habe. Sie wollte sich deshalb in ihrer musikalischen Schwäche vor ihm nicht bloßstellen. Auf die vielen Festlichkeiten hinweisend, die ihr keine Stunden für ihre musikalische Vervollkommnung freilassen würden, verabschiedete sie Herrn La Garde huldvoll und bemerkte, daß sie ihn rufen lassen werde, wenn sie ein wenig zu sich selber komme.

Da Marie Antoinette gehört hatte, daß Herr Campan, der frühere Kabinettssekretär der Gemahlin Ludwigs XV., einen Sohn habe, der sehr musikalisch sei und mehrere Instrumente spiele, so hielt sie es für passender, sich bei ihm einige Gewandtheit zu erwerben, bevor sie Herrn La Garde gestattete, als Lehrer von seinem Rechte Gebrauch zu machen und erst ihre Leistungsfähigkeit zu prüfen, bevor er zu dem eigentlichen Unterrichte überging. An dem Hofe ihrer Mutter hatten die Lehrer der Erzherzoge und Erzherzoginnen, sowie sämtliche höhere und niedere Hausbeamten, in einem familienhaften Verhältnisse zu der Kaiserin und deren Kindern gestanden. Sie teilten deren Leiden und Freuden; sie hielten vor ihnen den Schild demantener Treue, damit die Außenwelt sie nicht feindlich berühre. Aus den Erfahrungen ihrer Kindheit auf den französischen Hof schließend, meinte Marie Antoinette, daß der Sohn eines alten königlichen Dieners an ihrer musikalischen Ungewandtheit keinen Anstoß nehmen und sich alle Mühe geben

werde, damit sie etwas fertiger in den Unterricht des Herrn La Garde übergehe.

Marie Antoinette, welcher Herr Campan als treuer und in seinem Fache geschickter Mensch Vertrauen einflößte, widmete, trotz der vielen Festlichkeiten, die seit ihrer Ankunft in Frankreich stattfanden, ihrer musikalischen Ausbildung manche Stunde. Sie war dann ganz und gar bei ihrer Aufgabe. Nach drei Monaten fleißigster Arbeit, glaubte sie vor Herrn La Garde einigermaßen bestehen zu können. Sie ließ ihn deshalb benachrichtigen, er möge sich regelmäßig zum Unterrichte bei ihr einstellen. Herr La Garde war erstaunt, mit welcher Gewandtheit die Dauphine das Instrument spielte, auf dem sie weiter auszubilden ihm der ehrenvolle Auftrag geworden.

Als der Herzog von Choiseul über den hartnäckigen Widerstand gesiegt hatte, der sich in dem ganzen französischen Volke und besonders in den Hofkreisen — auch unter den meisten Mitgliedern der Königsfamilie — gegen eine engere Verbindung mit den Jahrhunderte hindurch bekämpften Habsburgern entwickelte; als die Vermählung des Dauphins mit einer Erzherzogin beschlossen ward, so nahm man natürlich bei der Erziehung der nur noch kurze Zeit ihrem Heimatlande angehörenden Prinzessin vorzüglich darauf Rücksicht, daß sie die Sprache der Nation, deren Landesmutter sie zu werden bestimmt war, vollkommen beherrsche. Maria Theresia ließ demnach über Franzosen, die in Wien verweilten und die für den

der Erzherzogin zu erteilenden Unterricht geeignet sein möchten, Erkundigungen einziehen. Man nannte ihr zwei Schauspieler: Aufresne und Sainville. Aufresne — so meinte man — werde sich besonders für die Aussprache und die Konversation im Französischen nützlich erweisen, während Sainville in leichtem, angenehmem Gesange große Fertigkeit besitze, auch fähig sei, seine Weise geschickt anderen beizubringen. Wenn die Personen, die beauftragt wurden, für den ihnen mitgeteilten Zweck Erkundigungen einzuziehen, sicher vorsichtig ausgewählt waren, so ist doch anzunehmen, daß die Kaiserin bei Nennung von Schauspielern Herzklopfen verspürte. Im achtzehnten Jahrhunderte herrschten noch große Vorurteile gegen den Schauspielerstand.

Daß Maria Theresia, trotz der gegen den Schauspielerstand herrschenden Vorurteile sich entschloß, Männer einer Kaste, die gesellschaftlich fast den Parias gleichgestellt ward, für den Unterricht ihrer Tochter zu entnehmen, beweist, daß sie vermöge ihrer groß angelegten Natur über enge, kleinliche Ansichten hinwegsah. Sie ließ ja Lessing während seines Aufenthaltes in Wien zu sich bescheiden und hatte eine längere Unterhaltung mit ihm, was dafür zeugt, daß sie diejenigen, die für das Theater schufen, einer Berücksichtigung wert erachtete. Wie der große und freie Geist einer Frau selbst prüft und selbst entscheidet, nicht gestattend, daß die beschränkte Auffassung einer befangenen Vergangenheit der beweglicheren Gegenwart Fesseln anlege, ist in dem Leben Maria There-

sias wiederholt wahrzunehmen. In Bezug auf Religion verharrte ihr Geist allerdings in den engen Schranken des Dogmas und erhob sich nicht zu der weltumfassenden Weite des Heilandes. Die katholische Lehre fand in ihr die gläubigste Schülerin. Wenn aber von Rom aus versucht ward, in ihre weltlichen Herrscherrechte einzugreifen, dann vertrat sie mit voller Entschiedenheit die Majestät des Staates.

Maria Theresia hielt es also nicht für unpassend, daß französische Schauspieler, die ihre Muttersprache vollkommen beherrschten und namentlich in der Deklamation und im Vortrage leichter Arien kaum übertroffen werden konnten, der Erzherzogin Unterricht erteilten. Am Hofe von Versailles war man in Bezug auf diesen Punkt von geringerer Unbefangenheit.

Der französische Gesandte in Wien, Marquis von Durfort, berichtete begreiflicherweise an seinen Hof aufs ausführlichste über die dem Dauphin zur Gemahlin bestimmte Erzherzogin. In einer seiner Depeschen erwähnte er die Vorsorge, die man in Wien treffe, damit die Erzherzogin das Französische mit Leichtigkeit spreche, und wo möglich mit einer Betonung, die nicht die Ausländerin verrate. Als der Gesandte nun des Umstandes gedachte, daß zwei französische Schauspieler zu diesem Zwecke für mehrere Stunden in der Woche verpflichtet worden, so erregte dies am Hofe von Versailles Bedenken, ja fast Bestürzung. Bei Ludwig XV. war dies wahrscheinlich in geringem Grade der Fall, wohl aber bei seinen sehr frommen Töchtern und bei dem nicht minder

frommen Dauphin, auf den es hier doch zunächst ankam. Da der französische Gesandte sich sehr genau hatte erkundigen lassen, ob sich die Schauspieler eines guten Leumunds erfreuten, so berichtete er, daß über Aufresne nur Günstiges verlaute, während Sainville nicht so makellos dastehe. Er sei früher Offizier gewesen und solle jetzt, wie man von ihm sage, alle Leichtfertigkeiten eines Leutnants mit der stets bedenklichen Moralität eines Schauspielers verbinden.

Infolge dieses Berichtes ging dem Gesandten von Versailles die Weisung zu, er möge, ohne irgendwie anzustoßen, beim Wiener Hofe geschickt darauf hinwirken, daß der französische Unterricht der Erzherzogin nicht weiter von Schauspielern erteilt werde. Der Marquis von Durfort fühlte sich durch diese Weisung nicht beunruhigt. Er erfreute sich großer Gunst bei der Kaiserin und verstand, wie man ihr die Dinge vorzutragen habe.

Kaum hatte Maria Theresia gehört, daß die Moral des Herrn Sainville manches zu wünschen übrig lasse, so ward er beseitigt. Um ihn, da er in dem ihm übertragenen Unterrichte ebenso geschickt, wie gewissenhaft verfuhr, nicht zu verletzen, so ward sein Kollege, nachdem beide für ihre Bemühungen reichlich belohnt waren, ebenfalls entlassen. Ihre Verabschiedung erklärte man dahin, daß jetzt die Erzherzogin mehr mit dem Gehalte der großen französischen Schriftsteller erfüllt werden solle, wofür eine gelehrte Persönlichkeit sich als notwendig herausstellte.

Am wichtigsten für die junge Erzherzogin war

der geistige und seelische Berater, den man ihr aus Frankreich sandte und dem es oblag, das feine Aufmerken auf die in mancher Beziehung anders geartete französische Volksindividualität schon in Deutschland vorzubereiten. Der Auswahl einer Persönlichkeit, der die schwierige Aufgabe zufiel, germanisches und gallisches Wesen zu vermitteln, hätte in Versailles die ängstlichste Sorgfalt gewidmet werden müssen, weil von ihr teilweise der Platz abhing, den die künftige Königin von Frankreich in dem Herzen ihres Volkes einnehmen werde. Der Herzog von Choiseul hatte hinreichenden Scharf- und Weitblick, um die mannigfachen Verhältnisse in seiner Nähe und die wahrscheinlichen Zustände, wie sie die Zukunft gestalten werde, in einem Gesamtbilde zu umfassen. Gewiß sagte er sich, daß die Persönlichkeit, der die schwierige Aufgabe zufalle, die junge Erzherzogin mit Anerkennung und Liebe für die französische Eigenart zu erfüllen, ohne ihr deutsches Selbstgefühl zu beleidigen, daß diese Persönlichkeit das Durchschnittsmaß der großen Mehrheit überragen und der kleinen Minderheit angehören müsse, die das Genie mit mehr oder minder hellem Strahle durchleuchtet. Leider bot sich eine solche Persönlichkeit nicht dar, da unter dem damaligen französischen Klerus die Genialen meist ungläubig, und die Gläubigen nicht gerade genial waren. Bei der Wahl des Abbé von Vermond fiel demnach ins Gewicht, daß er ein gläubiger und tugendhafter Mann war, und daß es ihm dabei nicht an Verstand fehlte. Man verzichtete unter diesen Um-

ständen auf die Anforderungen höherer Begabung, wie sie für den Berater einer Fürstin, deren deutsche Vorstellungsweise mit der französischen vermittelt und letzterer immer mehr und mehr gewonnen werden sollte, so nötig gewesen wäre.

Der Abbé von Vermond hat, wie alle Menschen, die entweder auf der geschichtlichen Bühne eine große Rolle spielten oder doch zu historischen Persönlichkeiten in engere und langdauernde Beziehungen traten, eine sehr verschiedene Beurteilung erfahren. Im allgemeinen lautet das Urteil nicht gerade günstig. Personen aus der Umgebung Marie Antoinettens, die ihrer Herrin wegen ihres guten Herzens und liebenswürdigen Wesens mit schwärmerischer Zuneigung anhingen, haben die Ansicht ausgesprochen, sein andauernder Einfluß auf die Dauphine und die spätere Königin sei ein unheilvoller gewesen. Madame Campan, der wir für die gerechte und liebevolle Schilderung ihrer königlichen Herrin dankbar zu sein haben, erhebt gegen den Abbé mancherlei Vorwürfe. Sie meint, daß er dadurch für Marie Antoinette verhängnisvoll ward, weil er sie in manchem, was in ihrem Auftreten von dem Benehmen früherer Dauphinen und Königinnen abwich, bestärkte und ihr dadurch den Mut gab, den tadelnden Einwendungen, die allmählich auch beim Volke Eingang fanden, Trotz zu bieten.

Madame Campan, die so großes und unverschuldetes Unglück während mehrerer Jahre täglich erblickte, ist zu entschuldigen, wenn sie den Personen

zürnt und sie in ihrer Gereiztheit nicht ganz gerecht beurteilt, die, wie sie meinte, es hätten verhindern können, daß Marie Antoinette als Königin die Zuneigung des französischen Volkes, die sie als Dauphine in so hohem Grade besaß, mehr und mehr verlor. Wäre Madame Campan bei ihrem scharfen Verstande und ihrem feinen Takte ein Abbé gewesen und zum Berater der künftigen Königin nach Wien gesandt worden, sie hätte die verschiedenen Verhältnisse beider Länder klug berücksichtigt. Es wäre ihr wahrscheinlich gelungen, der jungen Erzherzogin begreiflich zu machen, daß, da sie die einfachen und tugendhaften Verhältnisse, die am Hofe Maria Theresias obwalteten, in Frankreich nicht vorfinde, daß sie sich dort nicht so offen und vertrauensvoll geben könne, wie bisher, sondern daß sie jeden ihrer Schritte zu bewachen habe, um einer möglichen, ja fast gewissen Mißdeutung vorzubeugen. Von diesem geschickten Vorbauen gegen den sichern Einbruch von Verleumdung war der Abbé von Vermond weit entfernt. Erscheint er demnach für seine schwierige Aufgabe nicht ausreichend begabt, so verliert er als Mensch nicht, wenn man dem Grunde nachforscht, weshalb er der jungen Erzherzogin keine Ratschläge gab, die es vielleicht verhindert hätten, daß sich allmählich eine ganz falsche Ansicht über sie in Frankreich festsetzte.

Der Abbé von Vermond, der aus den unteren Schichten des Volkes hervorgegangen war, hatte dort ein inniges, reines Familienleben kennen lernen, das man in den französischen Bürgerkreisen häufig

fand und noch heute dort nicht selten antrifft. Da er nach seinen Erfahrungen in Frankreich ein schönes eheliches Leben bei den höheren und höchsten Ständen für ausgeschlossen hielt, so fühlte er sich erquickt und erhoben, als ihn am Hofe Maria Theresias die reinste Atmosphäre umgab. Er tat dort lange und tiefe Atemzüge. Sein Wunsch, daß es in Versailles ebenso werden möge, war ein begreiflicher. Das Leben in der kaiserlichen Familie lernte er aufs genaueste kennen, da Maria Theresia den künftigen Berater ihrer Tochter aufforderte, sich an jedem Abend dem engeren Kreise zuzugesellen.*) Dem erbauenden Eindrucke, den die gute, kluge und schöne Frau, umstrahlt von ihrem kaiserlichen Range und dem Ruhme, den sie aus dem mutvollen Bestehen schwierigster, fast erdrückender Verhältnisse davontrug, auf ihn, wie auf alle hervorbrachte, die für den Hochgenuß, mit außerordentlichen Persönlichkeiten zu verkehren, empfänglich sind, diesem erbauenden Eindrucke folgte in einsamen Stunden, wenn er über die neuen Umgebungen nachdachte, eine sich von selbst ergebende Vergleichung mit dem Hofe von Versailles. Trotz der großen Vorliebe, die sämtliche Franzosen für das Heimatliche im Busen tragen und sehr unumwunden zu äußern pflegen, bestand sein Vaterland schlecht in dieser Vergleichung. So erwachte

*) Marie Thérèse, autant pour lui donner du crédit sur l'esprit de l'archiduchesse, que pour s'emparer du sien, lui avait permis de se rendre tous les soirs au cercle intime de sa famille. (Mémoires de Mme. Campan. Tome premier pagina 43.)

ganz natürlich der Wunsch in ihm, es möge der Erzherzogin, die, wegen der fehlenden Königin, als Dauphine die erste Dame Frankreichs war, gelingen, etwas von der Einfachheit und Sittenreinheit der Habsburger zu den Bourbonen hinüberzubringen.

Es ist an der französischen Umgebung Marie Antoinettens so vielerlei auszusetzen, daß man den Abbé von Vermond, der gewiß die ergebenste und treueste Gesinnung für sie hatte, nicht für Dinge verantwortlich machen kann, die über sein Leistungsvermögen hinausgingen. Sein Geist, der für seine hohe Aufgabe nicht groß und weit genug war, verstand es nicht, in der Erzherzogin, die, selbst wenn sie als künftige Königin von ihrem Gemahl den Regierungshandlungen ferngehalten ward, in jedem Falle doch sich auf geschichtlichem Hintergrunde zu bewegen hatte, den historischen Sinn zu entwickeln. Diese Lücke in der Erziehung Marie Antoinettens bewirkte, daß, als das Jahr 1789 mit seinen großen geschichtlichen Ereignissen plötzlich das Volk auf die Bühne brachte und denen, die bisher hatten stumm sein müssen, die Berechtigung verschaffte, das Drangvolle ihrer Lage zu besprechen und eine bessere Gestaltung der Dinge zu begehren, daß sie dort eine Revolution erblickte, wo nur eine berechtigte Evolution stattfand, die allerdings der leitenden Hand eines kräftigen und einsichtsvollen Königs dringend bedurfte. Wahrscheinlich wäre die historisch geschulte Marie Antoinette im stande gewesen, ihrem Gemahl, auf den sie in dem letzten Jahrzehnte seines Lebens

einen so großen Einfluß ausübte, die Ereignisse von 1789 als eine unvermeidliche Krisis darzustellen, die aber keineswegs für das Königtum langsame Beseitigung und für das Land allmählichen Untergang bedeute. Hätte eine Gemahlin mit großem historischen Sinne Ludwig XVI., der sein Volk so innig liebte, und der bei seiner tiefen Religiosität sich Gott gegenüber für das Wohl seiner Untertanen stets verantwortlich glaubte, davon überzeugt, daß die Abschaffung des Veralteten und Schädlichen, das allerdings einer bevorrechteten Minderheit angenehm und behaglich gewesen sei, nach einer unruhigen Übergangsperiode zum guten Ende führen und der großen Mehrheit der Nation, die bis dahin unendlich gelitten habe, eine nicht mehr zu entbehrende Erleichterung bringen werde, so hätte der gutmütigste unter allen französischen Königen zu den mannigfachen Opfern, die er dem Heile des Ganzen zu bringen hatte, sich freudig verstanden.

In Bezug auf das, was Marie Antoinette für ihr erstes Auftreten in Frankreich brauchte, war sie hinreichend ausgerüstet. Die gütige Natur hatte ihr Liebreiz in der äußern Erscheinung und feine, verbindliche Rede verliehen. Eigentliches Wissen besaß sie nicht. Dies war bei ihrem Alter auch kaum möglich. Hätte sie einige Jahre mehr gezählt und sich im Besitze von gediegenen Kenntnissen befunden, so wäre sie für die im großen und ganzen geistig unbedeutende Umgebung, namentlich was die höchsten Hofkreise anbetraf, eine befremdende Erscheinung

gewesen. Man hätte sie dann nach dem „pedantischen" Deutschland, welches Beiwort man für das ernsthaftere und gewissenhaftere Nachbarland häufig gebrauchte, gern wieder zurückgesandt. Mit der graziösen, redegewandten, heitern Erzherzogin lebte man sich bald ein, namentlich Ludwig XV., der zu Kunst und Literatur keine Beziehungen hatte und dem Tändelnden mehr zugetan war, als dem Ernsthaften.

Eine kurze Charakteristik der königlichen Familie von Frankreich ist notwendig, damit man beurteilen könne, inwieweit sie imstande war, der jungen Dauphine zu einer reiferen Durchbildung zu verhelfen.

Die französische Königsfamilie im Jahre 1770.

Mit dem Augenblicke, wo Marie Antoinette die Gemahlin des Dauphins ward, stand dessen Familie nach den Habsburgern ihr am nächsten. Sie hatte sich demnach zu bemühen, derselben einen freundlichen Eindruck abzugewinnen. In Bezug auf die äußere Darstellung des Menschen, in Betreff der Hoheit und Würde, war ihr Auge verwöhnt. Kaiser Franz I. und Maria Theresia waren zwei Gestalten, die dem höchsten Range in der Christenheit, den sie bekleideten, durch Haltung, Gebärde und leutseliges Wesen vollkommen entsprachen. Als Marie Antoinette den Großvater ihres Gemahls, Ludwig XV., zum ersten Male erblickte, so bemerkte sie mit Ehrfurcht und Wohlgefallen, daß ihr eine echt königliche Erscheinung entgegentrat. Das war der Enkel einer langen Herrscherreihe, der König eines der ersten Reiche Europas.*)

Ludwig XV. hatte eine wahrhaft königliche Haltung und ein schönes Antlitz. So hätte er bezaubernd

*) Meist war man im achtzehnten Jahrhunderte geneigt, Frankreich für das erste europäische Reich anzusehen, obgleich die Einsichtigen aus der Schwäche, die es im siebenjährigen Kriege gezeigt hatte, ganz richtig schlossen, es habe an Kraft

wirken können, wenn eine große, edle Seele in seinen Zügen sichtbar geworden wäre. Dieser höchste Schmuck des Königtums fehlte ihm, weil für die Ausbildung eines schönen Innern in seiner Jugend nichts geschah. Gleich Ludwig XIV., seinem Urgroßvater, war er König gewesen, solange er denken konnte. Aber sein Urgroßvater hatte doch eine Mutter, Anna von Österreich, die ihm seine Fehler vorwarf und ihn zum Bessern hinzuführen sich bestrebte, während er selbst von früh auf verwaist war, niemals den Hauch heiliger Elternliebe spürte und, was ebenso wohltätig für ihn gewesen wäre, nie besorgte Warnungen und berechtigte Rügen vernahm. Die Meisten in der Umgebung des jungen Königs schmeichelten ihm unaufhörlich, denn es lag ihnen sehr wenig an seinem Heile, wohl aber an seiner Gunst, damit er, zur Regierung gelangt, ihnen Ehrenstellen und Reichtümer bescheere.

Obgleich nun Wohlwollen und Menschenliebe ihm ursprünglich ebenfalls im Blute lag, wie allen Bourbonen, mit Ausnahme Ludwigs XIII., der niemals ein Herz zeigte, weil er eben keines besaß, so gewann doch bei Ludwig XV. mit den Jahren der Egoismus immer mehr an Kraft, so daß dem Blick seines Auges zuletzt der Strahl der Liebe fehlte. Madame Campan, die den König so oft sah, hatte demnach nicht unrecht in ihrer Behauptung, man

bedeutend eingebüßt und werde ohne eine Reformation an Haupt und Gliedern nicht wieder zu jener Höhe gelangen, die es unter Ludwig dem XIV. einnahm.

könne, wenn Ludwig XV. einen scharf ansehe, Furcht empfinden.*)

Mit vollem Rechte hat Ludwig XV. in der Geschichte eine ungünstige, fast vernichtende Beurteilung gefunden. Nichtsdestoweniger gilt auch von ihm ein wenig der entschuldigende Satz unseres Lieblingsdichters: „Und wälzt die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zu."

Ein jedes Kind, das bereits im fünften Lebensjahre seinen Vater und seine Mutter verlor, ist zu bedauern. Wenn aber zu diesem betrübenden Umstande noch der seltene Fall tritt, daß dieses seiner Eltern beraubte Kind in so zartem Alter bereits ein König ist, so steigert sich das Mitgefühl. Für ein Kind, das zu früh König wird, gilt ein anderes Wort Schillers: „Doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück." Der so früh König gewordene Knabe bleibt ewig blind für die Lage seines Volkes. Die Leiden der unteren Klassen, für deren Linderung er von Gott eingesetzt ward, bemerkt er niemals, weil es an jedem Hofe Potemkins gibt, die dem Herrscher nur Fröhliches und Heiteres vorgaukeln und ihm die traurigen Verhältnisse der Wirklichkeit sorgfältig verhehlen. Alle guten und klugen Worte der Lehrer, alle auf die ernsten und heiligen Pflichten des Herrscheramtes hinweisenden Ermahnungen der geist-

*) Louis XV. avait le maintien le plus imposant. Ses yeux restaient attachés sur vous pendant tout le temps qu'il parlait; et malgré la beauté de ses traits, il inspirait une sorte de crainte. (Madame Campan.)

lichen Erzieher vermögen nichts gegen das tägliche Gift, das vom Hofgesinde dem königlichen Kinde eingeflößt wird, und das, weil es überzuckert ist, dem verwöhnten Gaumen besser schmeckt, als der herbe Trank, den ernste, wohlmeinende, pflichtbewußte Männer darreichen.

Als Ludwig XV. einst im zarten Knabenalter mit seinem Gouverneur, dem Marschall von Villeroi, bei einer Illumination im Garten der Tuilerien, vom Balkon herab, auf viele Tausende von Parisern blickte, die dem schönen Königskinde zujubelten, da sprach der pflichtvergessene Höfling: „Sehen Euer Majestät dort unten das Volk? Alle diese Menschen gehören Ihnen. Es ist hier nichts zu finden, was nicht Ihr Eigentum wäre. Sie sind Herr über alles, was Sie hier sehen.“

Ward nicht durch diese Worte der Egoismus des königlichen Knaben, der bei ihm, wie bei allen sündigen Menschenkindern, reichlich vorhanden war, bedeutend gesteigert? Der französische hohe Würdenträger hätte so zu dem Knaben, dem in wenigen Jahren das Heil von fünfundzwanzig Millionen Untertanen anvertraut werden sollte, sprechen und ihn auf das bisher Unverdiente der ihm erwiesenen Huldigungen aufmerksam machen müssen: „Dieser Jubel, der Euer Majestät freiwillig dargebracht wird, da Sie noch nicht im Alter der Leistungen stehen, ist ein Ruf der Hoffnung und Erwartung. Die Mehrzahl der Tausende, die Euer Majestät zujubelt, gehört zu den Mühseligen und Beladenen, die unser

Erlöser vorzugsweise zu sich berief. Sie mehr als irgend ein anderer Franzose, da Ihnen das höchste irdische Amt von der Gottheit anvertraut ward, haben die Verpflichtung, den Mühseligen und Beladenen*) beizustehen und ihre Leiden zu mindern, womöglich ganz zu beseitigen. Frankreich ist ein Land, dem Gott, seinem bei weitem größeren Teile nach, Fruchtbarkeit und reiche Hülfsquellen bescherte. Seine Bewohner haben Verstand und eine besondere Begabung für Kunst, Wissenschaft und Gewerbefleiß. Läßt der König dieses Reiches es sich angelegen sein, mit den günstigen Bedingungen, die Bewohner, wie Bodenbeschaffenheit, ihm darbieten, großen Zielen zuzustreben, so kann er das Sprichwort verwirklichen, das Frankreich als dasjenige Land bezeichnet, wo alle Leute glücklich zu sein vermögen. Sagt man doch von einem Menschen, dem es an nichts gebricht: „Der lebt wie Gott in Frankreich.“

Wäre in dieser und ähnlicher Weise häufig zu dem königlichen Knaben, der den Keim des Guten in sich trug, gesprochen worden, so hätte der Urenkel Heinrichs IV. vielleicht das Wort seines wohlmeinenden Ahnherrn wahr gemacht, das Wort: „Es solle jeder französische Bauer am Sonntag sein Huhn im Topfe haben.“

---

*) Daß Friedrich der Große, den ein gleiches Pflichtbewußtsein beseelte, wie seinen edlen Zeitgenossen Joseph II., nur daß er bei seinem Verfahren von Besonnenheit und reiferer Menschenkenntnis geleitet ward, daß Friedrich der Große sich stets bewußt war, wie er besonders für die Armen, Bedürftigen,

Daß die Könige und Herrscher, falls sie ihren Regentenpflichten gewissenhaft nachkommen wollten, sich der niederen Klassen mehr anzunehmen hatten, als der vornehmen, lag in den Verhältnissen. Die vornehmen Klassen sorgten schon für sich selber und bedurften nicht des Schutzherrn. In dem Worte „vornehm" liegt es schon, daß sie es als eine, sich von selbst verstehende Sache betrachteten, für sich und die Ihrigen vorwegzunehmen. In Frankreich waren die beiden ersten Stände, Adel und Geistlichkeit, bemüht, die Steuern so viel wie möglich auf die Schultern des keuchenden Volkes zu wälzen. Nur bei höchster Not, und wenn die Regierung alle Hebel in Bewegung setzte, verstand sich die Geistlichkeit zu einem „don gratuit".

Wie in Frankreich, so war es bis zur französischen Revolution in den meisten Ländern Europas. Man sprach zwar in Ungarn von der misera contribuens plebs, doch dachten die Magnaten keinen Augenblick daran, dem Volke seine Last zu erleichtern.

Bei Ludwig XV. wäre sicher in irgend einem Winkel seines Herzens etwas von der Gutmütigkeit Heinrichs IV. aufzufinden gewesen. Was ein Erzieher von hohem Geiste und edler Denkungsart

Schwachen (les gueux) bestellt sei, hob Fürst Bismarck einmal im deutschen Reichstage hervor; dann fügte er aus seiner eigenen Brust die Bemerkung hinzu, daß es ihm als Ideal vorschwebe, den Enterbten nach den schweren Stürmen des Lebens im Alter den bergenden Hafen zu verschaffen. Wegen dieses Wortes wird Fürst Bismarck dem Herzen der deutschen Nation ebenso teuer bleiben, wie Heinrich IV. dem französischen Volksbewußtsein.

gegenüber einem widerstrebenden Zöglinge auszurichten vermag, hatte Fénelon an dem Vater Ludwigs XV. bewiesen. Ein anderer Erzieher als Fénelon wäre mit dem auf seine hohe Geburt übermäßig stolzen, in leidenschaftlichster Heftigkeit aufwallenden und mit noch andern Fehlern behafteten Prinzen sicher nicht fertig geworden. Nur einer solchen milden, aber wo es sein mußte auch strengen Persönlichkeit, wie Fénelon, dessen edle Natur aus Miene und Wort jedem, der für das Höhere ein Verständnis hatte, entgegenleuchtete, konnte eine Aufgabe gelingen, der bisher sich niemand gewachsen zeigte.

Bei Ludwig XV., obgleich er keinen Fénelon zum Erzieher hatte, der ihm christliche Demut predigte, kommt während seines ganzen Lebens niemals der Hochmut zum Vorschein. Es ist dies seinem Naturell und nicht seiner Erziehung zuzuschreiben. Allerdings war der Herzog von Orleans, dem nach dem Tode Ludwigs XIV. die Vormundschaft über den minderjährigen König zufiel, vermöge seiner eigenen Gemütsart darauf bedacht, dem künftigen Herrscher Leutseligkeit anzugewöhnen, damit er in seinem Auftreten durch anspruchslose Liebenswürdigkeit bald die Herzen gewinne.

Der Herzog von Orleans, der sein Tagewerk regelmäßig mit den wüstesten Orgien beschloß und nur von dem Kardinal Dubois an Sittenlosigkeit übertroffen wurde, genügte in den Vormittagsstunden einigermaßen der schweren Verpflichtung, die aus der Regentschaft für ihn erwuchs. Wenn er für längere

oder kürzere Zeit sich den Staatsgeschäften gewidmet hatte, fuhr er, den einen Tag wie den andern, bei dem jungen Könige vor, um sich nach dessen Befinden zu erkundigen und gelegentlich nachzufragen, ob das festgesetzte Programm von allen Verpflichteten gewissenhaft eingehalten werde. Der Herzog von Orleans, der dem königlichen Kinde aufrichtige Teilnahme entgegenbrachte, erwarb dessen Zuneigung. In dem viertel- oder halbstündigen Gespräche, das der Herzog mit dem jungen Könige führte, verfehlte er nie, durch mannigfaltigen, dem Fassungsvermögen des Zuhörenden angepaßten Stoff Licht in dessen Geist und Wärme in dessen Herz zu ergießen. Er wollte ihm Affabilität beibringen.

Hoffärtiges Wesen gehörte jedenfalls nicht zu den Untugenden des in den Blättern der Geschichte etwas zu schwarz gezeichneten Königs. Die Artigkeit, die Ludwig XIV. selbst dem Geringsten aus dem Volke, namentlich armen Frauen bezeugte, ward auch bei Ludwig XV. angetroffen, freilich nicht so sicher und unausbleiblich, wie bei seinem Urgroßvater.

Von der freundlichen Gemütsart Ludwigs XV. ließen sich viele gewinnende Züge anführen. Es sei hier nur ein Begebnis aus seinem Leben erwähnt, das die meisten Menschen, selbst die in untergeordneten Stellungen befindlichen und deshalb an Geduld gewöhnten, in Harnisch gebracht hätte, während der König seinen Gleichmut, ja seine Höflichkeit durchaus bewahrte.

Als Ludwig XV. einst in sein Schlafzimmer trat,

in dem er niemand vorzufinden glaubte, erblickte er in der Mitte desselben eine ihm ganz unbekannte Persönlichkeit. Ludwig XV. ward nicht im mindesten heftig*), als er den fremden Mann in seinem Schlafzimmer sah, das sonst nur sein Kammerdiener zu betreten pflegte, um seinem Berufe obzuliegen. Er war allerdings sehr erstaunt, weil ihm dergleichen noch niemals begegnet war. Nichtsdestoweniger fragte er den Unbekannten im höflichsten Tone, was er hier wolle. Der fremde Eindringling ward ganz verwirrt bei der gütigen Anrede des Königs. Er ließ sich auf ein Knie nieder und sprach: „Verzeihen, Eure Majestät! Vor allem aber lassen Sie mich durchsuchen!" Er wollte offenbar sagen, daß er die harmlosesten Absichten habe und keine Mordwaffe bei sich führe. Der König, den der ganze Vorgang belustigte, aber durchaus nicht erschreckte — Damiens hatte damals noch nicht den Dolch gegen ihn gezückt — verhielt sich abwartend und ließ das Seltsame seinen weiteren Fortgang nehmen, ohne daß er weiter darauf einwirkte. Während der aufgeregte Mensch seine Taschen entleerte, gab er eine Erklärung ab, weshalb

*) Ein Londoner Kaufmann, der bei einem englischen Herzoge unangemeldet eintrat, weil er den Bedienten nicht an seinem Platze gefunden, mithin der üblichen Sitte des Anmeldens, bei dem besten Willen, nicht hatte genügen können, wurde von dem durch den unerwarteten Besuch aufs unangenehmste überraschten Hochtorry mit derartigen Schmähworten empfangen, daß er den berechtigten Zweck seines Kommens gar nicht kundgab, sondern sich eilig zurückzog, um gegen den unhöflichen Aristokraten bei dem Friedensrichter eine Klage anzustrengen.

er sich in dem Gemache des Königs befinde. Seinem Gewerbe nach war er Koch und hatte einen Kollegen besuchen wollen, der in der Hofküche beschäftigt wurde. Da er niemand gefunden habe, der ihn, der sich zum ersten Male im Versailler Schlosse befinde, zurecht gewiesen, so sei er unfreiwillig in die Zimmerflucht Seiner Majestät geraten, wofür er in aller Demut um Verzeihung bitte. Der König klingelte jetzt nach seinem Kammerdiener, der begreiflicherweise sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß ein fremder Mensch bis in die innersten Gemächer Seiner Majestät eingedrungen sei. Die Miene und die Worte des Kammerdieners waren strenger, als die seines königlichen Herrn. Der fremde Eindringling bat nun den Kammerdiener, ihn in ein Nebenzimmer zu führen und dort die genaueste Untersuchung an seinem Leibe vorzunehmen. Mit herrischer Gebärde zeigte ihm der Kammerdiener die Tür, durch die er zu gehen habe. Dann folgte er ihm, Laute des Unwillens ausstoßend. Als der Kammerdiener nach ziemlich langer Zeit wieder bei dem Könige eintrat, der neugierig die Entwickelung dieses seltsamen Vorganges abwartete, so zeugte seine aufgehellte Miene davon, daß er Gutes zu berichten hatte. Lächelnd sagte er: „Sire, ich verbürge mich dafür, daß der Mann, der hier eindrang, nichts Böses im Schilde führte.“ Der Kammerdiener erzählte dann weiter, daß er einen Angestellten aus der Küche habe rufen lassen und daß dieser sofort den Eindringling als einen guten Bekannten begrüßt habe. Da der Kammerdiener wußte, daß der König

gern durch scherzhafte Reden aufgeheitert sein mochte, weil er häufig an Melancholie litt, so endete er seine Auseinandersetzung launig, indem er zur Küche und zum Ochsenbraten überging. Nachdem er nämlich dem Eindringling das beste Zeugnis in Betreff seiner Untertanentreue ausgestellt hatte, lobte er auch dessen Tüchtigkeit in kochkünstlerischer Beziehung. Er schloß seine Rede:

„D'ailleurs, ce brave homme fait mieux que personne, du boeuf à l'écarlate."

Der König, den der seltsame Vorgang weit mehr belustigt, als erschreckt hatte, befahl, den Eindringling wieder zu ihm hineinzuführen. Die Bemerkung des Kammerdieners, daß der Eindringling ein Kochkünstler sei, hatte ihm bei Ludwig XV. genützt, der, wie alle Bourbonen, den Freuden der Tafel sehr ergeben war. Als der Eindringling aufs neue vor dem Könige stand, zitternd und nicht wagend, das Auge zu ihm zu erheben, so rührte dies den leutseligen Herrscher. Hatten sich über dessen ursprüngliche Herzensgüte allerdings dichte Schichten von Egoismus gelagert, so trat doch die angeborene gute Natur bisweilen erfreulich zu Tage. Er ging zu seinem Schreibtische, dem er eine Rolle von fünfzig Louisdor entnahm, die er dem noch immer zitternden Kochkünstler mit gütiger Miene überreichte. „Hier, mein Herr," sprach er, „um Ihre Unruhe ein wenig zu beschwichtigen". Der Eindringling warf sich dem Könige zu Füßen, seinen Dank stammelnd, und enteilte erleichtert

einem Gemache, wo er nur kurze Zeit geweilt, aber viele Angst ausgestanden hatte.

Ludwig XV. war überhaupt bürgerfreundlich und sah es gar nicht gern, wenn die Menschen sich ihm gegenüber knechtisch benahmen. Deshalb war ihm sein Stallmeister, Herr von Landsmath, den er zugleich zum Jägermeister ernannte, um ihn bei einer Beschäftigung, der er sich so häufig hingab, immer um sich zu haben, eine stets willkommene Erscheinung. Herr von Landsmath sprach ebenso unbefangen zu ihm wie die früheren Hofnarren, deren rücksichtslose Offenheit die schädlichen Schmeicheleien der Höflinge einigermaßen abschwächte. Der freimütige Jägermeister konnte zu jeder Tageszeit bei Ludwig XV. eintreten und ward stets huldvoll empfangen. Begreiflicherweise stürzte er in die Gemächer des Königs, als die Kunde zu ihm gelangte, daß Damiens versucht habe, seinen erhabenen Gönner zu ermorden. Herr von Landsmath, den kein Kammerdiener zurückzuweisen wagte, drang bis zum Schlafgemache Ludwigs XV. vor, den die Ärzte sogleich zu Bette gebracht hatten. Um das Bett des Königs herum saßen seine drei Töchter und die Dauphine, seine Schwiegertochter. Alle vier Damen waren in Tränen aufgelöst. Herr von Landsmath ließ sich durch ihre Betrübnis nicht im geringsten rühren, sondern sprach in entschiedenem Tone zum Könige: „Sire, lassen Sie diese Pleureusen fortgehen; ich habe mit Ihnen allein zu reden.“ Da die Familie und die nähere Umgebung des Königs wußte, welche Freiheiten sich

Herr von Landsmath herausnehmen durfte, so waren die hohen Damen über seine Worte nicht erstaunt, zeigten aber durch ihre entschiedene Haltung, daß sie ihren Platz zu behaupten gedachten. Doch der König befahl ihnen durch einen Wink seiner Augen, daß sie sich entfernen und dem Herrn von Landsmath das Feld freilassen möchten. Als die Prinzessinnen, dem Befehle des Königs gehorsam, das Zimmer verlassen hatten, nahm Herr von Landsmath beim Könige sogleich eine Untersuchung vor, ob der Dolch des Mörders Unheil angerichtet habe. Er fand den Körper des Königs ganz unverletzt und sprach deshalb nach beendeter Untersuchung: „Das hat gar nichts zu bedeuten, Sire. Lachen Sie darüber! In vier Tagen werden Sie mit mir einen Hirsch jagen.“

Da Ludwig XV. diesen freimütigen Herrn von Landsmath sehr gern hatte und durch dessen Unterhaltung, wie er sie von keinem andern hörte, stets erheitert wurde, so regte sich ihm gegenüber häufig das französische Naturell, das zum Scherzen geneigt ist und, wo sich die günstige Gelegenheit darbietet, bei Personen des näheren Umgangs sich das Hänseln gestattet. Ludwig XV. glaubte bemerkt zu haben, daß Herr von Landsmath vermied, von seinem Alter zu sprechen und jeder Unterhaltung auswich, die sich auf diesen Gegenstand hinlenkte. Er ließ nun den Pfarrer des Kirchspiels, in dem Herr von Landsmath getauft worden, beauftragen, einen Geburtsschein von ihm auszustellen. Als der König eines

Tages ganz besonders guter Laune und sein Jägermeister um ihn war, so zog er aus seiner Brusttasche den mitgebrachten Geburtsschein hervor, und las mit feierlicher Stimme, wie im Jahre 1680 — der Tag der Geburt, sowie der Monat, in welchen dieser Tag fiel, waren genau angegeben — der Sohn des „hohen und mächtigen Herrn von Landsmath"*) das Licht der Welt erblickt habe. Von dem Augenblicke an, wo der König seiner Umgebung verkündet hatte, daß er einen Taufschein vorlesen wolle, ward dem Herrn von Landsmath sichtlich unbehaglich zu Mute. Als er nun die Gewißheit erlangte, daß es sein Taufschein sei, den der König seinen spottsüchtigen Kavalieren aufzutischen gedenke, so hielt er nicht länger an sich, sondern unterbrach die Vorlesung. Herr von Landsmath sprach zum Könige in sehr ernstem, fast verweisendem Tone: „Ist das etwa mein Taufschein?" — „Sie sehen es," antwortete der König, der die unpassende Unterbrechung nicht rügte, wie er dem Manne, den er für einen treuen Diener hielt, häufige Verstöße gegen die Etikette niemals übelnahm. Herr von Landsmath fuhr in noch ernsterem Tone fort:

---

*) Vor der Revolution von 1789 war es Sitte, von Personen, die zum französischen Adel gehörten, sowohl bei ihren Geburts- wie Sterbescheinen eine lange Reihe von Titulaturen anzuführen. In den »Mémoires D'Outre-Tombe« füllt das Sterbedokument des »sehr hohen und sehr mächtigen Grafen von Chateaubriand« mit seinen vielen Titulaturen fast eine ganze Seite.

„Sire, ſtecken Sie dieſen Taufſchein ſchnell weg! Ein Herrſcher, dem es obliegt, fünfundzwanzig Millionen Untertanen glücklich zu machen, darf keinem einzigen derſelben eine unangenehme Minute bereiten.“

Der König nahm den ihm erteilten Verweis ruhig hin und ſteckte den Taufſchein ſchneller in ſeine Bruſttaſche, als er ihn hervorgezogen hatte.

Da Ludwig XV. aus dem ganzen Verhalten des Herrn von Landsmath zu dem Schluſſe kam, daß es weniger Eitelkeit ſei, weshalb er vermied, von ſeinem Alter zu ſprechen, als Furcht vor dem Tode, ſo konnte er ſich nicht verſagen, ſeinem Günſtlinge, trotz des abgeſchlagenen Angriffes, noch einmal zu Leibe zu gehen. Der König hatte gehört, daß der Beichtvater des Herrn von Landsmath geſtorben ſei. Der Überbringer dieſer Nachricht, der wußte, daß der König ſeinen Günſtling gern necke, hatte dann weiter berichtet, der Beichtvater habe dem Orden der Lazariſten angehört, deren Leichen mit offenem Antlitze ausgeſtellt würden. Ludwig XV. ließ ſich dieſe Mitteilung nicht entgehen, ſondern ergriff die günſtige Gelegenheit, wiederum bei Herrn von Landsmath das Necken zu verſuchen. Als der König, kurz nachdem ihm dieſer Bericht erſtattet worden, ſeinen Günſtling bei ſich eintreten ſah, fragte er ihn in teilnehmendem Tone: „Sie haben Ihren Beichtvater verloren?“ — „Ja, Sire,“ lautete die Antwort. — „Man wird ihn mit unbedecktem Antlitze ausſtellen.“ — „So iſt es Brauch bei den Lazariſten, Sire.“

— „Ich befehle Ihnen hinzugehen und sich die Leiche anzusehen.“

Obgleich Herr von Landsmath Furcht nie gekannt hatte, so fuhr er doch bei diesen Worten des Königs erschreckt zusammen. Er scheute nichts mehr, als den Anblick von Leichen. Deshalb wagte er eine Einwendung. Er sagte:

„Sire, der Verstorbene war mein Freund. Es würde mir sehr schmerzlich sein, ihn kalt und starr daliegen zu sehen.“

Der König antwortete mit dem imperatorischen Tone, dessen er sich sehr gut zu bedienen verstand, namentlich wenn er ein lit de justice abhielt:

„Das tut nichts. Ich befehle Ihnen, hinzugehen.“

Da richtete Herr von Landsmath sich stolz auf und sprach ebenfalls in entschiedenem Tone:

„Es wäre das erste Mal, daß ich einem Befehl Euer Majestät nicht gehorcht hätte; ich werde also hingehen.“

Als der König bei seinem Lever am andern Morgen den Herrn von Landsmath erblickte, so fragte er ihn:

„Haben Sie mir gehorcht?“

„Allerdings, Sire.“

„Nun, und was sahen Sie?“

Jetzt ließ Herr von Landsmath den König es büßen, daß er ihn gezwungen hatte, eine Leiche zu sehen. Er antwortete:

„Fürwahr, ich habe gesehen, daß Euer Majestät

und ich gegen die Allgewalt des Todes nichts vermögen!“

Daß Ludwig XV. gern vom Tode ſprach, könnte den Anſchein erwecken, als ob dieſer den weltlichen Lüſten ſo ſehr ergebene Monarch ſich doch häufiger in die ernſteſten und für die Menſchen wichtigſten Betrachtungen verſenkte. Allein dieſe Annahme wäre eine unrichtige. Ludwig XV. beſchäftigte ſich nur mit der äußern Tatſache des Todes, wie ſie dem, der zu ſo vielen Menſchen Beziehungen hatte, faſt täglich entgegentrat. Doch hatte dies nicht zur Folge, daß er daran den Gedanken knüpfte, wie ſchwer es einem Könige, dem das Wohl von vielen Millionen ans Herz gelegt worden, dereinſt fallen müſſe, vor dem Weltenrichter zu beſtehen. Ludwig XV. ſprach mit großem Gleichmute vom Tode, weil er eine gute Geſundheit hatte und es zu hohen Jahren zu bringen hoffte. Wenn er andere elend ausſehend fand, ſo ſagte er es ihnen ohne alle Schonung, ja deutete an, daß es mit ihnen wohl bald zu Ende gehen werde. Hatte jemand einen hartnäckigen Huſten, ſo äußerte er:

„Vous avez là une toux qui sent le sapin.“ *)

Sobald irgend jemand aus ſeiner Umgebung verriet, daß an ſeiner körperlichen Maſchine etwas

*) Nach dem Dictionnaire des Dictionnaires bedeutet dies: un homme qui a mauvais visage, et qui paraît devoir mourir bientôt. Da nun die meiſten Menſchen zähe am Leben hängen, ſo war es wahrlich vom Könige ſehr rückſichtslos, daß er Perſonen, deren Körper Krankheit und Hinfälligkeit verriet, ihr baldiges Ende in Ausſicht ſtellte.

schadhaft sei, verfehlte Ludwig XV. nie, auf einen möglichst schlimmen Verlauf hinzuweisen. Als den Herrn von Fontanieu, der sich beim Lever des Königs eingefunden hatte, ein so heftiges Nasenbluten überfiel, daß er sich zurückziehen mußte, so entließ ihn Ludwig XV. nicht mit einigen Worten des Bedauerns, sondern bemerkte im trockenen Tone:

„Nehmen Sie sich in acht! In Ihrem Alter ist heftiges Nasenbluten der Vorbote eines Schlaganfalles."

Eines Tages sprengte Ludwig XV. durch den Wald, auf einem Jagdvergnügen begriffen. Er begegnete einem Bauern, der ebenfalls ritt und vor sich einen Sarg zwischen dem Sattel und dem Halse des Pferdes aufgestellt hatte, denselben mit Mühe festhaltend. Der König sprengte auf den Bauern zu und fragte, wohin der Sarg bestimmt sei. Der Bauer nannte das Dorf, wohin er ihn bringen wollte. Der König fragte dann weiter, ob der Sarg für einen Mann oder für eine Frau bestimmt sei. „Für einen Mann," lautete die Antwort. Aufs neue fragte der König den Bauern, und zwar, ob er wisse, woran der Mann gestorben sei.*) Obgleich der Bauer den

*) Es ist unrichtig, wenn Carlyle behauptet, Ludwig XV. habe vor dem Tode den »königlichsten Abscheu« gehabt. Von Lastern kann man Ludwig XV. nicht freisprechen, aber dieser Schwäche, der Furcht vor dem Tode, darf man ihn nicht zeihen. Menschen, die vor dem Tode Angst haben, wollen ihn nie erwähnt hören und fliehen aufs schnellste vor dessen Attributen. Sie nähern sich nicht einem Sarge und fragen, für wen er bestimmt sei.

König sehr gut erkannt hatte, so hielt er doch mit der Wahrheit nicht zurück, weil er zum Volke und nicht zu den Höflingen gehörte. Düstern Aussehens und finsteren Tones antwortete er: „Der Mann starb vor Hunger.“ Der König spornte sein Roß an zum Galopp und vergaß bald das Gehörte bei den Genüssen der Tafel und bei den Schwänken seiner Favoritin.

Aus dieser Unterhaltung Ludwigs XV. mit dem Bauern, sowie daß er gern an Festen teilnahm, wo sich das Volk vergnügte, geht deutlich hervor, wie der König sich keineswegs etwas zu vergeben glaubte, wenn er mit den unteren Klassen zutraulich verkehrte.

Es finden sich entschieden Züge von Gutmütigkeit in dem Leben Ludwigs XV. Man darf sich nur nicht die Mühe verdrießen lassen, ein wenig zu suchen, da sie nicht so zahlreich vorkommen, wie bei seinem ruhmreichen Ahnherrn Heinrich IV. und seinem milden Enkel Ludwig XVI. Diese seltenen Oasen in der großen Wüste des Egoismus, wie sich bei genauerem Zusehen das Innere Ludwigs XV. darstellt, erquicken diejenigen, die, wie Rousseau, den Glauben

---

Fürst Kaunitz war einer der Menschen, dem man nie vom Tode sprechen durfte. Als Joseph II. gestorben war, so meldete man dem Fürsten Kaunitz, der als Minister auf einige Ausfertigungen wartete — der Kaiser hatte nicht mehr die Kraft gehabt, sich aufzurichten und zu unterzeichnen — in vorsichtigster Redewendung: »Seine Majestät haben heute nicht geruht, zu unterzeichnen.«

an die ursprünglich edle Natur des Menschen zu bewahren gedenken.

Ludwig XV., der, namentlich in Geldangelegenheiten, die Gewohnheit hatte, sich zu halbieren, nämlich den König und Louis Bourbon zwei ganz verschiedene Personen sein zu lassen, Ludwig XV. hielt diese Trennung auch aufrecht, wenn er als Herrscher etwas hatte gutheißen müssen, was er als Privatmann nicht getan hätte. Dies zeigte sich in Betreff des Chevaliers von Eon, der, wie Graf Cagliostro und Graf Saint-Germain, zu den fragwürdigen Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts gehört, indem man keine sichere Kunde über sein Geschlecht erlangen konnte und nicht wußte, ob er im Rechte sei, wenn er als schön gekleidetes Frauenzimmer erschien oder als Soldat in kriegerischer Rüstung.

In St. Petersburg war der Chevalier d'Eon, da wir uns für den Mann entscheiden wollen, weil er einen Krieg mitmachte und in ihm verwundet ward, als eine Frau aufgetreten. Weiblich, wie männlich bezauberte er durch französische Liebenswürdigkeit. Es fiel deshalb nicht schwer, ihn in St. Petersburg dem Hofe zu empfehlen. Die Kaiserin Elisabeth machte die Chevalière zu ihrer Vorleserin. Hier nun hatte er Gelegenheit, der französischen Gesandtschaft Nachrichten aus dem geheimen Treiben am kaiserlichen Hofe zu überbringen. Daß er durch diese Mitteilungen seinem Lande wichtige Dienste leistete, behielt Ludwig XV. in dankbarem Gedächtnisse. Für das, was ihm die Chevalière in St. Peters-

burg genützt hatte, entrichtete er dem Chevalier seinen Dankeszoll, als sich über dessen Haupte in London ein Gewitter zusammenzog. In London nämlich war er, im Gegensatze zu St. Petersburg, wieder Chevalier und verfuhr ganz als solcher. Er glaubte sich daselbst durch den Grafen von Guerchy, den französischen Gesandten, beleidigt. Die ihm seiner Meinung nach widerfahrene Unbill bestand darin, daß der französische Gesandte ihn nicht zu seinen Gesellschaften einlud. Der Ambassadeur handelte hierin ganz recht, weil die weiblichen Mitglieder des englischen Adels es als eine Beleidigung angesehen hätten, mit einer so beanständeten Persönlichkeit sich Schulter an Schulter zu befinden. Da nun bei dem abenteuerlichen Charakter des Chevaliers von Eon nicht ausgeschlossen war, daß er dem französischen Gesandten im Theater oder auf der Straße einen Schimpf antun werde, so hielt man es für notwendig, über ihn an das auswärtige Ministerium zu berichten und auf eine gewaltsame Entfernung des gefährlichen Individuums hinzudeuten. Man hätte auf der Gesandtschaft in London gern aus Paris die Vollmacht erhalten, den Chevalier unbemerkt aufheben und in ein französisches Staatsgefängnis schaffen zu lassen. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Versailles teilte ganz die Ansicht des Londoner Gesandten, es könne eine längere Anwesenheit des Chevaliers auf englischem Boden Frankreich kompromittieren. Er war deshalb durchaus geneigt, die erbetene Vollmacht zu übersenden.

Doch hielt es diesmal sehr schwer, die Unterzeichnung Ludwigs XV. zu erlangen. Der König hatte die von dem Chevalier dem Staate geleisteten Dienste in treuem Gedächtnisse und verweigerte deshalb mehrere Male die ihm angesonnene Unterzeichnung. Als nun der Minister gar zu eifrig in ihn drang, so gab Ludwig XV. zuletzt seine Unterschrift für die verlangte Vollmacht, wußte aber die Absendung derselben zu verzögern. Unterdes schrieb er als Privatperson, als Louis Bourbon, an den Chevalier von Eon folgende Zeilen:

„Ich weiß, daß Ihr mir in den Gewändern einer Frau sehr nützliche Dienste geleistet, wie auch später in der kriegerischen Rüstung eines Mannes. Seid jetzt einmal wieder Frau und verbergt Euch in irgend einem Winkel der englischen Hauptstadt! Ich benachrichtige Euch, daß der König eine Vollmacht unterzeichnet hat, vermöge deren Ihr aufgehoben und nach Frankreich geschafft werden sollt, wo Euch ein schlimmes Los bevorstände. Ihr habt hier mächtige Feinde. Flieht deshalb aus Eurem Hotel, wo Ihr nicht mehr sicher seid!“

Es war also in Ludwig XV. entschieden der Stoff zu einem guten Könige vorhanden. So verdient er doch vielleicht nicht ganz die vernichtenden*) Urteile, welche die meisten Geschichtschreiber über ihn fällen, indem sie es unterlassen, sein ursprünglich gutes

*) Diesen Buben von »allerchristlichstem« König. (Farrago. Von Johannes Scherr. Leipzig, Verlag von Otto Wiegand, 1870. Seite 45.)

Naturell mit auf die Wagſchale zu legen. Hätte Ludwig XV. wie ſein Vater einen Fénelon zum Erzieher gehabt, ſo wäre ein ſchönes Inneres im Einklang geſtanden mit ſeinem ſchönen Äußern. Vom Kindesalter bis an ſein Lebensende war Ludwig XV. eine ſehr gewinnende Erſcheinung.

Die Herzogin von Orleans ſchildert den Eindruck, den Ludwig XV. im Alter von zehn Jahren auf ſie machte, als einen ſehr günſtigen.

„Man kann," ſchreibt ſie, „keinen niedlicheren Knaben ſehen, als unſern jungen König. Er hat große, dunkle Augen, lange Wimpern, ein überreiches Kopfhaar von brauner Farbe, niedliche Hände und kleine Füße. Sein Gang iſt vornehm und ſtolz; er weiß ſchon jetzt ſeinen Hut wie Ludwig XIV. aufzuſetzen. Sein Geſicht iſt weder zu lang, noch zu kurz. Das einzig Ungünſtige in ſeinem Antlitze — dies hat er von ſeiner Mutter geerbt — iſt der häufige Wechſel ſeiner Farbe. Wenn dieſer Wechſel eintritt und er ganz bleich ausſieht, ſo mindert ſich der Reiz ſeines Antlitzes. Doch wenn, wie es regelmäßig geſchieht, nach einer halben Stunde, ihm die Farbe zurückkehrt, ſo iſt er wieder das ſchöne Kind von zuvor. Seine Manieren ſind leicht und gefällig. Er tanzt gut. In allem, was er anfaßt und handhabt, zeigt er ſich geſchickt. Für das Schießen hat er eine große Vorliebe. Er trifft ſchon ſehr gut Faſanen und Rebhühner."

Das ſchöne Äußere des königlichen Knaben beſtach auch Peter den Großen während ſeines Beſuches

in Frankreich. Der Zar überhäufte den jungen König mit Zärtlichkeiten. Peter der Große ward leicht bezaubert durch Schönheit in der menschlichen Physiognomie, mochte er sie bei Männern oder bei Frauen antreffen. Mentschikoff verdankte die wunderbare Erhöhung seiner Lebensstellung zunächst seinem günstigen, aufgeweckten Aussehen. Wenn also die hübschen und hellen Mienen des Jungen, der auf den Straßen von St. Petersburg Pasteten feilbot, Peter dem Großen gefielen und ihn zu einer Anrede veranlaßten, so ward er förmlich bezaubert, als der schöne königliche Knabe in geschmackvollster und kostbarster Kleidung, gehoben durch die Kunst der Repräsentation, seinem nordischen Gaste, dessen unbequeme Nähe Ludwig XIV. unter den artigsten Vorwänden von sich ferngehalten hatte, im Hotel de Lesdiguières*) einen Besuch abstattete.

Der Zar war am 7. Mai in Paris angelangt; am 11. Mai desselben Monats begrüßte ihn der junge König in dem Hotel, wo sein nordischer Gast nach kurzer Betretung des Louvre Wohnung genommen hatte. Als man dem Zaren meldete, daß der

*) Es waren für Peter den Großen im Louvre eine Reihe glänzender Gemächer fertiggestellt worden; doch befiel diesen eine förmliche Angst bei dem Anblicke der prächtigen Räume, und er erklärte, daß er sich in ihnen nicht gemütlich fühlen könne, mithin sie nicht bewohnen wolle. Dies war die erste Verlegenheit, die Peter der Große seinen französischen Gastgebern bereitete. Seine barbarischen Gewohnheiten erweckten im Laufe seines Aufenthaltes wiederholtes Befremden, sogar Angst und Entsetzen.

König im Anfahren begriffen sei, so stieg er schnell die Treppe hinunter, ging eilig durch die geöffneten Türen und stand am Wagenschlage in dem Augenblicke, wo Ludwig XV. sich herausschwang. Die gegenseitige Verneigung der beiden Herrscher, des hochzivilisierten Franzosen und des halbbarbarischen Russen, entsprach allen Anforderungen der Etikette. Beide, dicht nebeneinander gehend, stiegen die Treppe hinauf. Der Zar ließ den König zur Rechten gehen und räumte ihm während ihres ganzen Zusammenseins den Vortritt ein, wobei er von einem ganz richtigen Gedanken geleitet ward, da er sich im Hotel als Wirt und Ludwig XV. als seinen Gast betrachtete. Der kleine König sah so wunderhübsch aus und wußte so artig und verständig zu sprechen, daß Peter der Große, stets dem Gefühle folgend, das ihn gerade beherrschte, sich aus seinem Lehnstuhle erhob, schnell zu dem anfangs etwas erstaunten und erschreckten Ludwig XV. hineilte, ihn emporhob und mehrere Male küßte, und zwar in jener stürmischen Weise, wie es bei einem solchen Kraftmenschen stets und überall geschah.

Schon am folgenden Tage,*) also am 12. Mai,

*) Wenn man es häufig beklagen hört, daß in der Höflichkeit und in den guten Manieren seit der französischen Revolution ein bedenklicher Rückgang erfolgte, so trifft der Tadel in Betreff mangelnder guter Lebensart die breiteren Schichten des Volkes, nicht aber die erhabenen Häupter. Die Kaiser, Könige und sonstige regierende Fürsten des neunzehnten Jahrhunderts machen, wenn sie von einem Monarchen einen Besuch empfangen, innerhalb einer Stunde die Gegenvisite.

erwiderte der Zar den Besuch des Königs. Ihm wurden in den Tuilerien dieselben Aufmerksamkeiten erwiesen, die er Tags zuvor für den König gehabt hatte. Doch konnte bei dem unberechenbaren Zaren ein Programm nie vorschriftsmäßig durchgeführt werden.

Als der Zar mit seinem Adlerauge bemerkte, daß der kleine König, so schnell es ihm nur möglich war, die breiten Treppenstufen herabstieg, um ihn schon im Hofe zu begrüßen, so war er mit einem Satze aus dem Wagen. Bevor noch der König die ganze Treppe hinuntergestiegen war, befand sich der Zar schon an seiner Seite, umarmte ihn aufs herzlichste, hob ihn dann in die Höhe und trug ihn in seine Gemächer. Während des ganzen Zusammenseins mit dem Könige war der Zar von ununterbrochener Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit. Es machte den Eindruck, als ob ein Vater, vor langer Trennung von seinem Sohne, noch einmal ihm seine ganze Zärtlichkeit beweisen wolle. So war der Zar in stetem Spenden begriffen. Der junge König konnte sich begnügen, die ihm dargebotenen Liebenswürdigkeiten entgegenzunehmen. Nur aus einem Umstande schloß der schärfer Beobachtende, daß der Zar sehr gut wußte, er sei diesmal die Hauptperson. Dem jungen Könige war nämlich von seinem Gouverneur eingeschärft worden, dem Zaren stets den Platz an seiner rechten Seite zu geben, was dieser mit geziemender Würde entgegennahm.

Als der Zar am 24. Mai, nachdem er sich unter-

des in Paris, Verſailles und in allen Orten der Umgegend, die irgend etwas darboten, was ſeinen Wiſſenskreis erweitern konnte, umgeſehen hatte, dem Marſchalle von Villeroi in den Tuilerien einen Beſuch machte, ſo erſchien plötzlich der König in den Gemächern ſeines Gouverneurs. Die Begrüßung von beiden Seiten war wiederum eine ſehr herzliche. Der Zar, dem es in Franreich außerordentlich gefiel — die große Pracht in den königlichen Schlöſſern war allerdings mit ſeinen Neigungen nicht übereinſtimmend — blieb dort bis über die Mitte des Junimonates. Am 18. Juni machte er dem Könige ſeinen Abſchiedsbeſuch. Ludwig XV., der ſich an das ſehr lebhafte, ja zuweilen ſtürmiſche Weſen des Zaren gewöhnt, und der, da es ihm an Scharfblick durchaus nicht fehlte, richtig erkannte hatte, daß der nordiſche Herrſcher ihm ſehr zugetan ſei, wollte auch ſeinerſeits ſich herzlich beweiſen. Er ſtellte ſich deshalb am 19. Juni in dem Hotel, das der Zar bewohnte, ganz unerwartet ein und wünſchte ihm eine glückliche Reiſe.

Übrigens koſtete Ludwig XV., obgleich er ſo früh König ward, und jedermann ſich beeiferte, ihm nur Angenehmes zu erweiſen, ganz wie die übrigen Sterblichen von Zeit zu Zeit aus dem Wermutsbecher, den das Schickſal, ein unermüdlicher Ganymed, den Menſchen kredenzt, den Hohen oft häufiger als den Niedern, damit den erſteren die Süßigkeiten ſteter Schmeichelei nicht zum Schaden gereichen. Daß man dem jungen Könige zumutete, ſich ſchon im elften

Lebensjahre zu verloben, preßte ihm Tränen in die Augen. Der Regent betrieb diese frühe Verlobung nicht in erster Linie, wie es hätte sein sollen, aus Liebe zum Könige und zu Frankreich. Wenn er nämlich Philipp V. den großen Gefallen tat, um dessen dreijährige Tochter für Ludwig XV. zu werben, so entschloß er sich zu diesem öffentlichen Schritt erst dann, als er, von Kabinett zu Kabinett verhandelnd, es durchgesetzt hatte, daß der Prinz von Asturien, der spanische Thronerbe, sich verpflichtete, die Herzogin von Montpensier zu heiraten. Er erstrebte für seine Tochter eine Königskrone. Für seine eigene Person war er wenig ehrgeizig. Sei es Indolenz, sei es, daß außer seiner unersättlichen Wollust keine andere Leidenschaft ihn in Bewegung setzte, genug, seine eigene Stellung suchte er nicht zu erhöhen. Aber in Betreff seiner nächsten Verwandten war er nicht so gleichgültig. So mußte gegen die Rücksicht auf seine engere Familie*) das Heil des

*) Daß die Verlobung des elfjährigen französischen Königs mit der dreijährigen spanischen Infantin ein bedenkliches Ende nahm, war ein Werk des Geschicks, das nicht mit sich spielen läßt. Auf französischer, wie auf spanischer Seite hatte man sich beim Abschluß dieser Verlobung gegen die Moral versündigt. Philipp V. hatte dem heißen Wunsche, daß seine Tochter Königin von Frankreich werde — sein Geburtsland liebte er mehr als Spanien — seine Überzeugung geopfert. Er entschloß sich, die Tochter eines Mannes, den er als Giftmischer bezeichnet hatte, für seinen Thronerben als Gemahlin hinzunehmen. Der Regent aber, der an seiner älteren Tochter, der Herzogin von Berry, so große Schande erlebte, wollte sich an der spanischen Königs-

ihm nahe verwandten Königs und der Vorteil Frankreichs, des seiner Obhut anvertrauten Landes, weit zurückstehen.

Der Regent, dem es sehr an Moralität, aber keineswegs an Klugheit fehlte, scheute sich, dem jungen Könige die Mitteilung von einer Verlobung zu machen, an die dieser keinen Augenblick gedacht hatte und die ihn plötzlich aus der Sorglosigkeit der Jugend in die Verantwortlichkeit des reiferen Alters versetzte. Er allein fühlte sich der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen, den König für etwas zu gewinnen, das diesem sicher sehr ungelegen kam, und dem er, wie es gar nicht unmöglich war, seinen Knabentrotz entgegensetzte. Der Regent sah sich deshalb nach Bundesgenossen um, die er verständigerweise in den Personen suchte, von denen er wußte, daß sie der junge König gern hatte. Diese Personen waren der Bischof von Frejus und der Marschall von Villeroi. Den Beistand dieser beiden zu gewinnen, d. h. ihre ehrliche Unterstützung — der Regent, der, wenn er seine Macht gebrauchen wollte, jeden Feind vernichten konnte, war gegen offenen Widerstand geschützt, aber nicht gegen geheime Machinationen — machte nicht geringe Schwierigkeiten,

---

krone, die er für seine jüngere Tochter, die Herzogin von Montpensier, begehrte, selber entschädigen und dann durch großen Glanz, der von außen kam, den Schmutz seines Hauses vergolden. Sein Urenkel, der berüchtigte Egalité, der den Tod eines der besten Könige mitverschuldete, ward später ein Seitenstück zu seiner verrufenen Urmuhme, der Herzogin von Berry.

denn der Marschall von Villeroi haßte den Regenten und der Bischof von Frejus war ihm mindestens nicht zugetan. Da galt es für den Regenten, seine ganze Liebenswürdigkeit aufzubieten, von der er eine große Dosis besaß, so daß man ihm gut sein mußte, wenn er sich Mühe gab, die Herzen zu gewinnen. Freilich scheute er bei seiner geistigen Trägheit alles, was irgendwie Anstrengung kostete. Doch wo es einem großen Interesse galt, so nach dem Tode Ludwigs XIV., als er dem Herzoge von Maine die diesem gegen die Gesetze des Königreiches verliehene Regentschaft entriß, da wußte er über seine Indolenz Herr zu werden und als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen. So verfehlte er auch nicht, auf geschickte Weise den Bischof und den Marschall für sein Vorhaben zu gewinnen. Da der Regent aus den Mienen des jungen Königs ganz richtig schloß, daß er den Bischof noch lieber habe, als den Marschall, so hielt er es für geraten, den Priester zuerst in sein Geheimnis einzuweihen. Daß Bischöfe und Kardinäle für Auszeichnungen noch empfänglicher sind, als die weltlichen Großen, wußte der Regent sehr gut und verwertete diesen Umstand in seinem Feldzugsplan. Er nahm demnach den Bischof von Frejus beiseite und sagte ihm, daß er, bei überaus großer Wertschätzung für seine Person, ihm früher als dem Marschall von Villeroi etwas sehr Wichtiges mitzuteilen gedenke. Hierauf ging er zu seinem Vorhaben über und stellte die beabsichtigte Verlobung als sehr vorteilhaft dar, sowohl für den jungen König, als auch

für Frankreich. Da der Bischof für die Zuneigung, die sein Zögling ihm schenkte, diesem dankbare Gegenliebe widmete, so hörte er dem Regenten zu, nicht mit dem Ohre des Höflings, sondern mit besorgter Teilnahme für das Heil seines jetzigen Schülers und dereinstigen Gebieters. Als er vernahm, daß die Infantin erst drei Jahre alt sei, so machte er Einwendungen gegen ihre zu große Jugend. Dem Regenten gelang es auch nicht, die Bedenken des Bischofs ganz zu beseitigen. Indes verstand sich der Bischof doch dazu, daß er sich in dem Gemache des Königs befinden wolle, wenn der Regent seine überraschende Mitteilung vorbringe. Trotz seines großen Einflusses auf den königlichen Knaben erschien es dem Bischofe doch als eine heikle Aufgabe, die Einwilligung desjenigen zu erlangen, über dessen Herz und Hand verfügt worden, ohne ihn zuvor zu befragen.

Nur zu schnell kam für den Regenten der verhängnisvolle Tag, wo er dem Könige eine ihm wahrscheinlich unliebsame Mitteilung zu machen hatte. Beim Betreten der Tuilerien erkundigte er sich sofort, ob der Bischof von Frejus sich bereits oben befinde. Der Türhüter verneinte es. Der Regent hoffte zuerst, daß bei den vielen Würdenträgern, die wegen des angesagten Konseils sich in den Tuilerien eingestellt hatten, der Türhüter den leise auftretenden und unbemerkt weiter gleitenden Bischof übersehen haben könne. Als er aber in dem Vorzimmer, das zu den königlichen Gemächern führte, die gleiche Frage stellte, so erhielt er die gleiche Antwort. Der Regent wollte

wohlweislich nicht eher bei dem Könige eintreten, als bis er den Bischof in dessen Nähe wußte. Er sandte deshalb eine Vertrauensperson zu dem Bischofe und ließ diesen an sein Versprechen erinnern. Der Regent war in großer Unruhe, ob es seinem Boten gelingen werde, den Bischof aufzufinden. Zu seiner Freude sah der Regent, nachdem er das große Vorzimmer geraume Zeit unruhig nach allen Richtungen hin durchmessen hatte, den Bischof eilig eintreten. Wenn nun auch der Regent sich innerlich beruhigt fühlte, so zeigte er doch äußerlich eine ungnädige Miene, die der Bischof gewissermaßen verdiente, da er sein Versprechen nicht gehalten hatte. Der Bischof trat ganz unbefangen zu dem Regenten hin und erklärte mit der ehrlichsten Miene von der Welt, er habe sich bedauerlicher Weise in der Uhr geirrt, sei aber seines Versprechens keinen Augenblick uneingedenk gewesen. Der Regent tat, als ob er ihm glaube. In seinem Innern aber war er überzeugt, daß der Bischof, der für eine lange Zukunft in der Nähe des Königs zu bleiben gedachte, es gern vermieden hätte, bei einem Vorgange zugegen zu sein, der für alle Anwesenden peinlich werden konnte, die Unbeliebten in ihrer Stellung noch mehr erschütternd und über die Günstlinge einen leichten Schatten werfend, der sich vielleicht verdichtete.

Als der Regent, jetzt einigermaßen beruhigt, bei dem jungen Könige eintrat, wußte er denselben von zwei Personen umgeben, die ihm die liebsten waren: von dem Bischofe von Frejus und dem Marschalle

von Villeroi. Außerdem befanden sich der Herzog von Bourbon und der Kardinal Dubois im Zimmer des Königs. Beide waren dem Regenten bei seinem diesmaligen Vorhaben nicht weiter nützlich und brauchten gar nicht da zu sein. Der Herzog von Bourbon war nicht liebenswürdig genug, um dem jungen König sympathisch zu werden, und der Kardinal erweckte sogar seine Antipathie. Der Kardinal Dubois war häßlich, hatte kein weltmännisches Benehmen und forderte sogar die Lachlust des königlichen Knaben heraus, wenn er stotterte und in seinen hastigen und unschönen Bewegungen allem andern eher glich, als einem römischen Kirchenfürsten. Die römischen Prälaten zeichneten sich ja meist durch Würde und fromme Gelassenheit aus, soweit es ihr äußeres Auftreten anbetrifft.

Als der Regent dem Könige eine ehrfurchtsvolle Verbeugung gemacht hatte, kam er sogleich zum Zwecke seines heutigen Vortrages. Alle Liebenswürdigkeit, über die er in so hohem Grade verfügte, entfaltend und die Sache von der günstigsten Seite darstellend, machte er den jungen König damit bekannt, daß der Vorteil Frankreichs es erheischt habe, ihn mit einer spanischen Infantin zu verloben. Der junge König war anfangs sehr erstaunt; bald aber ward er, bei weiterem Nachdenken, erschreckt und bestürzt. Diese Vorgänge in seinem Gemüte ergaben sich ganz naturgemäß. Er war ja erst elf Jahre alt, ein fröhlicher Knabe, der sich an den Spielen der Jugend vergnügte und von den ernsten Auf-

gaben des Lebens noch nichts wußte, auch nicht die geringste Neigung verspürte, allmählich dem Ernsteren entgegen zu schreiten und zu demselben ein Verhältnis zu gewinnen. Da es ihm durchaus nicht an Intelligenz gebrach, wohl aber an Neigung, vom heitern Spiel allmählich zu den strengen Pflichten seines hohen Berufes überzugehen, so war es ihm während der Auseinandersetzung des Regenten, als wollte man ihn aus dem Paradiese vertreiben.

Während seiner Rede hatte der Regent gar nicht auf den König hingeblickt, in der berechtigten Furcht, daß dessen Antlitz Empfindungen abspiegele, die der von ihm befürworteten Verlobung nicht günstig sein dürften. Als er zum Schlusse kam, faßte er wieder etwas Mut, denn er hoffte, es sei vor den gewichtigen Gründen, die er entwickelt, die unangenehme Überraschung allmählich gewichen. Nicht ohne Zuversicht seine Augen aus ihrer gesenkten Richtung erhebend, erwartete er einige zustimmende Worte von Seiten des Königs zu vernehmen. Doch weder dem Auge, noch dem Ohre des Regenten geschah das Erwartete. Als er auf den König blickte, empfand er ein ängstliches Herzklopfen. Die Augen des Königs standen voller Tränen und über seine Lippen kam kein Wort, als ob ein heftiger Schrecken ihm die Sprache geraubt hätte.

Bei dieser Verlobung, die dem jungen Könige zugemutet wurde, ohne daß man ihn im geringsten um seine Meinung befragt hätte, zeigte es sich deutlich, daß heftige Gemütsart und Stolz seinen

Charakter nicht entstellten. Wäre er mit diesen Untugenden behaftet gewesen, so hätte sein schmerzlicher Unwille sich in Vorwürfe entladen. Ihm war ja seit Jahren von seiner Umgebung fortwährend geschmeichelt worden, da Männer wie Frauen, die in seiner Hofhaltung Dienste leisteten, immerdar den nicht mehr fernen Tag im Auge hatten, wo er seine Majorennität erlange und aus der Fülle seiner Macht an alle diejenigen, die sich seine Gunst erwarben, reiche Huldbeweise zu spenden vermöge. Mußte er sich nach den Worten des Marschalls von Villeroi nicht für einen Gott halten, zu dem von seiten des französischen Volkes stets Weihrauchopfer emporstiegen, ohne daß er selbst aus unnahbarer Höhe im erwärmenden Strahle der Sonne oder im erquickenden Tau des Regens den niedern Regionen Heil zu bringen verpflichtet sei? Wie sehr Frankreich ihn liebte und wie alle Stände für sein Leben erzitterten, wenn dieses bedroht erschien, das hatte er erfahren, als ihn am 31. Juli 1721 ein heftiges Fieber befiel. Das Fieber nahm bald einen so bedenklichen Charakter an, daß sämtliche Ärzte, die das Krankenbett des Königs umstanden, an seiner Rettung verzweifelten.

Wenn nicht der jüngste unter den vielen Ärzten, die dem immer heftiger werdenden Fieber gegenüber allmählich fassungslos wurden, sich für einen Aderlaß am Fuße erklärte und diesen auch durchgesetzt hätte, trotz des Protestes der meisten übrigen Äskulapjünger,*) so starb der König in seinem Knaben-

*) Maréchal, der erste Chirurg des Königs, geriet fast

alter. Die meisten Ärzte erklärten dem jungen Helvetius gegenüber es für durchaus unzulässig, von der bis dahin geltenden Praxis abzuweichen und sich zu einem wagehalsigen Experimente zu entschließen, namentlich bei einem so kostbaren Kranken, der Hoffnung des Königreiches. Dennoch fügten sie sich zuletzt, da die von ihnen angewandten Mittel sämtlich versagten. Der Aderlaß des jungen Arztes hatte einen schnellen und glücklichen Erfolg. Schon nach einer Stunde minderte sich das heftige Fieber. Der junge König erholte sich so schnell, daß er bereits am fünften Tage nach dem Aderlasse beglückwünschende Deputationen der Hauptstadt und des Königreiches, sowie das ganze diplomatische Korps, das im Namen sämtlicher europäischer Höfe der allgemeinen Freude über seine Genesung Ausdruck geben wollte, zu empfangen im stande war.

Während der Tage, wo der König lebensgefährlich krank war, drängte sich das Volk in die Kirchen und betete voll Inbrunst für dessen Wiederherstellung. Als sich dann die freudige Kunde verbreitete, daß die größte Gefahr vorüber sei, da kannte der Jubel keine Grenzen. Personen, die bis dahin ein-

außer sich, als der junge Helvetius einen Aderlaß am Fuße vorschlug und dringend befürwortete. Mit dem Pathos, das die Franzosen, bei irgendwie feierlichen Gelegenheiten, stets in die Erscheinung treten lassen, gab Maréchal, entschieden bei dem alten System verharrend, seine Meinung dahin ab, daß, wenn auch nur eine einzige Lanzette im Königreiche vorhanden sei, er diese doch zerstören würde, um eine unerhörte Neuerung zu verhindern.

ander ganz fremd waren, die aber eine gemeinsame Empfindung schnell einander näherte, umarmten sich auf der Straße unter Freudentränen. Reiche Bürger ließen kostbare Mahlzeiten anrichten und luden, in der Tür ihres Hauses stehend, Vorübergehende zum Imbiß ein, namentlich solche, deren Aussehen es verriet, daß sie mit Not und Elend zu kämpfen hatten.

Der freudige Anteil an der Genesung des jungen Königs von lebensgefährlicher Krankheit beschränkte sich nicht auf Frankreich, sondern erstreckte sich auch auf das übrige Europa. Namentlich drückte der Kaiser Karl VI. sich sehr teilnehmend aus, als ob er eine Ahnung davon gehabt hätte, daß ein Enkel dieses genesenen Königs einst seine Enkelin heiraten werde. Karl VI. äußerte sich dahin: „Ludwig XV. sei als das Kind Europas zu betrachten."

Der junge König durfte nach seinen bisherigen Erfahrungen weit eher annehmen, es habe das Volk sich für ihn aufzuopfern, als er für das Volk. Seine Jugend war viel friedlicher verflossen, als die Ludwigs XIV. Dieser hatte in der Zeit seiner Minderjährigkeit wiederholt gesehen und gehört, wie die Pariser zu Aufständen stets geneigt seien. Seine Mutter, Anna von Österreich, mußte ja mit ihm aus Paris entweichen, wie früher Heinrich III., bevor ihm die Barrikaden ganz und gar den Weg versperrten. Diese bangen und stürmischen Jugendjahre hafteten für immer in dem Gedächtnisse Ludwigs XIV. Deshalb war ihm der Aufenthalt in Paris verhaßt geworden und er baute sich das

prächtige Versailles, das so viele Millionen verschlang. *)

Ludwig XV. hatte bis zu seinem zwölften Lebensjahre niemals erfahren, daß in dem französischen Volke große Anlage zur Rebellion vorhanden sei. Ihm war, wenn er sich dem Volke zeigte, stets zugejubelt worden, und als er, nach schwerer Krankheit, vor seinen Untertanen in früherer Frische und Schönheit wieder erschien, da kannte ihr Entzücken keine Grenzen. Schiller läßt Karl VII. bei der Krönung in Rheims das französische Volk ganz richtig charakterisieren. Der König bezeichnet es als rasch lodernd in seiner Liebe, wie in seinem Zorne. Den Zorn des französischen Volkes hatte Ludwig XIV. in seiner Kindheit kennen gelernt; Ludwig XV. erfuhr die Liebe desselben Volkes als Knabe, Jüngling und noch in den reiferen Mannesjahren. Sie erreichte ihren Höhepunkt bei seiner zweiten schweren Erkrankung in der Hauptstadt Lothringens.

Der königliche Knabe mußte demnach gemäß dem, was er bisher gesehen und gehört hatte, zu der Überzeugung gelangt sein, daß das französische Volk, in hingebender Liebe für sein angestammtes Herrscherhaus entflammt, jedem Sprößlinge desse-

*) Wie der Bau der Peterskirche, der das europäische Geld in Anspruch nahm, den äußeren Anlaß gab zur Reformation, so war Versailles, das dem hungernden französischen Volke erhöhte Steuern zuwege brachte, und dem Elende der Untertanen eine unerlaubte Pracht des Herrschers gegenüberstellte, ein Anstoß für die Revolution von 1789.

ben alles zu leiſten geneigt ſei, ohne etwas dafür wieder zu verlangen. Sicher wäre der Regent bei ſeiner urplötzlichen Erklärung, daß der junge König ſich mit einer Infantin verloben müſſe, weil das Heil Frankreichs ſolches erfordere, gar keinem Verſtändniſſe begegnet, wenn nicht der Biſchof von Frejus ſeinen erlauchten Zögling auf die ſchweren Pflichten hingewieſen hätte, die mit deſſen hohem Berufe unzertrennbar verknüpft ſeien. So klang es ihm nicht ganz fremd in den Ohren, als der Regent in ſeiner Rede wiederholt hervorhob, daß ein König zu jedem Opfer bereit ſein müſſe, wenn es das Heil ſeines Volkes erfordere. Nichtsdeſtoweniger erſchrak er aufs heftigſte, und von ſeiner Gemütsbewegung zeugten die Tränen, die ſeine großen braunen Augen füllten, und die er nur mit Mühe zurückhielt. Die Lippen waren ſtreng geſchloſſen und ſeine ganze Phyſiognomie verriet, daß er nicht geneigt ſei, ein beſtätigendes Ja zu ſprechen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo der Regent ſich nach ſeinen Bundesgenoſſen umſah und ihnen zu verſtehen gab, daß er ihres Beiſtandes bedürftig und gewärtig ſei. Sowohl der Biſchof von Frejus, wie der Marſchall von Villeroi, begriffen, daß ſie nunmehr einzutreten hätten. Der eine, wie der andere, erklärte, der Regent habe für Frankreich geſprochen; deshalb gezieme es dem Könige, ſeine Zuſtimmung zu erteilen.

Der Regent, der Herzog von Bourbon und der Kardinal Dubois, die alle drei wußten, daß ſie auf den König wenig oder gar nicht einzuwirken ver-

möchten, traten in den Hintergrund des Zimmers, um denjenigen, die bei dem Herrscher beliebter als sie waren, die Aufgabe zu überlassen, das schwere Werk zu Ende zu bringen. Jetzt näherten sich der Bischof von Frejus und der Marschall von Villeroi dem jungen Könige noch mehr, um ihre Überredungskunst zu versuchen. Der Marschall von Villeroi sprach kürzere, der Bischof längere Zeit auf den König ein, der vollkommen unzugänglich erschien. Fast eine Viertelstunde währte die Rede des Bischofes, die in der beschwörenden Ermahnung gipfelte, der König möge sich in das versammelte Konseil begeben und seine Zustimmung erklären zu der abgeschlossenen Verlobung. Der König blieb noch immer unbeweglich, weshalb der Bischof es für notwendig erachtete, auf den Widerstrebenden energischer einzuwirken. Dies konnte seiner Ansicht nach nur geschehen, wenn der Kreis der Zuhörer sich verringerte. Da der Bischof aber gar nicht sicher war, ob er zum Ziele kommen werde, auch wenn er mit dem Könige allein sei, so hielt er es für klug, in Gegenwart des Regenten dem Willen desjenigen, der sich zu erklären hatte, aber hartnäckig schwieg, vorzugreifen. Zu gleicher Zeit wollte er den Regenten, der große Unruhe verriet, ein wenig aufrichten. Deshalb sprach er, zuerst seinen Blick auf den jungen König und dann auf den Regenten richtend:

„Seine Majestät werden sich in das Konseil begeben, bedürfen aber zuvor einer kurzen Sammlung und Erholung."

Der Regent fühlte sich bei diesen Worten des Bischofs wesentlich erleichtert. Wollte dieser doch sich der schwierigen Aufgabe unterziehen, die anscheinend sehr große Abneigung des Königs gegen die beabsichtigte Verlobung durch sanftes Zureden zu mindern und ihm zuletzt die Zustimmung abzugewinnen. Es war dem Regenten sehr recht, daß er bei diesem mühsamen Werke nicht zugegen sein sollte. Er verneigte sich deshalb sehr tief gegen den König und erklärte, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit sei, die Entschließung Sr. Majestät abzuwarten. Hierauf verließ er schnell den heißen Boden, der ihm unter den Füßen brannte.

Der Bischof hatte sehr große Mühe, den jungen König, der zu einer Verlobung sich durchaus nicht entschließen wollte, langsam umzustimmen. Sein wirksamstes Argument war: ein König habe jederzeit seine eigenen Wünsche, ohne zu zögern und zu schwanken, dem Heile seines Volkes zum Opfer zu bringen. Wenn er stets nach diesem Grundsatze handle, so sei er in Wahrheit ein Herrscher von Gottes Gnaden, und sein Name prange dereinst im Buche der Geschichte. So brachte der Bischof es endlich dahin, daß der junge König sich bereit erklärte, vor dem versammelten Konseil seine Geneigtheit zur Verlobung mit der Infantin auszusprechen.

Wie schwer es dem Könige geworden war, sich zu dem Schritte, der ihm so urplötzlich zugemutet ward, zu entschließen, sahen die Herren des Konseils an seinen vom Weinen geröteten Augen und an der

Niedergeschlagenheit und dem Unwillen, die beide abwechselnd sich in seinen Mienen abspiegelten. Da der Regent einem Winke des Bischofs von Frejus entnommen hatte, daß er getrost vorgehen könne, so machte er gegen den König eine ehrfurchtsvolle Verbeugung und tat die Frage, ob Seine Majestät für gut befinde, daß dem Konseil von der Verlobung mit der Infantin Mitteilung geschehe. Nicht ohne innere Anstrengung kam über die Lippen des jungen Königs ein „Ja", doch nur vernehmbar für die Näherstehenden. Jetzt wandte sich der Regent zu den Herren des Konseils und setzte ihnen in längerer Rede die Vorteile auseinander, die aus dieser Verlobung für den König und Frankreich hervorgingen. Der Regent forderte die Herren des Konseils auf, ihre Meinung freimütig zu äußern. Er war darüber beruhigt, daß ihm niemand widersprechen werde, denn die Mitglieder des Konseils, die das Wort nahmen, und nach denen die übrigen sich richteten, hatte man seit längerer Zeit geschickt bearbeitet und sicher gewonnen.

Wenn also der junge König seine Abneigung gegen die frühzeitige und unerwartete Verlobung niederkämpfte und sich im Konseil bereit erklärte, die vom Regenten eingeleitete Unterhandlung gutzuheißen, so läßt ihn dies Verhalten zweimal im günstigsten Lichte erscheinen. Man darf nämlich annehmen, daß er die Lehre, die ihm der Bischof von Frejus wiederholt eingeschärft hatte, er müsse Neigungen und Wünsche zu unterdrücken wissen, wo

sie sich im Widerstreite mit dem Heile Frankreichs befänden, in dem bis dahin schwersten Augenblicke seines Lebens beherzigte. Ferner ist es gewiß, daß er aus Liebe zu seinem Erzieher den Trotz besiegte, der sich in ihm regte und ihn zum Widerstande hindrängte.

Ludwig XV. war demnach im elften Lebensjahre noch nicht selbstsüchtig. Der Vaterlandsliebe und der Pietät brachte er früh schon ein großes und schönes Opfer.

Die kindliche Zuneigung des jungen Königs zu seinem Erzieher und Gouverneur trat noch bei einer anderen Gelegenheit deutlich zu Tage, so daß durchaus nicht behauptet werden darf, er sei ohne tiefere Empfindung gewesen.

In dem Leben Ludwigs XV. finden sich, solange er Knabe und Jüngling war, häufige Spuren von Anhänglichkeit und inniger Zuneigung. Hätte er, was Don Carlos dem Marquis von Posa zur Pflicht machte, einen „schreckenlosen Hüter seiner Tugend" besessen, so wäre er der ungezügelten Sinnlichkeit nicht zum Opfer gefallen.

Daß Ludwig XV. einer innigen Anhänglichkeit fähig war, bewies er, als sein Gouverneur, der Marschall von Villeroi, plötzlich von ihm getrennt wurde und sein Amt nicht wieder antreten durfte. Der Regent, der wußte, daß der junge König dem Marschalle mit kindlicher Liebe zugetan war, hätte diesen Mann gern noch länger in seiner Nähe gelassen. Obgleich ihm berichtet worden war, daß der

Marschall im vertrauten Kreise erklärt habe, er könne gar nicht ängstlich genug über das Leben des Königs wachen, damit diesem nicht ebenso, wie seinem Vater, Gift beigebracht werde, und obgleich er sich sagte, daß mit dem Giftmischer kein anderer, als er selbst, gemeint sei, so hatte er, solange diese Angriffe nur seine Person betrafen, sich um die Sache nicht weiter bekümmert. Er wußte sich unschuldig an der ihm zugemuteten Untat, und bei seiner festen Überzeugung von der gründlichen Verderbtheit der menschlichen Natur urteilte er, daß der Marschall nicht anders könne, als seinen Nächsten zu verleumden und in den Augen der Welt anzuschwärzen.

Der Marschall von Villeroi kam aber zum Falle, als er sich durch seine offen kundgegebene Verachtung des Kardinals Dubois dessen unversöhnlichen Haß zugezogen hatte. Hier bewahrheitete sich ein Ausspruch Maria Theresias. Man hatte ihr berichtet, daß eine Persönlichkeit, die sie wegen ihres Geistes gern von Zeit zu Zeit um sich sah, obgleich man sie vor der bösen Zunge dieses Mannes gewarnt hatte, sich ihrem Hange zum Medisieren in jüngster Zeit wieder sehr überlasse und sich bei ihrem Anschwärzen bis in die höchsten Regionen versteige. Als die Kaiserin diesen Mann mit der bösen Zunge das nächste Mal wieder vor sich hatte, so sprach sie mit mehr bekümmertem, als unwilligem Tone zu ihm:

„Er soll sich seiner Liebhaberei für das Durchhecheln aufs neue sehr hingeben. Was Er von mir gesagt haben mag, das sei Ihm verziehen. Falls

Er aber auch die Minister nicht verschonte, so wäre das eine schlimme Sache. Da kann ich Ihn nicht schützen.“

Ähnlich verzieh der Regent dem Marschall von Villeroi jede böse Nachrede, soweit sie nur ihn betraf. Als aber auch sein erster Minister in Mitleidenschaft gezogen ward, da durfte er nicht mehr Milde walten lassen, sondern mußte sich zu strenger Strafe entschließen.

Der Marschall von Villeroi hatte sich nicht damit begnügt, den Kardinal Dubois, wenn er von ihm sprach, als den ärgsten Schurken zu bezeichnen, sondern er hatte ihm seine volle Verachtung, mit den stärksten Ausdrücken, in seinem eigenen Hause kundgetan, allerdings von seinem aufsteigenden Zorne wider Willen hingerissen. Als er sich zu dem Besuche bei dem Kardinal anschickte, war es seine Absicht gewesen, nichts von der Indignation zu verraten, die ihm der bloße Anblick dieses nichtswürdigen Prälaten erweckte. Er wollte dem mächtigen Minister eine Artigkeit erweisen, die er ihm kaum länger vorenthalten konnte. Der Kardinal, der mit einem Manne, der bei dem jungen Könige in so großer Gunst stand, nicht verfeindet sein mochte, hatte einen Besuch des Marschalls lange ersehnt, aber da er immer nicht erfolgte, kaum noch zu hoffen gewagt. Desto größer war seine Freude, als er wider alles Erwarten den Marschall nun doch bei sich erscheinen sah, und ganz ohne die stolze Miene, die bisher jede Annäherung zurückwies. Der Kar-

dinal hätte den Marſchall zu keiner Zeit des Tages empfangen können, die ſeinem Stolze günſtiger geweſen wäre, denn er ſtand da, umgeben von den glänzenden Attributen ſeiner Miniſterherrlichkeit.

In dem Vorzimmer des Kardinal-Miniſters warteten, neben mehreren Geſandten, viele höhere Staatsbeamte und zahlreiche Mitglieder des vornehmſten franzöſiſchen Adels, die entweder ein Anliegen hatten oder an die Zukunft dachten, wo ſie den Mann, von dem alles abhing, möglicherweiſe um eine Gunſt würden zu bitten haben. Deshalb gebot es die Klugheit, ihn ſich jetzt ſchon geneigt zu machen. Als der Marſchall in eines der Vorzimmer trat, befand ſich gerade der ruſſiſche Geſandte in dem Kabinette des Miniſters. Nach der feſtgeſetzten Ordnung durfte niemand dem Miniſter gemeldet werden, wenn er in ſeinem Kabinette eine Privataudienz erteilte. Mochte nun auch der Marſchall von Villeroi einen ſehr hohen Begriff von ſeiner Perſon und ſeiner Stellung haben, ſo war er doch nicht anmaßend genug, um zu verlangen, daß bei ſeinem Eintreten, wie beim Erſcheinen des Königs, jegliche Beſchäftigung aufzuhören und jeder ſchweigend abzuwarten habe, welches Wort und welche Tat an höchſter Stelle beliebt werde. Als der Marſchall bemerkte, daß der Kammerdiener des Miniſters ſich nach der Richtung des Kabinettes hin bewegte, in der ſichtbaren Abſicht, ihn zu melden, ſo war er bemüht, dies zu verhindern. Er rief den Kammerdiener zu ſich und erklärte, daß er nicht

wünſche, vor den andern Herren, die in den Vorzimmern bereits längere Zeit warteten, gemeldet und empfangen zu werden. Die vor ihm angelangt ſeien, hätten das Recht, vor ihm das Privatkabinett des Miniſters zu betreten. Doch der Kammerdiener beſaß für dieſen beſonderen Fall ſehr beſtimmte Vorſchriften. Wenn der Miniſter auf einen Beſuch des Marſchalls auch nicht mehr rechnete, ſo war die Möglichkeit doch nicht ganz und gar ausgeſchloſſen. Sollte ihm nun wider Erwarten dieſe Genugtuung zu Teil werden, ſo wollte er durch den Empfang kundtun, wie ſehr er die ihm widerfahrene Ehre zu ſchätzen wiſſe. Der Kammerdiener hatte demzufolge den Befehl, falls der Marſchall von Villeroi ſich einſtelle, dieſen ſogleich zu melden, es möge ſich in dem Kabinette des Miniſters befinden, wer da wolle. Es ließ ſich demnach der Kammerdiener durch den Marſchall nicht zurückhalten, ſondern verfuhr, wie ſein Herr es ihm anbefohlen. Als der Miniſter die freudige Nachricht empfing, daß der Marſchall im Vorzimmer warte, ſo ward der ruſſiſche Geſandte bald für ihn eine Nebenperſon. Er beendete die Unterhandlungen mit „unanſtändiger Eile“ und ſagte, daß er die Ehre haben werde, den Geſandten bis ins Vorzimmer zu geleiten. Ihm lag viel weniger daran, dem Geſandten alle Ehren, die ihm zukamen, gebührend zu erweiſen, als den Marſchall von Villeroi an der Schwelle ſeines Hauſes zu begrüßen. Beim Gewahrwerden des Marſchalls machte der Miniſter eine ſo tiefe Verbeugung, daß die Meiſten der im

Vorzimmer Versammelten für einen Augenblick meinten, er beabsichtige einen Kniefall.

Dubois wollte also durchaus den Marschall von Villeroi, der bisher eine beleidigende Zurückhaltung gegen ihn beobachtete, äußerlich ein wenig geschmeidiger machen. Er hatte zu viele Menschenkenntnis, um sich dem Irrtum hinzugeben, daß es ihm gelingen könne, den Marschall in seinen Anhänger umzuwandeln. Ihm lag zunächst nur daran, daß der Marschall seine Abneigung gegen ihn nicht, wie bisher, vor aller Welt kundtue. Die Welt sollte nicht wissen, daß eine Persönlichkeit, die bei dem Könige in so großer Gunst stand, ihn hasse und verachte. Deshalb war es sein dringendster Wunsch, es möge bei Hofe und in weiteren Kreisen verlauten, der Marschall von Villeroi habe ihm einen Besuch abgestattet. Wahrlich, es war nicht leicht, dies zu erreichen. Da aber der Kardinal Dubois zu den Menschen gehörte, auf die „findig", ein am Ende des neunzehnten Jahrhunderts sehr beliebt gewordenes Prädikat, durchaus paßte, so gelang es ihm zuletzt doch, ein Heilmittel gegen den Haß des Marschalls aufzuspüren und ihm einen Besuch abzugewinnen.

Dubois bedurfte, um den Marschall etwas zahmer zu machen, einer Mittelsperson. Es mußte demnach jemand gefunden werden, der bei dem Marschall beliebt war, und der gleichzeitig es nicht von sich wies, Schritte für einen Mann zu tun, dem Villeroi gern aus dem Wege ging. Da die katholischen Geistlichen bei Verhandlungen, die besonders geschickt

geführt werden müssen, weltlichen Beamten, auch wenn sie bereits zu hohen staatlichen Stellungen gelangten, meist sich überlegen zeigen, so verwandte Dubois für seinen Zweck einen Priester, dem es an Geriebenheit nicht fehlte. Der Kardinal von Bissy, ein Freund des Marschalls von Villeroi, erschien ihm für die zu lösende Aufgabe als der geeignetste. Dubois erwartete von dem Kardinal einen wichtigen Dienst nicht eher, als bis diesem durch ihn ein Gefallen geschehen sei. Er brauchte nicht lange nachzudenken, welchen Köder er dem Kardinal hinzuwerfen habe. Dieser war mehr nach Macht lüstern, als nach Geld, weshalb ihm eine Erweiterung seiner Wirksamkeitssphäre in Aussicht gestellt wurde. Der Kardinal wünschte dringend, zum Mitgliede des königlichen Konseils ernannt zu werden. Dubois benützte also diese Handhabe. Er erklärte dem Kardinal, daß ihm der Eintritt in das königliche Konseil gewiß sei, sobald er seinen Freund, den Marschall von Villeroi, vermocht habe, dort einen Besuch abzustatten, wohin ihn bisher niemand habe bewegen können. Der Kardinal von Bissy versprach seine höchste Kraftanstrengung, um für Dubois bei dem Marschall das Gewünschte durchzusetzen.

Wäre der Kardinal nicht durch längeren und häufigen Umgang mit dem Charakter und den schwachen Seiten des Marschalls genau bekannt geworden und hätte er nicht von der Schlauheit der römischen Kirchenfürsten ein gutes Teil abbekommen, so würde er an seiner schweren Aufgabe gescheitert

ſein. Der Kardinal verſuchte nicht, was, wenn es gelang, das Wirkſamſte geweſen wäre: die Abneigung des Marſchalls gegen Dubois zu vermindern oder gar in ihr Gegenteil zu verkehren. In den vertrauten Unterredungen, die der Kardinal mit dem Marſchall gehabt hatte, war bei dieſem die entſchiedenſte Abneigung, ja ſichtbarer Haß gegen den laſterhaften Miniſter zu Tage getreten. Alle die Unwürdigkeiten, die der Marſchall in ſeinen Geſprächen mit dem Kardinal in Betreff des verhaßten Dubois angeführt hatte, waren Tatſachen, weshalb keine Bemäntelung verſucht werden durfte. Aber ſelbſt wenn Dubois in demſelben Grade tugendhaft geweſen wäre, wie er laſterhaft war, ſo würde es ihm doch nie gelungen ſein, die Zuneigung des Marſchalls zu gewinnen. Der Marſchall von Villeroi war kein Mann von weitem Geſichtskreiſe, ſondern verharrte in der engen ariſtokratiſchen Sphäre, der er durch ſeine Geburt angehörte. Ihm erſchien es als eine Verſündigung gegen die Traditionen Ludwigs XIV., der in allem auf großen Stil gehalten hatte, daß der Regent einen Mann wie Dubois, der aus ſo geringem Stande hervorgegangen war und ſo plebejiſche Manieren hatte, zum erſten Beamten des Königreiches ernannte und dieſes dadurch des Nimbus beraubte, den ein bedeutender Herrſcher für ſich und ſein Land in langer Regierung erworben hatte; einen Nimbus, den er, trotz der vielen Niederlagen im ſpaniſchen Erbfolgekriege, bis an ſein Ende behauptete.

Der Kardinal von Biſſy hatte alſo bei dem

Marschall von Villeroi in Bezug auf Dubois keinen leichten Stand, weshalb er sehr langsam und sehr vorsichtig verfuhr. Da der Marschall, wie die meisten Menschen von geringem Verstande, eine sehr hohe Meinung von sich hatte, so faßte der Kardinal ihn bei dieser Schwäche. Er wußte, daß der Marschall, so sehr er auch den Minister Dubois haßte und verachtete, ihm doch das zugestand, was dessen ärgste Feinde nicht bestritten, nämlich, daß er mit dem Odysseus an Schlauheit wetteifere. Der Marschall räumte demnach in vertraulichen Gesprächen mit befreundeten Personen, ohne langes Zaudern, ein, daß Dubois die Fähigkeiten für einen Minister habe, machte aber dann gleich die Einschränkung, daß ein Mann, dem so gänzlich Moralität und Würde fehle, nimmermehr zu dem höchsten Posten im Staate hätte gelangen dürfen, und daß dies nur unter dem Regenten möglich sei, der, gleich seinem ersten Berater, aller Schande den Kopf abgebissen habe.

Es ward nun von dem geschickt operierenden römischen Kirchenfürsten an das einzig Löbliche angeknüpft, was der Marschall dem gehaßten und verachteten Minister zugestand: seine Klugheit und Menschenkenntnis.

Der Kardinal brachte in geschickt eingeleiteten und durchgeführten Unterhaltungen dem Marschall die Meinung bei, daß Dubois ihn für viel klüger halte, als sich selber. Daß der scharfsinnige Dubois in Bezug auf staatsmännische Kapazität sich ihm unterordne, schwellte die Brust des eitlen Marschalls.

Der Kardinal von Bissy führte wiederholt Fälle an, wo Dubois dem Regenten gegenüber in wichtigen, Frankreich betreffenden Angelegenheiten seine Ansicht durchgesetzt hätte, obgleich er an entscheidender Stelle längere Zeit einer gegenteiligen Meinung begegnet sei und heftigen Widerstand habe besiegen müssen. Als der Kardinal eines Tages dem Marschall wieder einen solchen Fall erzählte, so glaubte er jetzt, nach gehöriger Vorbereitung, den Hauptschlag tun zu können. Um die Klugheit des Ministers im hellsten Lichte erscheinen zu lassen, machte er darauf aufmerksam, daß der Regent einen glänzenden Verstand habe, trotzdem aber vor dem überlegenen Dubois jedesmal zurückweiche. Er versicherte dann weiter, daß Dubois bei sehr wichtigen Angelegenheiten, wo das Heil Frankreichs auf dem Spiele stände, auch wenn er der völligen Zustimmung des Regenten gewiß sei, sich in seinem Innern doch häufig nicht ganz beruhigt fühle. Deshalb beklage er es ungemein, daß eine Persönlichkeit, deren staatsmännische Weisheit er weit über die seinige stelle, unverkennbar Abneigung gegen ihn hege. Er könne ja jetzt nicht wagen, bei demjenigen, den er als Meister in Beurteilung schwieriger Staatssachen anerkenne, vorzusprechen und den wichtigen Fall mit ihm zu beraten. Während der Kardinal seine Rede hielt, die vom Anfang bis zu Ende ein jesuitisches Meisterstück war, der Wahrheit aber schamlos ins Gesicht schlug, wogte es in der Brust des Marschalls von den stolzesten Empfindungen. Er fragte mit be-

klommener Stimme, wenngleich er vorausſetzte, er werde zu hören bekommen, wonach es ihn verlangte: „Und dieſe Perſönlichkeit wäre?“ Der Kardinal antwortete, verbindlich das Haupt neigend: „Sie, Herr Marſchall.“ Nun war der Kardinal am Ziele. Er ſah an den glänzenden Mienen des Marſchalls, wie ſehr es dieſem ſchmeichle, daß der kluge Dubois vor ſeiner ſtaatsmänniſchen Weisheit Reſpekt habe. Der Marſchall räuſperte ſich einen Augenblick, wie wenn er verſchämt geweſen wäre, daß er dem Miniſter, den er bisher ſo verächtlich behandelt hatte, fortan höflich begegnen ſolle. Doch war dies eine vorübergehende Empfindung. Der Marſchall redete ſich ein, daß es einzig ſeine Liebe zu Frankreich ſei, die ihn dazu vermöge, mit einem Manne, den er haſſe und verachte, fortan freundlich zu verkehren. Gewiß hatte die Liebe zum Vaterlande — ſind doch alle Franzoſen feurige Patrioten — einen beträchtlichen Anteil an dem Entſchluſſe des Marſchalls. Doch der Hauptbeweggrund war ſeine geſchmeichelte Eitelkeit. Er argumentierte folgendermaßen: „Der Miniſter, der jetzt Frankreich regiert, und der für ſeinen ſchweren Beruf mit hinlänglicher Klugheit, aber gar keinem Adel der Geſinnung ausgerüſtet iſt, hat doch Selbſterkenntnis genug, um deine Oberleitung als nützlich und notwendig anzuerkennen. Du darfſt dich ihm nicht entziehen, damit durch den Adel und die Würde, die du hinzubringſt, die weiße Fahne Frankreichs aufs neue im reinſten Glanze ſchimmere.“

Der Kardinal von Biſſy verfehlte nicht, den

Minister von der günstigen Wendung, die zu bewirken ihm durch große Kunst gelungen sei, in Kenntnis zu setzen. Das Antlitz des Ministers strahlte bei dieser Nachricht, die er nicht mehr zu hören erwartet hatte, vor Wonne. Er versicherte dem Kardinal, daß er für den ihm erwiesenen Dienst es an einer vollgültigen Gegenleistung nicht werde fehlen lassen. Da ihm daran lag, daß man bald am Hofe und in der Stadt erfahre, daß zwischen dem Marschall und ihm fortan keine Feindschaft mehr bestehe, so hielt er es für notwendig, daß recht bald eine Zusammenkunft zwischen ihnen stattfinde. Er ließ demnach durch den Kardinal bei dem Marschalle anfragen, ob es ihm genehm sei, wenn er ihm in nächster Zeit einen Besuch abstatte. Da der Marschall überzeugt war, daß seine Annäherung an Dubois für Frankreich von großem Nutzen sein werde, so ließ er allen Stolz fahren und durch den Kardinal antworten, daß er dem Minister den ersten Besuch zu machen gedenke.

So erschien denn, wie bereits geschildert worden, an einem Vormittage der Marschall von Villeroi zum Besuche bei einem Minister, dem er bis dahin seine unverhüllte Abneigung gezeigt hatte. Die Vorzimmer des Mannes, der zur Zeit Frankreich regierte, wimmelten von Hofschranzen, hohen Würdenträgern des Staates und der Kirche, sowie von Gesandten auswärtiger Mächte. Da die Feindschaft des Marschalls gegen den Minister in der vornehmen Welt männiglich bekannt war, so konnten die meisten beim

Eintreten Villeroi's das Erstaunen, das sich in ihren Mienen abspielte, nicht unterdrücken. Der Marschall, wenn er auch gerade nicht das Gras wachsen hörte, sagte sich doch, was die Versammelten, soweit sie den Hofkreisen angehörten, von seinem Erscheinen dachten und sich gegenseitig zuflüsterten. Gewiß litt sein Stolz darunter, daß man ihm eine Erniedrigung gegenüber dem Manne zutraute, dem er früher so unverhüllt seine Verachtung kundgegeben. Doch tröstete er sich damit, daß es nur kurze Zeit währen werde, bis alle Welt erführe, weshalb er sich dazu verstanden habe, hinfort mit dem Kardinal-Minister Frieden und Freundschaft zu unterhalten. Wenn man erführe, daß der Minister erklärt habe, wie sehr es ihn verlange, wichtige Staatsangelegenheiten, bevor er eine Entscheidung fälle, mit dem Marschalle zu beraten, so werde man begreifen, daß er aus Liebe zum Vaterlande sich bemühe, seine berechtigte Abneigung gegen einen Mann niederzukämpfen, der nun doch einmal die Geschicke Frankreichs zu lenken habe und dem er in Zukunft höhere Ziele anzuweisen bestrebt sein werde.

In dem Augenblicke, wo der Kammerdiener des Kardinal-Ministers, der durch die Vorzimmer huschte, den Marschall gewahr ward, trat er mit tiefster Verbeugung auf ihn zu und fragte nach dessen Befehlen. Er wußte ja, daß der Besuch des Marschalls seinem Herrn die größte Freude bereite. Der Marschall, der mit dem festen Entschlusse gekommen war, für diesmal alles hoffärtige Wesen abzutun und durch nichts

merken zu lassen, wie wenig er sich als Besucher des Kardinal-Ministers an seinem Platze fühle, der Marschall sagte zu dem, mit gesenktem Haupte dastehenden und seine Befehle erwartenden Kammerdiener, er wünsche gemeldet zu werden, wenn die Personen, die schon lange vor ihm gekommen seien, ihre Berücksichtigung gefunden hätten. Hiergegen erlaubte sich der Kammerdiener in ehrerbietigster Form einen Widerspruch. Mit geringschätziger Miene auf die in den Vorsälen Wartenden hinweisend, sprach er: „Ich glaube kaum, daß irgend einer von den vielen, hier wartenden Herren heute noch bei Seiner Eminenz vorgelassen wird, falls sie überhaupt vorgelassen werden. In Bezug auf Sie, Herr Marschall, ist die Lage ganz anders. Seine Eminenz hat mir befohlen, Sie in dem Augenblicke zu melden, wo ich Sie gewahr werden würde. Ich beeile mich demnach, dem Befehle meines Herrn nachzukommen.“ Der Marschall rief den fortgehenden Kammerdiener zurück und fragte, wer sich zur Zeit in dem Privatkabinette des Ministers befinde. Die Antwort des Kammerdieners lautete: „Der russische Gesandte.“ Da nun der Marschall voraussetzte, daß zwischen dem Minister und dem Gesandten wichtige Verhandlungen stattfinden würden, so wollte er, daß seine Anmeldung noch nicht erfolge. Er erklärte deshalb, so lange warten zu wollen, bis der russische Gesandte aus dem Privatkabinette des Ministers wieder heraustrete. Doch der Kammerdiener erwiderte mit tiefer Verbeugung und in respektvollstem Tone, sein Herr habe ihm für die-

ſen beſonderen Fall ſo beſtimmte Vorſchriften erteilt, daß er ſich deſſen ſtrengſtes Mißfallen zuziehen werde, wenn er ſich auch nur die geringſte Abänderung geſtatte. Nach dieſen Worten glitt er eilig davon, die Perſonen, die ſich ihm in den Weg drängten, ungeduldig beiſeite ſchiebend.

Als der Kammerdiener in das Kabinett des Miniſters leiſe hineinglitt, war dieſer gerade in wichtigen Verhandlungen mit dem ruſſiſchen Geſandten begriffen. Doch wartete er nicht ab, bis ihn ein Wink ſeines Herrn zum Sprechen aufforderte, ſondern er richtete ſofort ſeine Botſchaft aus, wie es ihm anbefohlen worden. Ein gnädiges Kopfnicken des Miniſters bewies ihm, daß die anſcheinende Zudringlichkeit den Beifall ſeines Gebieters gefunden. Dann erfolgte ein Wink der Augen, der ihm andeutete, er möge jetzt wieder fortgehen. Als der Kammerdiener die Tür ſchloß, kam der Miniſter ſchnell auf den Gegenſtand zurück, in dem er unterbrochen worden. Er bemerkte in haſtigem Tone, es würde wohl noch einer zweiten Konferenz bedürfen, um alle einzelnen Punkte einer vollſtändigen beiderſeitigen Zuſtimmung entgegen zu führen. Es wäre nun durchaus keine zweite Konferenz nötig geweſen, ſondern der Gegenſtand, von dem der Hauptteil bereits erledigt worden, hätte in einer Viertelſtunde zum Abſchluß gebracht werden können.

Der ruſſiſche Geſandte merkte gar bald, daß Dubois keine Zeit mehr für ihn habe, und wandte ſich deshalb ſchnell zum Weggehen. Dubois, der ſonſt

nur bis zur Tür seines Privatkabinetts das Geleite zu geben pflegte, war diesmal von außerordentlicher Höflichkeit und machte dem Gesandten die Honneurs bis in die Vorsäle. Doch galt dies ungewöhnlich weite Geleiten nur scheinbar dem Gesandten. Dubois wollte auf schickliche Weise in die Vorsäle gelangen, um den dort wartenden Marschall von Villeroi zu bekomplimentieren. Kaum erblickte er den Marschall, der abgesondert dastand und sich keiner der Gruppen, die heute, wie so oft, vergebens antichambrierten, zuzugesellen sich hatte entschließen können, so verneigte er sich hastig gegen den russischen Gesandten und eilte, so weit ihm sein morscher Körper jugendlich-schnelle Bewegungen gestattete, auf den Langersehnten zu, der seinerseits ihm keinen Schritt entgegenging. Dubois machte, als er dem Marschalle ganz nahe gekommen war, eine so tiefe Verbeugung, daß es die entfernter Stehenden bedünkte, er schicke sich an zu einem Kniefalle.

Der Marschall von Villeroi nahm diese demütige Annäherung mit großer Ruhe und Würde entgegen, wie etwas, wofür er nicht dankbar zu sein brauche. Er sah nämlich nicht den Prinzipal-Minister und den Kardinal vor sich, sondern den Emporkömmling, der durch Schlauheit und gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Gesetze der Ehre und der Moral es zu einer so hohen Stellung gebracht habe. Dubois empfing demnach für seine demütige Verbeugung von seiten des Marschalls nur ein gnädiges Kopfnicken. Auch ließ dieser sich nur zu einer kurzen und kühlen Entgegnung herbei, als

Dubois mit den verbindlichsten Worten für die große Ehre dankte, die ihm der Herr Marschall durch sein Erscheinen erweise. Nunmehr ersuchte Dubois den Marschall, ihm in sein Privatkabinett zu folgen, wo sie über die wichtigsten Dinge im Staate und in der Kirche, die nächstens zur Entscheidung gelangten, ungestört Zwiesprache zu führen vermöchten.

Wenn Dubois sich in der glücklichsten, sonnigsten Stimmung befand, als er, dem Marschalle den Vortritt lassend, sein Privatkabinett betrat, so sollte die Harmonie seines Innern gar bald in verletzendster Weise gestört werden. Dieser Mißton kam von seiten des Marschalls, dessen Besuch ihn mit so hoher Wonne erfüllte. Der Marschall betrat nämlich das Kabinett des Ministers mit Gesinnungen, die für diesen so ungünstig waren, daß ein feindlicher Zusammenstoß nicht ausbleiben konnte und nur zu schnell erfolgte. Allerdings war der Marschall zu dem Minister mit der festen Absicht gekommen, fortan mit ihm in Frieden und Freundschaft zu leben. Indes alle wohlwollenden Entschlüsse des Marschalls schwanden dahin, als Dubois sich ihm näherte. Beim Gewahrwerden dieses so gemein aussehenden Menschen kam dem Marschalle plötzlich der Gedanke: Was würde dein großer König sagen, wenn er ein solches Subjekt als Lenker der französischen Geschicke erblickte? Ludwig XIV., den seine französischen Bewunderer insofern mit Recht den Roi-Soleil nannten, als überall, wohin sein Auge blickte, Glanz, Würde und Schönheit erstrahlten, der Sonnenkönig hätte nie einen Minister um sich ge-

ouldet, der, außer seiner sehr häßlichen Physiognomie, mit stotternder Sprache und ungünstigster Darstellung seiner ganzen Persönlichkeit behaftet war, mithin vollkommen ausgeschlossen aus einer Sphäre, für die Feinheit, Grazie und gewählte vornehme Ausdrucksweise die unerläßliche Grundbedingung bildeten. In seinem weiteren Gedankengange kam der Marschall zu der Überzeugung, daß Ludwig XIV., der ihn besonders gütig behandelt und ihm seine Unfähigkeit als Feldherr großmütig verziehen hatte, es ihm kaum verzeihen würde, wenn er wissen könnte, daß sein Günstling, den er wegen seines vornehmen Wesens und seiner vornehmen Denkungsart vor vielen auszeichnete, sich so weit vergessen habe, einem Menschen wie Dubois einen Besuch abzustatten und ihn dadurch als gesellschaftsfähig zu proklamieren.

Der Unwille gegen Dubois, der bei dem Marschalle seit langer Zeit in hohem Grade vorhanden war, und den er nur mühsam zurückgedrängt hatte, weil er einmal bei seiner schwächsten Seite, bei seiner Selbstüberschätzung, geschickt angefaßt worden, und dann, weil er sich einbildete, daß er als Berater des Ministers dem Staate die wesentlichsten Dienste leisten könne, die Indignation brach mählich bei Villeroi hervor, als er sich sagen mußte, daß sein großer König ihm den Besuch bei einem so gemein aussehenden, denkenden und handelnden Menschen niemals verziehen haben würde. Er glaubte, sein Unrecht allein dadurch wieder gutmachen zu können, daß er dem Minister die Verachtung, welche dieser ihm und allen

rechtlichen Menschen erweckt hatte, die aber keiner dem zur Zeit so mächtigen Manne kundzutun sich getraute, in schneidendster Weise zu erkennen gab. Kaum schloß sich die Tür des Kabinetts, so brach der Strom des Unwillens, der sich bei dem Marschalle seit Jahren angehäuft hatte, mit einer Gewalt hervor, die jeden umgeworfen haben würde, der nicht über eine so große Geistesgegenwart, wie Dubois, verfügte.

War es dem Kardinal-Minister, der, seit dem er zu so hoher Würde gelangte, von den angesehensten und vornehmsten Personen umschmeichelt ward, zuerst auch, als ob er einen Schlag vor den Kopf bekäme — er durfte ja erwarten, von dem Marschalle in feiner, verbindlicher Rede angesprochen zu werden — so verlor er doch keinen Augenblick seine Geistesgegenwart. Eben seinem hellen Geiste verdankte er es ja, daß er zur höchsten Stelle in der Beamtenhierarchie gelangt war. So ungünstig und gefährlich sich oft die Dinge um ihn herum auftürmten, er verlor nie den Kopf und wußte durch geschickte Wendungen sie zuletzt zu seinem Vorteile umzugestalten. Er hielt es demnach nicht für unmöglich, den Zorn des Marschalls zu entwaffnen. Vor allem durfte die Außenwelt von diesem heftigen Auftritte in seinem Kabinette nichts erfahren. Der Marschall sollte nicht anders fortgehen als anscheinend freundschaftlich von ihm bis in das äußerste Vorzimmer geleitet, auf daß es bald in Paris verlauten möge, der Gouverneur des jungen Königs, der bei diesem in so hoher Gunst stehe, sei nun auch bereit, dem allmächtigen Minister

Gefolgschaft zu leisten. Diese Annahme sollte sich befestigen und um alles nicht wieder der entgegengesetzten Meinung Platz machen. Deshalb war er bereit, jede Demütigung während des Alleinseins mit dem Marschalle zu ertragen, wenn nur sein Zweck erreicht werde. Als demnach bei dem Marschalle der Sturm des Unwillens losbrauste, so ließ er ihn geduldig über sich ergehen. Der Marschall, der von den vielen Nichtswürdigkeiten, deren sich Dubois in einer langen Vergangenheit schuldig gemacht hatte, genau unterrichtet war, warf ihm aus dem reichen Vorrate, über den er verfügte, bald diese, bald jene Schändlichkeit vor, jeden einzelnen Fall mit dem Satze schließend: „Unglaublich, aber nur zu wahr!"

Dubois ließ den Marschall seine mannigfachen Vorwürfe ungehemmt vorbringen. Er merkte, wie dem zornigen Manne, der seine Hand drohend gegen ihn ausstreckte, vieles in Betreff seiner Vergangenheit bekannt sei, von dem er gehofft hatte, daß es nur von wenigen gewußt werde. Daß ein Leugnen seiner schmachvollen Vergangenheit einem so gut Unterrichteten gegenüber eine Dummheit sein würde, sagte er sich in seiner sichern Menschenkenntnis. Es hielt es für das klügste, das Meiste zuzugestehen, aber das begangene Unrecht so gut wie möglich zu entschuldigen. Doch der Marschall ließ keine Bemäntelung offenbarer Schandtaten gelten und war in seiner Philippika von einer vernichtenden Beredsamkeit. Wenn dem Marschalle die Worte sonst gar nicht so leicht zuströmten, und ihm jetzt ausnahmsweise eine

Rede gelang, die einem fortwährenden Dolchstiche glich, so galt von diesem Falle die Sentenz eines römischen Satirikers, daß ein tiefgrollender, berechtigter Unwille den passenden Ausdruck finde, ohne daß es dem Sprechenden weitere Mühe koste. „Indignatio facit versum.“

Als der Marschall von den vielen Schändlichkeiten, die ihm in Betreff des Ministers berichtet worden, diesem eine beträchtliche Menge vorgehalten und den höchsten Grad des Zorns erreicht hatte, wandte er sich der Tür zu und erklärte, er wolle nicht länger mit einem so verächtlichen Menschen dieselbe Luft einatmen. Wie Dubois, als der Marschall so unerwartet einen Strafsermon begann, wo er von ihm das liebenswürdigste Benehmen und die freundlichste Rede erwarten durfte, die Empfindung gehabt hatte, als ob er einen heftigen Schlag gegen den Kopf bekäme, so hatte er jetzt, nach kurzer Zwischenzeit, dies Gefühl zum zweiten Male, und zwar in verstärktem Grade. Doch wankte er nicht und bewahrte vollständig seine so oft bewährte Geistesgegenwart. So schlecht sein Herz war, so gut war sein Kopf. Jetzt, da der Marschall im Zorn von ihm ging, drohte das Gebäude, das er so mühsam aufgerichtet hatte, zusammenzustürzen. Doch auch jetzt noch wollte er versuchen, der Sache, so ungünstig sie auch lag, eine Wendung zu geben, daß ihm Vorteil daraus erwachse. Er beschloß demnach, dem Marschall das Geleite zu geben, obgleich dieser die Tür hinter sich zugeschleudert hatte. Für das schnelle Fortgehen des Marschalls er-

ſann er ſofort eine günſtige Auslegung. Der Marſchall hatte die Begleitung des Miniſters verbeten, um dieſen nicht länger von den Staatsgeſchäften abzuziehen. Der ſchlaue Dubois, der diesmal nur zu ſchlau war, folgte dem Marſchall ſo ſchnell, wie ſein gebrechlicher Körper es geſtattete. Er hielt es für unmöglich, daß der Marſchall weitere Ausbrüche ſeines Zornes ſich in den Vorzimmern geſtatten werde. Eine ſolche Vorausſetzung von ſeiten eines allmächtigen Miniſters war keine zu kühne. Auf einige freundliche Worte des jähzornigen Mannes rechnete er weiter nicht, hatte ſie auch nicht nötig, da er ſeiner Zuſammenkunft mit dem Marſchall, ſo beſchämend ſie auch für ihn verlaufen war, der Außenwelt gegenüber ein günſtiges Ausſehen zu geben nicht für allzu ſchwer erachtete. Wenn er den Marſchall geleitete und dieſer auch kein Wort mit ihm wechſelte, ſo war ſein Schweigen nicht weiter auffallend. Alles Nötige konnte ja im Privatkabinette abgemacht und der Zeitpunkt für eine ſpätere, viel längere, höchſt wichtige Unterredung bereits feſtgeſetzt ſein. Eine Unterhaltung in Gegenwart der vielen in den Vorzimmern Wartenden hätte beiden nicht paſſend geſchienen, weil ſie nur ſehr Wichtiges miteinander verhandelten. Dieſe Auffaſſung, wie ſie der Miniſter wünſchte, wäre wahrſcheinlich erfolgt, wenn nicht der Marſchall, noch ganz unter der Herrſchaft ſeines Zornes ſtehend, eine ſolche Kombination unmöglich gemacht hätte. Als er den verhaßten Dubois, der ihn mit eiligen Schritten eingeholt hatte, neben ſich

erblickte, sprudelte er von dem vielen Verächtlichen, was ihm über den Kardinal-Minister berichtet worden, wiederum Beschämendes heraus und hob seine Gestalt zur stolzesten Höhe, über den kleinen Mann neben ihm geringschätzig hinwegsehend.

Diese Vorwürfe des Marschalls, die in den Vorzimmern widerhallten, wo viele aus den vornehmsten Familien den günstigen Augenblick, von dem Minister empfangen zu werden, demütig abwarteten; so schwere Beleidigungen in Gegenwart hochstehender Persönlichkeiten hätten jeden andern wie Dubois aus der Fassung gebracht. Doch bewährte sich auch diesmal wieder, daß Dubois einen Verstand habe, der dem schlimmsten und gefährlichsten gegenüber nicht in Verwirrung gerate, sondern stets seine volle Klarheit bewahre. Er begriff sofort, daß nach der Beleidigung, die ihm in Gegenwart vieler zugefügt worden, er nicht erster Minister bleiben könne, wenn es ihm nicht gelinge, den Marschall, trotz der großen Gunst, deren er sich bei dem jungen Könige erfreute, aus seiner Stellung zu verdrängen und fortan zur Unmacht zu verdammen — ein warnendes Beispiel für alle, die es, gleich jenem übermütigen Manne, wagen sollten, ihm in den Weg zu treten.

In dem Augenblicke, wo es für Dubois zur Gewißheit ward, daß es zwischen ihm und dem Marschall einen Kampf auf Leben und Tod abgebe, sammelten sich in seiner schwarzen Seele, wie in einem Brennpunkte, alle bösen Instinkte, die in ihm so reich vorhanden waren. Haß, Zorn, Rachgier glühten

in seinem Auge, und sein Haupt, das sich früher so demütig vor dem Marschall gebeugt hatte, hob sich stolz und drohend empor, seinem Feinde das schlimmste verkündend. Der Marschall bemerkte den bösen Blick nicht, der ihn gerne sofort vernichtet hätte. Er sah verächtlich über Dubois hinweg und sprach, allen vernehmbar, Worte, die seine Verachtung gegen den Minister, in dessen Gemächer er sich verirrt hatte, nur zu deutlich bekundeten. Seine Worte lauteten:

„Ich eile, mich aus dieser pesterfüllten Atmosphäre zu retten. Wie bedauere ich die Menschen, die verdammt sind, hier länger zu verweilen!"

Mit stolzerer Haltung, als er gekommen war, ging der Marschall schnell, aber die Blicke der in den Vorsälen Versammelten nicht mehr scheuend, sondern ihnen sicher begegnend, dem Ausgange der Gemächer zu, wo ihn ein königlicher Lakai erwartete, der seinen Kutscher herbeirief, dem das lange Warten schon verdrießlich zu werden begann.

Als der Marschall den Tuilerien wieder zurollte und das eben Erlebte überdachte, hatte er das Gefühl vollkommener Befriedigung. Es war ihm, als habe er einer giftigen Schlange den Kopf zertreten. Doch währte diese Befriedigung nur bis zum folgenden Tage. Da sollte er erfahren, daß, wenn man einer Schlange auf den Kopf tritt, diese in die Ferse ihres Feindes ein Gift spritzt, das ihm den Tod bringt.

Dubois schritt, als er dem Marschall den Rücken gekehrt hatte, seinem Privatkabinette mit so viel Würde und Ruhe zu, wie er irgend aufzubringen

vermochte. Niemand sollte merken, daß der Streich, der gegen ihn geführt worden, ihn getroffen habe. Indes, als er in seinem Privatkabinette wieder anlangte, nachdem er so unerhörte Schmach hatte erdulden müssen, da war es ihm für einige Augenblicke, als ob er erschöpft zusammensinke. Doch bald raffte er sich wieder auf und war vollkommen Herr über eine Geisteskraft, wie sie nur wenigen Sterblichen zu teil ward. Er schellte seinem Kammerdiener und befahl ihm, daß er die in den Vorsälen Versammelten benachrichtige: Niemand könne darauf rechnen, heute noch vorgelassen zu werden. Er müsse sich zu Seiner Hoheit dem Regenten verfügen. Wenn nämlich, wie er bestimmt erwartete, da er seine ganze Kraft dafür einsetzen wollte, es ihm gelingen werde, den Regenten zu einem entschiedenen Vorgehen gegen den Marschall zu bewegen, so sollte niemand darüber in Zweifel sein, daß seinetwegen der vernichtende Streich geführt worden. An dem urplötzlichen Sturze des Marschalls wollte er ein warnendes Beispiel aufstellen, daß jeder zum Falle komme, der sich erkühne, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Er ging auch diesmal aus einer Situation, die ihr sehr Bedenkliches hatte, siegreich hervor.

Als Dubois sich bei dem Regenten melden ließ, so bereitete er diesem eine sehr unangenehme Überraschung. Der Regent hatte erwartet, von Staatsangelegenheiten für diesen Tag nichts weiter hören zu müssen, weshalb er sich anschickte, bei Persönlichkeiten Besuche zu machen, die ihm sympathisch waren,

und bei denen ihm angenehm und schnell die Zeit verstrich. Doch sagte er sich, daß Dubois zur so ungewöhnlichen Stunde sich nicht eingefunden hätte, wenn nicht etwas sehr Dringendes vorläge. So ließ der Regent ihn denn eintreten, zeigte aber deutlich in seinen Mienen, daß er keineswegs erfreut sei, seinem Minister eine wahrscheinlich längere Unterredung bewilligen zu müssen. Doch Dubois, so sorgsam er auch sonst in den Mienen des Regenten spähte, beachtete sie diesmal kaum, da jetzt, wo er sich dem gegenüber befand, in dessen Macht es lag, die unerhörte Beleidigung, die ihm widerfahren, gebührend zu bestrafen, alles, was er von dem Marschall erduldet hatte, ihm durch den Sinn zog und ihn in eine unbeschreibliche Wut versetzte.

Da der Regent durch den Bericht des Arztes, der Dubois seit längerer Zeit behandelte, genau wußte, daß dessen sehr morsche Konstitution nicht mehr lange vorhalten werde, so sagte er sich, daß diese heftige Erregung jedenfalls dazu beitrug, seine Lebenskraft noch mehr abzuschwächen. Hätte er ihn zur Zeit als Minister nicht unentbehrlich geglaubt, so würde er sich über den kleinen, häßlichen Mann, der in seinem Wutausbruche einen noch widerwärtigeren Eindruck machte, als es selbst in ruhiger Verfassung stets der Fall war, äußerst belustigt und sich gehütet haben, das seltsame, aber wegen der Komik, die sich damit verband, unterhaltende Schauspiel zu unterbrechen. Doch da er befürchten mußte, Dubois könne von einem Schlaganfalle betroffen werden, so

erhob er sich und sprach mit gütiger Miene und sehr entschiedenem Tone, wie es sonst seine Art gar nicht war, daß der Marschall für sein ungebührliches Betragen gegen den ersten Beamten des Staates exemplarisch bestraft werden solle. Er entließ ihn mit der Versicherung, ihm solle schon am morgenden Tage eine glänzende Genugtuung zu teil werden.

Der Regent entfaltete jetzt eine Energie, wie sie bei ihm nur in außerordentlichen Fällen zu Tage trat, aber dann den Beweis lieferte, daß er über das schwierigste Herr ward, sobald er sich zu einer Anstrengung aufraffte. Wie er sich sein Recht zur Regentschaft erkämpft und die entgegenstehenden Bestimmungen im Testamente Ludwigs XIV. umgestoßen hatte, so bestrafte er jetzt den Affront, den man seinem Minister, mithin auch ihm, der ihn zu dieser hohen Stellung berufen, zu bereiten sich vermaß, in einer Weise, die seine Tatkraft bezeugte. Außer großer Energie war bei dieser Angelegenheit, die ungemeine Schwierigkeiten hatte, auch viel Takt erforderlich. Galt es doch, den Marschall, der in der Nähe des jungen Königs weilte und von diesem zärtlich geliebt ward, nicht in rauher Weise anzufassen, so lange er sich in den Tuilerien befand. Man mußte bestrebt sein, ihn aus diesem Asyle, ohne daß es irgendwie Aufsehen erweckte, geschickt heraus zu bekommen. Der Regent entsandte deshalb einen seiner gewandtesten Hofbeamten, auf dessen Takt und Treue er sich unbedingt verlassen konnte, in die Tuilerien. Der Hofbeamte überbrachte in verbindlichster Form dem

Marschalle den Befehl, zu einer bestimmten Stunde bei dem Regenten zu erscheinen. War diese Aufforderung dem Marschalle allerdings überraschend, so befürchtete er doch nicht im mindesten ein ihm bevorstehendes, verhängnisvolles Ereignis. Der Regent hatte, so oft er mit ihm in den Tuilerien zusammentraf, stets sich sehr huldvoll bezeigt. Er erwartete demnach als Ergebnis dieser Botschaft eine angenehme Mitteilung. Daß der Regent ihn zu sich beschied, überschritt durchaus nicht die Machtbefugnisse desselben, da er die volle Autorität eines Königs auszuüben berechtigt war. Der Marschall verfügte sich demnach zur festgesetzten Zeit in das Palais des Regenten und betrat den Vorsaal in großer Gemütsruhe. Doch sollte er bald in eine furchtbare Aufregung versetzt werden, die derjenigen, welche er gestern dem Kardinal-Minister verursacht hatte, kaum nachstand. Wenn er nämlich geglaubt hatte, nach kurzem Warten vor den Regenten geführt zu werden, so erwies sich diese Voraussetzung als der erste Irrtum. Er mußte sich eine zeitlang gedulden, und als er schon unruhig zu werden begann, trat durch eine weit aufgerissene Flügeltür ein Hofbeamter hinein, und zwar mit sehr ernster Miene, die nichts Gutes verhieß. Dieser Miene entnahm der Marschall, daß der Hofbeamte nicht den Auftrag habe, ihn zu dem Regenten zu führen. Überdies hatte er, als die Flügeltür sich öffnete, einen Anblick gehabt, der ihn überraschte, wenn auch nicht gerade beängstigte, da er bei der entschiedenen Gunst, die ihm der junge König

erwies, es als ganz ausgeschlossen hielt, daß der Regent sich in feindlicher Weise gegen ihn vorwage. Jetzt sollte er belehrt werden, daß der Regent den Affront, der gestern seinem Minister zugefügt worden, in exemplarischer Weise zu bestrafen, alle Anstalten getroffen hatte. Der Regent, wenn er sich einmal aus seiner Schlaffheit emporriß und einen kräftigen Entschluß faßte, traf dann vermöge seiner großen Klugheit, die er von seiner Mutter, der originellen Pfalzgräfin, geerbt hatte, die zweckmäßigsten Anstalten. Zunächst lag ihm ja daran, daß der Marschall der an ihn ergehenden Aufforderung willig Folge leiste. Deshalb betraute er mit der Botschaft an den Marschall einen seiner liebenswürdigsten Höflinge, damit dieser dem, was er vorzutragen hatte, alles Bedenkliche benehme und die Sache, ohne sich irgendwie über sie auszusprechen, so erscheinen lasse, als ob sie nur Angenehmes und Erfreuliches in ihrem Schoße berge. Mit dem Augenblicke aber, wo der Marschall das Palais des Regenten betrat, mußte eine andere Tonart angeschlagen werden. Die Benachrichtigung, der Regent habe es für zweckmäßig befunden, daß der Marschall fortan nicht mehr in Paris weile, sondern seinen Wohnsitz in der Provinz nehme, sollte in einer Weise geschehen, daß der Gedanke an eine etwaige Auflehnung gegen den Befehl gar nicht aufkommen könne. Für die Verkündigung seines Willens hatte der Regent ebenfalls eine glückliche Wahl getroffen. Er suchte sich unter seinen Hofbeamten denjenigen aus, der, wenn es sein mußte, sehr entschieden

aufzutreten verstand und dem, ihm von seinem Gebieter erteilten Befehle zur sichersten Ausführung verhalf. Als der Regent seinem Hofbeamten in Betreff des Marschalls sehr genaue Anweisungen erteilte, sah er den Fall vor, daß dieser bei der Verkündigung: er solle fortan seinen Wohnsitz in der Provinz nehmen, verlangen werde, für kurze Zeit in die Tuilerien zurückkehren zu dürfen, da er doch noch Anordnungen für seine unerwartete Abreise und längere Abwesenheit von Paris zu treffen habe. Er beabsichtigte natürlich, sich zum jungen Könige, wo er steten Zutritt hatte, zu verfügen und diesen zu bewegen, daß er den Befehl des Regenten rückgängig mache. Wenn der König einen Willen und eine Entschiedenheit zeigte, die seinen Jahren vorauseilte, so war es nicht wahrscheinlich, daß der Regent auf seinem Beschlusse beharrte. Die Rückkehr in die Tuilerien war demnach für den Marschall von der höchsten Notwendigkeit.

Es erfolgte alles, wie der Regent vorausgesehen hatte.

Als der Marschall das Verlangen stellte, für kurze Zeit in die Tuilerien zurückzukehren, erklärte der Hofbeamte, dies sei nicht angängig und durchaus nicht nötig. Der Herr Marschall brauche sich nur in den Hofraum des Palais zu bemühen, wo ein bequemer Reisewagen und die erforderliche Dienerschaft auf ihn warte, die für alle seine Bequemlichkeit zu sorgen den Auftrag habe.

Damit seine Worte zur vollen Wirkung gelang-

ten, hielt der Hofbeamte es für zweckmäßig, ihnen durch eine gewichtige Tatsache zum siegreichen Durchbruche zu verhelfen. Er stieß die Flügeltür auf, durch die er gekommen war, und der Marschall erblickte in dem Vorgemache eine Abteilung von der Leibgarde des Regenten nebst zwei Offizieren. Der Hofbeamte, indem er sich gegen den Marschall verneigte, wies auf die bewaffnete Macht hin, die, jedes Befehles gewärtig, dastand, das Gewehr beim Fuße. Den Offizieren einen Wink gebend, sprach er mit verbindlichem Lächeln: „Der Herr Marschall wird mit allen seinem hohen Range gebührenden Ehren die Reise antreten und hoffentlich an seinem neuen Wohnorte angenehme Verhältnisse vorfinden.“ Der so Besprochene fühlte sehr deutlich heraus, daß der Höflichkeit eine gute Dosis Spott beigemischt war. Er gab deshalb dem Hofbeamten gar keine Antwort, sondern schritt stolzen Hauptes zu den Offizieren, die bei seinem Näherkommen sofort salutierten. Dann sprach er in befehlendem Tone: „Führen Sie mich zum Wagen! Ich will die Reise antreten.“

Als der Regent an dem Abende des Tages, wo es ihm geglückt war, den Marschall in die Provinz zu befördern, sich der glatten Abwicklung einer Angelegenheit, die ihre großen Schwierigkeiten hatte, beglückwünschte, schlug er es sich aus dem Sinne, daß für ihn, bei seinem morgenden Besuche in den Tuilerien, dieser Vorgang doch Peinliches im Gefolge haben könne. Hegte er doch für den jungen König innige, zärtliche Gefühle, und wußte er doch, daß dieser, nach

seinem Lehrer und Erzieher Fleury, den Marschall unter den männlichen Personen seiner Umgebung am liebsten hatte. Dieser Gedanke ließ ihn nicht zu einer vollen Befriedigung darüber gelangen, daß er seinem Minister für den ihm zugefügten Affront eine glänzende Genugtuung verschafft hatte.

Am andern Vormittage machte der Regent seinen üblichen Besuch bei dem jungen Könige. Er trat nicht ohne Herzbeklemmung bei ihm ein. Fürchtete er doch, daß der hübsche, fröhliche Knabe, den er lieb hatte, durch die bleibende Trennung von seinem Gouverneur, die ihm im Laufe des gestrigen Tages mitgeteilt sein mußte, in Betreff seiner jugendlichen Heiterkeit eine Minderung erlitten habe. Seine Voraussetzung traf durchaus zu. Das Aussehen des jungen Königs war ein ernstes und trauriges. Der Regent beschloß, eine Wandlung in der Stimmung des Königs hervorzubringen. Er erzählte demnach mit kluger Wahl Dinge, die einen aufgeweckten Knaben schon belustigen konnten. Da er hoffte, daß der Sonnenschein in das Antlitz des Königs zurückgekehrt sein werde, so blickte er wieder in dasselbe. Er hatte während seiner Erzählungen, deren sofortige Wirkung er nicht erwartete, vermieden, den König anzusehen. Nunmehr hoffte er auf die zurückgekehrte Heiterkeit in dem Antlitze, das er bisher nur als ein sonniges gekannt hatte. Doch sah er sich in seiner Hoffnung getäuscht. Die Trauer lagerte auf dem Antlitze des Königs ganz wie zuvor. Ja, die Trauer hatte sich sogar gesteigert. Die Augen des Königs standen in Tränen,

die er nur mit Mühe zurückhielt. Demselben Schmerze in dem Antlitze des jungen Königs begegnete der Regent an den folgenden Vormittagen, wenn er in den Tuilerien seinen gewohnten Besuch abstattete.

Diese Trauer des jungen Königs um seinen Gouverneur, der gewaltsam von ihm entfernt worden, zeugte dafür, daß die Fähigkeit zu tieferer Empfindung in ihm lag, und daß die Entfaltung eines schönen Gemüts, wenn eine liebende Mutter über seine Erziehung gewacht hätte, sicher nicht ausgeblieben wäre. Nun aber fiel bei ihm, der zu jung König geworden und dem keine nahen Verwandten die fehlenden Eltern ersetzten, die Pflege desjenigen aus, was den Menschen für die Zeit seines Erdenwallens liebenswert macht, und was ihm später aufschließt die Pforte zur Ewigkeit.

Wie Ludwig XV. als Knabe eine innige Zuneigung zu seinem Erzieher und seinem Gouverneur faßte, so weihte er als Jüngling bei seiner frühen Verheiratung, der für ihn ausgewählten Gemahlin, während der ersten Jahre seiner Ehe, große und treue Gattenliebe. Es muß dies, wenn man Ludwig XV., wie es hier geschieht, mehr von der menschlichen Seite darstellt und seine königliche Wirksamkeit den Historikern als ihr Feld überläßt, mit besonderem Nachdrucke hervorgehoben werden, weil die politische Geschichte von der Marquise von Pompadour und der Gräfin Dubarry zu erzählen weiß, aber die tugendhafte, dem Staatsleben fern gebliebene Königin nicht weiter berücksichtigt. Da die Marquise von Pompadour be-

wirkte, daß Frankreich sich am siebenjährigen Kriege beteiligte, und da die Gräfin Dubarry dem Herzoge von Choiseul, einem sehr fähigen Minister, der dem gesunkenen Staate hätte emporhelfen können, einen jähen Sturz bereitete, so werden sie in der Geschichte besprochen, weil sie politische Wirkungen ausübten. Es ist demnach, da die Historiker in diesem Falle die Maitressen ausführlicher behandeln, als die rechtmäßige Gattin — insofern Maitressen in das Staatsleben eingriffen, ist ihre Besprechung vom politischen Standpunkte aus nicht bloß berechtigt, sondern sogar geboten — es ist demnach hier, wo untersucht werden soll, ob Ludwig XV. tieferer Gefühle fähig war, sorgsam zu prüfen, ob Maria Lesczinska, als sie Königin von Frankreich ward, in ihrer Ehe Befriedigung fand oder gleich anfangs Kränkungen erfuhr. Da muß nun, genauer Forschung gemäß, gesagt werden, daß Ludwig XV. in den ersten Jahren seiner Verheiratung einen Ehemann abgab, der für das ganze Land, namentlich für die vornehmen Kreise, in denen es meist wenig tugendhaft zuging, als Muster hätte dienen können. So wäre es vielleicht für seine ganze Lebenszeit geblieben, wenn nicht gewissenlose Höflinge unabläßig, und zuletzt leider mit Erfolg, dahin gestrebt hätten, den musterhaften Ehegatten in einen Don Juan umzuwandeln. Ein lasterhafter König — dies war ihr Gedankengang — würde ihre geheimen Dienste in Anspruch nehmen und sie reich belohnen, während ein seiner Pflicht nachlebender Herrscher ihnen immer fremd bleiben würde. Sie lockten ihn

demnach von dem Pfade der Tugend hinweg, auf dem er ein so erbauliches Schauspiel darbot. Da der König für andere Frauen gar kein Auge zu haben schien, so machten sie ihn bei Festlichkeiten, wenn große Schönheiten auftauchten, die bisher bei Hofe nicht gesehen worden, auf diese aufmerksam, alles, was die Natur zu ihren Gunsten getan hatte, geschickt hervorhebend. Diese Verlockungen der Höflinge wurden dem Könige anfangs nicht gefährlich. Er liebte seine Gemahlin mit der vollen Wärme eines Herzens, das bis dahin noch nie für eine andere Frau geglüht hatte. Die Königin war nach seiner Ansicht körperlich, wie geistig, nicht zu übertreffen. Wenn nun die Höflinge auf die Reize einer Dame mit preisenden Worten aufmerksam machten, so wandte Ludwig XV. sein Auge wohl für einen Moment nach der bezeichneten Richtung und sagte dann regelmäßig: „Aber die Königin ist doch viel schöner.“

Wie Ludwig XV. eine innige Zuneigung und Verehrung für die Männer empfand, denen man seine Erziehung und seinen Unterricht anvertraut hatte, wie er in den ersten Jahren seiner Verheiratung mit treuer Liebe seine Gemahlin umfaßte, so war er auch keineswegs kalt und gleichgültig gegen seine Kinder, was ihm ebenfalls Schuld gegeben wurde. Berichterstatter, die auf der Oberfläche der Dinge verharren, führen Tatsachen an, aus denen sie den Schluß ziehen, daß er für seine Töchter wohl Spott hatte, aber nicht im mindesten väterliche Empfindungen. Es ist begreiflich, daß einem Könige, der sich in seinem ver-

antwortungsvollen Berufe so lässig bewies, alles, was er tat, aufs ungünstigste ausgelegt wurde. Da er nun seinen Untertanen gegenüber kein Herz bewies, setzte man voraus, er werde es in seiner Familie ebenfalls an Güte und Liebe fehlen lassen. Man erzählte sich, daß der König seine Töchter nicht bei ihrem Taufnamen rufe, sondern für sie Bezeichnungen gewählt habe, die keineswegs schmeichelhaft lauteten. Dies war keine Verleumdung, sondern beruhte vollkommen auf Wahrheit. Die vom Könige gewählten Bezeichnungen hätten dem Ohre eines französischen Akademikers sehr barbarisch geklungen. Dieses zugestanden, darf man dem Könige keine böse Absicht bei seinem ungewöhnlichen Verfahren unterschieben: Nichts lag ihm ferner. Diese, dem unteren Volke entlehnten Ausdrücke hätten ihm eigentlich gutgeschrieben werden müssen, insolange sie bezeugten, daß der König gar nicht stolz auf hohe Geburt war, und daß er sich bemühte, seinen Kindern eine gleiche Gesinnung beizubringen. Über die derben Bezeichnungen für seine Töchter hätte er gar nicht verfügen können, wenn er nicht auf den Maskeraden des Volkes, die er in Versailles so gern besuchte, nachdem alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, daß er nicht erkannt werde, und daß ihm nichts Ungebührliches begegne, häufig gehört hätte, wie die untern Klassen sich ausdrücken. Seine vertraute Unterhaltung mit Leuten aus dem Volke, die ihn nicht erkannten und die sich deshalb in ihrer derben Ausdrucksweise keinen Zwang auferlegten, machten es ihm möglich, daß er Be-

zeichnungen anwenden konnte, die in der vornehmen Welt entweder nie gehört oder jedenfalls doch nie gebraucht wurden. Der König nannte nun in sehr unakademischer Weise seine vier Töchter: Coche, Loque, Graille und Chiffe.

Wenn Ludwig XV. seine Töchter nicht bei ihren Vornamen rief, sondern für sie Bezeichnungen wählte, die er den Volkskreisen entnommen hatte, so geschah es einmal, weil er sich gern daran erinnerte, wie angenehm ihm die Zeit verflossen war inmitten frischer, derber, natürlicher Menschen, die, wie Seumes Kanadier, Europas „übertünchte Höflichkeit" noch nicht kannten, und dann wünschte er, daß die königlichen Prinzessinnen sich bewußt würden, wie sie durch ihre hohe Geburt keineswegs einer Sphäre angehörten, die sie der Erde und ihren Bewohnern ganz entrücke. Sie sollten sich stets als Angehörige und Teile des französischen Volkes betrachten. Die königlichen Prinzessinnen nahmen es nun durchaus nicht übel, daß ihr Vater für sie Bezeichnungen wählte, die sie stets an die untern Volksklassen erinnerten. Madame Campan, die so scharf Beobachtende und so richtig Beurteilende, hatte Gelegenheit, sich hiervon zu überzeugen. Sie war nämlich, bevor sie von Marie Antoinetten zu ihrer Kammerfrau gewählt ward, Vorleserin bei den Töchtern des Königs. Eines Tages nun erzählte sie der Prinzessin, zu der sie des Vorlesens wegen beschieden worden, der König habe vor kurzem die Gnade gehabt, sie im Vorübergehen anzureden und eine Frage an sie zu richten. Sie sei

Daß die Töchter Ludwigs XV. die für Königskinder sehr ungewöhnlichen Namen, die ihr Vater ihnen beizulegen für gut fand, keineswegs übel empfanden, bewiesen sie durch ihr stets gleich bleibendes, ehrerbietiges und zärtliches Verhalten. Sie bewiesen es vor allem, als sie während mehrerer Tage und Nächte an seinem Schmerzenslager ausharrten, obgleich die Ärzte sie beschworen, sich der fast gewissen Ansteckung einer lebensgefährlichen Krankheit nicht auszusetzen. War doch der König von den Blattern befallen worden, dieser schrecklichsten Krankheit des vorigen Jahrhunderts, der vor der preiswerten Erfindung des englischen Arztes in Hütten und Palästen Unzählige zum Opfer fielen. Die Prinzessinnen hörten auf keine Vorstellungen, die ihnen die Ärzte und ihre Verwandten machten, sondern saßen, ohne Furcht und Bangen für sich selbst, aber zitternd für das Leben des geliebten Vaters, in unmittelbarer Nähe des königlichen Krankenpfühles.

Ludwig XV. ward also von seinen Kindern innig geliebt. Sein Benehmen in der Familie berechtigte immerhin zu diesen Gefühlen, wenngleich, wie es die historische Wahrheit erheischt, hier einzuschalten ist, daß er auf das Lob eines zärtlichen Vaters keinen Anspruch hatte. Ein zärtlicher Großvater war er allerdings für die junge Dauphine. In seinem Verhalten zu ihr verdient er vollkommen die Lobsprüche, die ihm Marie Antoinette in ihren Briefen an ihre Mutter so häufig spendet. Wenn Maria Theresia ihn in ihrer Korrespondenz ebenfalls günstig

beurteilt, so ist gegen die Tatsachen, durch die sie ihre Behauptung begründet, nichts einzuwenden.

Maria Theresia fordert in ihren Briefen die Dauphine wiederholt auf, einem so guten Vater, wie Ludwig XV. es sei, nie einen Grund zum Mißfallen zu geben. Ihre Tochter war gewiß geneigt, diese Ermahnung zu beherzigen. War sie dem Könige doch dankbar für viele und große Güte, die er, seit sie auf französischem Boden weilte, ihr immerdar erwiesen hatte. Wenn sie an ihre Mutter schrieb: „Es ist unmöglich, den König nicht zu lieben," so schildert sie treu, was ihr Herz für ihn empfand. Aber trotz ihrer tiefen und warmen Dankbarkeit für den König war es ihr unmöglich, seiner Favoritin huldvoll zu begegnen. Daß die Dauphine zu ihrem kühlen Verhalten gegen die Gräfin Dubarry durchaus berechtigt war, wird jedermann einräumen, für den die Gebote der Moral noch Geltung haben.

Die Gräfin Dubarry, die auf Ludwig XV. einen so mächtigen Einfluß hatte, daß er ihrem Willen sich fast immer fügte, gibt uns Veranlassung, die Schwäche des Königs gegen Frauen, die durch Schönheit und Schlauheit ihn unterjocht hatten, aufs strengste zu rügen.

Auf Ludwig XV. findet die in Frankreich so oft gehörte Frage: „„Où est la femme?" ihre vollgültige Anwendung. Diese, für die Frauen wenig schmeichelhafte Redensart stammt von einem scharfsichtigen Kriminalrichter her, der bei der größten Zahl schlimmer Fälle, die er zu untersuchen hatte, stets auf eine

Frau stieß, die zu der bösen Tat den Anlaß gegeben. Wenn er nun einmal ausnahmsweise, nachdem er den ihm zur Beurteilung vorliegenden Fall nach allen Seiten hin erwogen hatte, auf keine Frau stieß, die des Verbrechens Ursache gewesen, so rief er ganz erstaunt aus: „Où est donc la femme?“ Bei Ludwig XV. trug eine Frau fast immer die Schuld, wenn er seine Pflichten gegen Frankreich vernachlässigte oder sogar seinem Reiche und seinen Untertanen Schaden zufügte. Für die Teilnahme Frankreichs an dem siebenjährigen Kriege, wo es zu Lande und zu Wasser eine so traurige Rolle spielte, ist die Marquise von Pompadour verantwortlich, für den Sturz des Herzogs von Choiseul die Gräfin Dubarry.

Von der langen Regierungszeit Ludwigs XV. ist allerdings nicht viel Rühmliches zu sagen; doch muß betont werden, daß in der geschichtlichen Auffassung des Königs der nicht üble Mensch neben dem schlechten Regenten fast gar nicht zur Geltung gelangt. Es gereichte dem Könige, der sich wohl bewußt war, daß er seine Regentenpflichten arg vernachlässige, zur Beruhigung, wenn die Kunde zu ihm drang, daß seine Minister sich das Wohl des Volkes angelegen sein ließen. Dies entlastete sein Gewissen einigermaßen. Es bildet nun das vieljährige Ministerium des Kardinals Fleury in dem ersten Regierungsabschnitte Ludwigs XV. einen erfreulichen Anblick. Ein jeder, der den damaligen Zustand Frankreichs mit den glänzendsten Zeiten Ludwigs XIV. zu vergleichen imstande ist, wird zugeben müssen, daß die untern Volks-

schichten, dank der wohlwollenden Führung des Kardinal-Ministers, sich behaglicher fühlten, als während der stolzen Periode, wo Ludwig XIV. in unaufhörlichen Kriegen die erste Stelle in Europa erstritt und lange behauptete.

Bei aller Milde, die einen Grundzug in dem Charakter des Kardinals Fleury ausmacht, verstand er doch das königliche Ansehen nach innen wie nach außen aufrecht zu erhalten. Frankreich erholte sich unter seiner wohlwollenden Regierung von den Opfern an Gut und Blut, welche es der Ruhmessucht Ludwigs XIV. hatte darbringen müssen und, was nicht verschwiegen werden darf, gern dargebracht hatte, als, wie es noch jetzt der Fall ist, das französische Volk vor keiner Anstrengung und Entsagung zurückscheut, sobald seine Eitelkeit Befriedigung findet.

Unter den Kardinälen, welche in früheren Jahrhunderten das Staatsruder Frankreichs führten, nimmt Fleury, was politische Begabung betrifft, wohl nur den dritten Platz ein, indem er hinter Richelieu und Mazarin beträchtlich zurücksteht. Aber Fleury übertrifft Richelieu und Mazarin bedeutend an Wohlwollen für die untern Volksklassen, die, während er über Frankreichs Geschicken waltete, von hartem Drucke aufatmeten. Ludwig XV. ließ also viele Jahre hindurch sein Land durch einen Minister verwalten, der staatsmännische Befähigung vereinte mit großer Menschenfreundlichkeit. Fleury stand, wie schon erwähnt, hinter Richelieu und Mazarin zurück, hatte aber in Bezug auf Geist und Herz Ähnlich-

keit mit Sully, dem treuen und unerschrockenen Berater Heinrichs IV. In den Briefen, die Friedrich II. ihm in den ersten Jahren seiner Regierung schrieb, wird Fleury allerdings sehr hoch gestellt und ihm der Platz unter den ersten Staatsmännern aller Zeiten angewiesen. Aber man hat hier zu bedenken, daß Friedrich II. wegen seines Angriffes auf Schlesien, der doch für ihn mit großen Gefahren verknüpft war, allen Grund hatte, sich den Lenker der französischen Geschicke günstig zu stimmen. Er wäre nicht imstande gewesen, im Anfange seiner Regierung gegen Österreich und Frankreich gleichzeitig Front zu machen. Deshalb handelte er gemäß seiner großen Klugheit, als er, um Fleury für sich zu gewinnen, süßduftende Weihrauchwolken vor ihm aufsteigen ließ, die dem greisen Staatsminister, der die glänzende Befähigung Friedrichs II., als dieser die geschichtliche Bühne betrat, sofort erkannte, überaus angenehm waren und ihn bestimmten, gegen die kecke Besitzergreifung Schlesiens keinen Einwand zu erheben.

Frankreich erfreute sich also unter Ludwig XV., während der Kardinal Fleury das Staatsruder lenkte, eines wohlwollenden Regiments; ein besseres ward in den europäischen Staaten des damaligen Zeitalters nicht angetroffen. Dieses Wohlwollen und diese Milde, die der Regierung des Kardinals Fleury ihren Stempel aufdrückten, fanden den vollen Beifall seines Königs. Daß Stolz auf seine hohe Geburt und kaltes Zurückweisen der unteren Volksklassen durchaus nicht zu den Fehlern Ludwigs XV. gehörten, haben wir

an unwiderleglichen Beispielen dargetan. Wie sich Stolz und Eigenwille in seiner Brust nicht regten, hatte er ja bewiesen, als er bei der gewaltsamen Entfernung seines Gouverneurs, des Marschalls von Villeroi, nur Tränen in seinen Augen hatte, aber über seine Lippen kein befehlendes Wort brachte, wie es bei jungen Herrschern so oft gehört wird: „Sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas.“

Da regte sich bei Ludwig XIII., als er noch Dauphin war und von der Rute seiner Mutter, der Marie von Medicis, häufig bedroht ward, mithin die Aufforderung zur Bescheidenheit und Demut nicht entbehrte, viel früher das Bewußtsein königlicher Allmacht, der sich zu widersetzen den Tod verdiene. Maria von Medicis, die weder gebildet noch fromm war, und die an dem äußern Formelwesen der katholischen Kirche Genüge fand, eine Reinigung und Vertiefung ihres Innern ganz außer acht lassend, Maria von Medicis glaubte für die Erziehung ihres Sohnes am besten zu sorgen, wenn sie ihm am Abende lange Gebete zum Auswendiglernen aufgab, die er ihr am folgenden Vormittage hersagen sollte. Nun war aber bei Ludwig XIII. die Trägheit von früh auf in erschreckendem Grade vorhanden. Von den langen Gebeten demnach, die er sich am Abende für den folgenden Vormittag einprägen sollte, wo seine Mutter sie ihm zu überhören pflegte, wußte er stets nur den Anfang, kam aber nicht einmal bis zu der Mitte seiner Aufgabe.

Maria von Medicis, die von heftiger Gemütsart

war, verlor bald die Geduld gegenüber der hartnäckigen Trägheit ihres Sohnes. Sie erklärte ihm deshalb eines Abends, daß, wenn er am folgendem Vormittag das auswendig zu lernende Gebet nicht fließend und fehlerfrei herſage, ihm eine Anzahl tüchtiger Rutenhiebe gewiß ſei. Die Königin war für den Verlauf des Abends durch eine Feſtlichkeit bei Hofe ganz in Anſpruch genommen, ſo daß ſie ſich um ihren Sohn nicht weiter bekümmern konnte. Als ſie nun am folgenden Vormittage den Dauphin zu ſich hineinrufen ließ und ihn aufforderte, ſein Gebet herzuſagen, ſo beſtand er ebenſowenig wie die früheren Male. Entweder hatte er am verfloſſenen Abende nur geſpielt und ſich mit dem Lernen gar nicht beſchäftigt, oder es ging in ſeinen beſchränkten Kopf gar nichts Neues hinein. Die Königin entſchied ſich dafür, daß große Trägheit die Hauptſchuld trage. Sie befahl demnach, die angedrohte Strafe zur Ausführung bringen zu laſſen. Da ſie ein ungünſtiges Ergebnis vorausſah, ſo hatte ſie ihre Maßregeln getroffen. Der Lehrer ihres Sohnes befand ſich, wie ſie es am Tage vorher angeordnet hatte, im Vorzimmer und ward von ihr hineinbeſchieden. Indem ſie eine gewaltige Rute, die ſie in richtiger Vorausſetzung ihrer Notwendigkeit durch eine ihrer Kammerfrauen hatte beſchaffen laſſen, dem Lehrer hinhielt, befahl ſie ihm, ſeiner Pflicht nachzukommen und die Züchtigung an dem Dauphin zu vollſtrecken. In großer Erregung erklärte ſie, daß ſie bei der Beſtrafung nicht zugegen ſein wolle, aber ſich die Überzeugung verſchaffen

müsse, daß der Dauphin für eine unerhörte Trägheit, die in Betreff seiner künftigen Ausbildung das schlimmste befürchten lasse, die zu lange aufgeschobene Züchtigung endlich erhalte. Die Zahl der Hiebe sei dem Lehrer überlassen, aber nicht die Art der Ausführung, denn diese solle in kräftigster Weise vor sich gehen. Die Züchtigung solle in dem angrenzenden Zimmer vorgenommen werden, dessen Tür nur angelehnt sein dürfe, damit sie hören könne, ob die Rute auch kräftig geschwungen werde.

So lange der Dauphin im Bereiche seiner Mutter blieb und seine Augen ängstlich zu ihrem vor Zorn geröteten Antlitze erhob, hatte er das kläglichste Aussehen. Er hoffte offenbar durch seine traurige und demütige Miene, wie so oft früher, Verzeihung zu erwirken. Doch diesmal zeigte sich Maria von Medicis unerbittlich. Mit herrischer Gebärde erneuerte sie dem Lehrer des Dauphins, der verlegen und zögernd mit der großen Rute, die sie ihm in die Hand gedrückt hatte, dastand, den Befehl, seinen Schüler tüchtig abzustrafen. Der Lehrer sah ein, daß er nicht länger zögern dürfe, denn sonst drohte ihm die Ungnade der Königin. Er gab deshalb dem Dauphin, nachdem er ihm eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, ein Zeichen, daß er in das angrenzende Zimmer vorangehen möge und folgte ihm dann mit der Rute, die, richtig angewandt, gute Dienste geleistet hätte. Die Trägheit des Dauphins, die unbesiegbar schien, mußte in entschiedenster Weise bekämpft werden. Da eindringliche Ermahnungen nichts gefruchtet

hatten, so durfte man vor kräftigen Schlägen nicht zurückscheuen.

Als der Dauphin mit seinem Lehrer in das angrenzende Zimmer eingetreten war, änderte sich sofort seine Miene. Da war keine Spur von Ängstlichkeit mehr vorhanden. Er richtete sich stolz empor und sagte zu seinem Lehrer in drohendem Tone: „Sollten Sie sich unterstehen, mich zu schlagen, so lasse ich Ihnen den Kopf vor die Füße legen, wenn ich einst König bin.“ Der Lehrer antwortete in demütigem Tone: „Wie könnte ich mich eines solchen Tuns vermessen?“ Bei diesen Worten zog er eilig seinen Rock aus, entblößte seine linke Schulter und schwang mit der rechten Hand gar mächtig die Rute, so daß sie, wenn sie auf das Fleisch niedersauste, einen hellen Ton von sich gab. Der Lehrer hatte, als er zu dieser Züchtigung an seinem Körper schritt, den Dauphin aufgefordert, daß er, wenn der Schall von den Schlägen in das angrenzende Zimmer dringe, schreien und, falls er es zustande bringe, auch weinen möge. Diese Komödie hielt der Dauphin durchaus nicht unter seiner Würde. Er beteiligte sich an dem Betruge, den sein Lehrer der Königin gegenüber sich erlaubte, durch Weinen und Schreien.

Die Rutenhiebe auf der entblößten Schulter des Lehrers und das Geschrei des Dauphins drangen zu dem Ohr der Königin, die anfangs ein beruhigendes Gefühl insofern spürte, als endlich etwas geschah, das in der hartnäckigen Trägheit ihres Sohnes durch wohlverdiente Strafe eine Umkehr zu bewirken im-

stande war. Doch bald siegte das mütterliche Mitleid, und als der Lehrer gerade ganz besonders kräftig zuschlug und dementsprechend der Dauphin noch lautere Klagetöne erschallen ließ, so rief sie das befreiende Wort: „Genug!“ Die Komödie endete demnach in Wohlgefallen. Die Königin hoffte, daß der Dauphin in Furcht vor wiederholter Strafe, endlich sich zum Fleiße hinwenden werde; der Dauphin hatte die Gewißheit, daß sich an ihn die Hand eines Untertans nicht heranwage, und der Lehrer verschmerzte die Hiebe, die er sich mit kräftiger Hand erteilt hatte, durch den Gedanken an die zukünftige Belohnung, die ihm der dereinstige König in dankbarer Erinnerung an das, was er für ihn gelitten, in reichstem Maße bescheren werde.

Wenn man das verschiedene Benehmen Ludwigs XIII. und Ludwigs XV., das sie in ihren Jugendjahren bei einem Falle beobachteten, der sie beide peinlich berührte, miteinander vergleicht, so erscheint der Sohn der Maria von Medicis in sehr ungünstigem Lichte gegenüber dem späteren Bourbon, der auch eine italienische Mutter hatte, die aber an Geist und Herz ihre Vorgängerin bei weitem übertraf. Ludwig XV., der doch schon im fünften Lebensjahre König ward und als Kind schon, gemäß seiner höchsten Stellung im Staate, überall gekrümmte Rücken sah und untertänigste Rede vernahm, hatte kein Wort des Zorns, als man seinen Gouverneur, dem er innig anhing, gewaltsam von ihm entfernte. Sein gekränktes Herz verriet sich im tränenden Auge,

aber über die Lippen kam kein Laut des Unwillens. Ludwig XIII. sollte für eine Trägheit, die bei den schweren Pflichten des künftigen Königs über ein großes Reich verhängnisvoll werden konnte, auf Befehl seiner Mutter eine Züchtigung empfangen, die ihm nur zu oft erlassen worden war. Statt sich dem mütterlichen Beschlusse zu unterwerfen, zeigte der Knabe, der das Lernen so gar nicht verstand, daß er von seiner künftigen Machtbefugnis als König deutliche Begriffe hatte, und daß er es sehr gut verstand, das Dereinstige für die Gegenwart nutzbar zu machen. Indem er seinen Lehrer, wenn er ihn schlüge, mit dem Tode bedrohte, sobald er später zur Regierung gelange, zeigte er sein stolzes Naturell und seine Geneigtheit zur empfindlichsten Rache, falls etwas geschehe, das er als ein Verbrechen gegen sein königliches Blut betrachtete.

Es ist gewiß ein schöner Zug in dem Charakter Ludwigs XV., daß er so gar nicht dem Stolze verfiel, obgleich die Umstände, unter denen er aufwuchs, ganz dazu angetan waren, diese Untugend, wenn sie auch ursprünglich nicht in ihm lag, ihm doch einzuimpfen und in ihm großzuziehen. Bei Ludwig XIII., der sich so stolz, ja grausam seinem Lehrer gegenüber äußerte, war während seiner Jugendzeit die politische Stellung des Königstums eine solche, daß sie ihrem Träger und dessen Nachfolger keineswegs Gedanken erwecken konnte, die zur Überhebung verleiteten. Der Vater Ludwigs XIII. hatte jahrelang für seine Krone kämpfen und, um die Abneigung der

größtenteils katholischen Franzosen gegen einen hugenottischen Herrscher zu besiegen, sich entschließen müssen, seinen Glauben abzuschwören. Als man der Königin Elisabeth von England die Meldung machte, daß Heinrich IV. sich dem Papste unterworfen und zum Katholizismus bekannt habe, rief sie unwillig aus: „Ist er verrückt geworden?“

Wie Heinrich IV. von der staatsklugen Königin Englands, die ihn während seiner mehrjährigen Kämpfe um die Krone häufig mit beträchtlichen Geldsummen unterstützt hatte, wegen seines Abfalls von dem Glauben seiner Väter sehr ungünstig beurteilt ward, so hatte er auch bei seinem Übertritte zum Katholizismus vom Papste und von der Klerisei mancherlei auszustehen. Der Papst und das Kardinalskollegium durften sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, der Welt zu zeigen, wie sie mächtigen Königreichen und deren Gebietern noch Vorschriften und Verweise zu erteilen imstande seien. Sie wußten sehr genau, wie das religiöse Innere Heinrichs IV. beschaffen war, und wie er sich nimmer zum angekündigten Übertritte verstanden hätte, wenn er nicht durch das katholische Gesamtbewußtsein Frankreichs dazu gezwungen worden wäre. Deshalb sollte dem Ketzer eine Buße von Canossa bereitet werden, soweit es das vorgeschrittene Zeitalter irgend gestattete. Da Heinrich IV. wohlweislich in Rom nicht persönlich erschien, so konnten Papst und Klerus gegen ihn selbst nichts vornehmen. Man hielt sich deshalb an seine Gesandten, die ja seine Person ver-

traten. Sie mußten sich mannigfachen Demütigungen unterwerfen, weil an ihnen gestraft werden sollte, daß ihr König so lange ein Ketzer gewesen. Der spätere Heinrich IV. hatte, in der Bartholomäusnacht von seinem fanatischen Schwager Karl IX. mit dem Tode bedroht, falls er nicht den falschen Glauben abschwöre, sich allerdings zum Katholizismus bekannt, aber nur zum Scheine. In dem Augenblicke, wo er seine Freiheit wieder erlangte, hatte er sich aufs neue dem Hugenottentum zugewandt. Die französischen Gesandten sollten nun für die Irrtümer ihres Königs und für seinen Wankelmut Buße tun und Strafe erleiden. Sie mußten sich dazu bequemen, knieend ein langes Sündenbekenntnis ihres Königs herzulesen, das Versicherungen tiefster Reue über sein früheres Tun und Gelöbnisse enthielt, daß er in Zukunft der katholischen Religion treu anhangen wolle und eifrig bestrebt sein werde, ihr überall Eingang zu verschaffen.

Heinrich IV., der den hellsten Verstand hatte, ganz wie im Altertum Sokrates, würde, wenn es zu seiner Zeit noch ein Orakel von Delphi gegeben hätte, von diesem ebenso als der klügste aller Franzosen erklärt worden sein, wie einst sein weisheitsvoller Vorgänger für den klügsten aller Hellenen. Als man dem Sokrates berichtete, daß einer seiner athenischen Mitbürger sich sehr ungünstig über ihn geäußert habe, antwortete er mit großem Gleichmute und heiterm Spotte: „Mag er mich prügeln, wenn ich nicht mit dabei bin!“ Ebenso dachte Heinrich IV.

bei den Demütigungen, die man für ihn, den früheren Ketzer, in Rom sich ausgesonnen hatte. Er äußerte wohl mit lächelnder Miene: „Mögen Papst und Klerisei an meinen Gesandten ihr Mütchen kühlen! Mir selbst dürfen sie ja nicht zu nahe kommen. Wenn sie eine symbolische Reue zur Beruhigung ihres Gewissens nötig haben, so will ich ihnen hierin nicht hinderlich sein. Bleibe ich selbst doch vollständig außerhalb ihres fanatischen Bereiches."

Heinrich IV., wenn er auch nicht mit großen Anstrengungen sich seine Krone hätte erkämpfen müssen, mithin die Beschwerden und Gefahren des Königtums in reichem Maße hätte kennen lernen, würde doch bei seiner großen Klugheit, wäre er selbst am eigenen Leibe auch nicht so unsanft angefaßt worden, doch aus den Schicksalen seiner Genossen auf dem Throne die Lehre gezogen haben, daß die höchste Stellung im Staate meist mit den größten Gefahren verbunden sei. Hatte doch Maria Stuart, eine frühere Königin von Frankreich, ihren Nacken dem Henkerbeile darbieten müssen, und war ihr naher Verwandter, der König Heinrich III., doch nicht imstande gewesen, trotz häufiger Fürsprache bei der Königin Elisabeth von England, von der er bei seinen wiederholten Vorstellungen hochmütige, entschieden zurückweisende Antworten erhielt, das Damoklesschwert aufzuhalten, das immerdar über dem Haupte einer Frau schwebte, die einst mit den goldenen Lilien der Bourbonen geschmückt gewesen.

Heinrich IV. hatte also durch Erfahrung, wie

durch scharfe Beobachtung der ihn umgebenden Weltverhältnisse die richtige Erkenntnis erlangt, daß die Unsicherheit des menschlichen Loses auch für die Höchstgestellten bestehe, ja, für diese noch mehr, als für die Niederen. Er ließ es deshalb sicher sich angelegen sein, dem Dauphin, den er, bei großer Zärtlichkeit für seinen Sohn, häufig zu sich hineinbeschied, nachdem er mit ihm gespielt und heiter, wie ein Kind, mit ihm verkehrt hatte, gute Lehren zu geben und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Glanz und die Ehren, von denen er jetzt umgeben sei, vielleicht, oder sicher ihn nicht durch sein ganzes künftiges Leben begleiten würden, sondern daß ihm Entbehrungen und Demütigungen bevorständen. Doch der spätere Ludwig XIII. merkte ebensowenig auf die Bilder einer gefährlichen Zukunft, die ihm die vorausschauende Liebe eines klugen Vaters enthüllte, wie er die Gebete auswendig lernte, durch die seine Mutter ihn zur Gottesverehrung anzuhalten sich angelegen sein ließ. Heinrich IV. hatte bei der Erziehung seines Sohnes das Politische mehr im Auge, als das Religiöse.

Während also bei Ludwig XIII. schon in jungen Jahren der Stolz auf seine königliche Geburt zu Tage trat, wie durch ein drastisches Beispiel dargetan ward, welcher Stolz sich bei reiferen*) Jahren nicht min-

*) Der Stolz Ludwigs XIII. auf sein Königtum zeigte sich auch, als er es zu verhindern wußte, daß der Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar in seiner Gegenwart das Haupt mit dem Federhute bedeckte.

derte, findet man bei Ludwig XV., der so früh die hohen Ehren der Souveränität genoß, nichts von Übermut und von der törichten Einbildung, aus ganz anderem Stoffe gebildet zu sein, wie seine Untertanen. Dieses häufige Zurückkommen auf das gänzliche Freisein von Stolz bei Ludwig XV. ist durchaus berechtigt, ja erforderlich, weil ihm solche löbliche Beschaffenheit seiner Denkungsart bisher gar nicht angerechnet und ihretwegen von seinem Schuldkonto, das leider eine beträchtliche Höhe erreicht, manche Abstriche zu machen bis zu diesem Augenblicke versäumt wurde.

Das Freisein von Stolz ist bei den besten und klügsten Königen, wenn man sich eine Prüfung ihres Innern angelegen sein läßt, nicht so gar häufig. Selbst bei Friedrich dem Großen war Stolz auf seine hohe Geburt von früh auf vorhanden und schwand nicht, obgleich sein Vater, der König Friedrich Wilhelm I., ihn häufig mit Ohrfeigen und Stockschlägen bestrafte, eifrig bemüht, neben andern Untugenden, die er an ihm entdeckt hatte, auch den Hochmut von ihm auszutreiben. Friedrich der Große hatte, wie Heinrich VIII. von England, den Glauben, daß die Könige und die Angehörigen ihrer Familie über das beherrschte Volk nicht bloß durch ihre gebietende, bevorzugte Stellung, sondern auch durch Blut und Denkungsart, durch die ganze physische, moralische und intellektuelle Struktur weit hinausgerückt seien. Deshalb müsse jede vertrauliche Annäherung an sie von seiten der Untertanen und anderer Volksgenossen nicht

bloß als ungeziemend, sondern als ein Vergehen angesehen werden, das gesetzliche Sühne erheische. Von dieser, seiner zu hohen Meinung, was die Könige und deren Familie anbetrifft, ging Friedrich II. auch in seinem Verkehre mit Voltaire nicht ab, den er wegen seiner glänzenden Leistungen in der Literatur so hoch stellte und sich auf geistigem Gebiete, wo er doch wahrlich auch einen ersten Platz behauptete, sich ihm willig unterordnete.

Gewiß würden die Worte, die Schiller Karl VII. von Frankreich sprechen läßt:

„Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen,"

ganz nach dem Sinne Friedrichs II. gewesen sein, und er handelte auch gemäß dieser Vorschrift, die er nicht von außen*) zu vernehmen brauchte, da sie ihm sein Inneres zuflüsterte. Als Voltaire der Einladung Friedrichs II. gefolgt war und in Potsdam von dem Könige und dessen gesamter Familie in schmeichelhaftester Weise behandelt ward, konnte man kaum etwas Unpassendes darin finden, daß er die Reize der Prinzessin Friederike in Versen besang, die nicht bloß die Anmut und die Schönheit der Gefeierten priesen, sondern auch zärtliche Gefühle dessen ver-

*) Die Schillersche Jungfrau von Orleans erschien ja erst anderthalb Jahrzehnte nach dem Tode Friedrichs des Großen. Schiller, der nicht so häufig wie Goethe Gelegenheit hatte, mit den Höchsten im Staate zu verkehren, zeigte, wenn er mit ihnen zusammentraf, die Sicherheit, die das Bewußtsein erlauchten Geistes verleiht.

rieten, der seiner Leier für die hohe Dame wohlklingende Töne entlockte. Friedrich II. hatte an den Versen nichts auszusetzen und hörte es ganz gern, daß seine Schwester gefeiert ward. Doch verdroß es ihn, daß Voltaire in seinem Gedichte zärtliche Gefühle für die Prinzessin bekannte. Er konnte es nicht über sich gewinnen, daß er hierüber stillschweigend hinwegging, sondern gab dem berühmten Dichter zu bedenken, daß er von Liebe zu einer königlichen Prinzessin von Preußen nicht hätte sprechen dürfen. Auch gab er im Laufe seiner langen Korrespondenz mit Voltaire wiederholt zu erkennen, wenn er im Ton der Briefe etwas fand, was ihm zu frei erschien, und was er seiner königlichen Würde gegenüber als unstatthaft erachtete.

Daß auch die besten und klügsten Fürsten zuweilen von der Tarantel des Stolzes gestochen und dann höchst unangenehm werden, bezeugt ein Ausspruch Goethes über Karl August, seinen Mäcen und Freund, den er mit starkem Herzen liebte und verehrte. Der Freundschaftsbund zwischen dem Dichter und dem Fürsten, der von ihrem Jünglingsalter bis in die spätesten Mannesjahre bestand und eigentlich nie eine Trübung erfuhr, obgleich Goethe es sehr übel vermerkte, wenn Karl August, weiblichen Einflüsterungen sein Ohr leihend, sich in seine Theaterleitung einmengte, dieser Freundschaftsbund, der Dezennien hindurch die genaueste Beobachtung gestattete, berechtigte beide zu einem abschließenden Urteile übereinander. Das Urteil beider, mit histo-

rischer Unparteilichkeit abgegeben, lautete gegenseitig höchst günstig und ward von der Geschichte später bestätigt. Aber Goethe hatte doch von Zeit zu Zeit die Wahrnehmung, die ihn stets schmerzlich berührte, daß sein fürstlicher Freund plötzlich aus seiner schönen Menschlichkeit heraustrat und für Augenblicke sich unter die Purpurgeborenen verirrte, die sich so erhaben dünken und nichts gemein haben wollen mit den niedern Sterblichen. Weil Karl August fast ganz frei war von diesem Wahne, in dem die meisten Fürsten befangen sind, so ward Goethe, der ihn innig liebte und verehrte, jedesmal ernstlich bekümmert, wenn bei seinem hochherzigen Freunde auch zuweilen diese Schwäche zu Tage trat, während er sonst beharrlich dem Satze nachlebte:

„Homo sum, nihil humani alienum a me puto.“

Also, um noch einmal darauf zurückzukommen, Ludwig XV. war frei von dem Stolze auf hohe Geburt, woran die meisten Fürsten kranken. Es fehlt demnach in seinem Charakterbilde nicht ganz das Licht, das die bloße politische Beurteilung bisher ihm vorenthielt.

Wie schon berichtet ward, erfreute sich Ludwig XV. bei seiner Dienerschaft und allen, die häufiger zu ihm in Beziehung traten, großer Beliebtheit.

Bei der Schilderung der französischen Königsfamilie erforderte das Charakterbild Ludwigs XV. die größte Genauigkeit, weil die Historiker sich in

Bezug auf das rein Menschliche ihm gegenüber einer Unterlassungssünde schuldig machten. Die Historiker erübrigen, bei gewissenhafter Erforschung aller Angelegenheiten, die das Staatsleben bedingen, oft nicht die Zeit, um die Personen, von denen die geschichtlichen Ereignisse mehr oder minder beeinflußt werden, in ihren Privatverkehr und in ihr Familienleben hinein zu begleiten und sie in ihrem dortigen Gebaren zu beobachten. Daß Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts sich die Mühe nicht verdrießen ließ, bei den Personen, die auf das politische Gepräge ihres Zeitalters großen Einfluß hatten, auch deren Verhalten in der Familie zu erforschen, ermöglichte es ihm, daß mancher unrichtigen Beurteilung ein Ende gemacht und der vollsten historischen Wahrheit zu ihrem Rechte verholfen ward. Ihm verdanken wir es, daß Friedrich Wilhelm I. von Preußen nicht mehr den grausamen Königen zugezählt wird, sondern daß man ihn als einen Herrscher würdigt, der bei großer Rauhheit und teilweiser Roheit stets gewissenhaft sich die Pflichten vor Augen hielt, die ihm seine verantwortungsreiche Würde auferlegte, der seiner Gemahlin der treueste Ehegatte war und seine Kinder zärtlich liebte, wenn er, bei der Heftigkeit seines Temperamentes, sie oft auch zu streng züchtigte, was seine Tochter, die Markgräfin von Baireuth, die Lieblingsschwester Friedrich des Großen und ihm ähnlich an Geist und beißenden Bemerkungen, ihrem Vater in pikanter Weise gedenkt.

Vergegenwärtigt man sich das Gute und Liebenswürdige, das in der obigen Charakterschilderung Ludwigs XV. zu Tage tritt, so findet man nichts gegen die günstigen Bemerkungen einzuwenden, die häufig in den Briefen Maria Theresias und ihrer Tochter in Betreff seiner geäußert werden.

Bei den übrigen Mitgliedern der französischen Königsfamilie bedarf es nur noch weniger Striche, die den Charakterbildern hinzuzufügen sind, welche Marie Antoinette in ihren Briefen von ihnen gibt, und in denen die junge Kaiserstochter, die durch ihre Verheiratung in Verhältnisse trat, denen sie zuerst ganz fremd gegenüberstand, ein so überraschend richtiges Urteil bewährte. Der Graf von Provence, der spätere Ludwig XVIII., hatte ganz den scharfen Verstand, den sie sofort bei ihm entdeckte; aber ihm fehlte stets das warme Herz, das sie gleich anfangs an ihm vermißte, weshalb ihr Verhältnis zu ihm niemals ein inniges ward. Der Graf von Artois, der spätere Karl X., war ein hübscher Prinz, der sich gewandt und vornehm darstellte, aber wenig Geist hatte und mit seiner Begabung wohl für die Jugendjahre ausreichte, indes seiner Aufgabe nicht genügte, als ernste politische Ereignisse viel Kopf und viel Herz verlangten.

Ihr richtiges Urteil und ihren psychologischen Spürsinn zeigt die junge Dauphine vor allem bei der Charakteristik ihrer Schwägerin Elisabeth. Sie ahnte und fühlte bald heraus, daß in dem Kinde, das sich oft herrisch und trotzig zeigte und den Damen,

die für die Erziehung der Prinzessin verantwortlich waren, häufig große Sorge machte, ein edler Kern stecke, der, sorgsam gepflegt, eine schöne Entfaltung verhieß. Deshalb bemühte sie sich, ihrer Schwägerin, die so früh ihre Mutter verloren hatte, die zärtlichste Freundin, die eine gütige Gottheit den des Trostes meist so bedürftigen Menschen bescherte, einigermaßen zu ersetzen. Unter der wohltätigen Einwirkung Marie Antoinettens entfalteten sich nach und nach die guten und schönen Eigenschaften, welche die spätere Madame Elisabeth, wie sie als Schwester des Königs hieß, in den Stürmen der französischen Revolution bewährte. Madame Elisabeth, die von katholischen Kirchenlehrern fast den Heiligen zugezählt wird, würde ohne die wohltätige Einwirkung Marie Antoinettens nicht zu einer so herrlichen Entfaltung gelangt sein. Den Töchtern des Königs, also den Tanten der jungen Prinzessin, wenn sie auch viel besser waren, als sie die ungünstige Beurteilung, unter der sie in weiten Kreisen zu leiden hatten, erscheinen läßt, fehlte doch das sympathische Wesen, um das wilde, trotzige Kind zu sich heranzuziehen, wie es der edel gearteten, überaus liebenswürdigen Tochter der großen Maria Theresia so glücklich gelang.

Marie Antoinette entbehrte demnach bei ihrem Eintritte in die französische Königsfamilie von seiten ihrer nächsten Verwandten nicht vollständig die Förderung des Geistes und die Erquickung des Herzens, worauf höher und edler angelegte Naturen nur dann verzichten, wenn es ihnen freisteht, die Einsamkeit

gegen die Gesellschaft zu vertauschen. Freilich von der großartigen Atmosphäre, die sie in Österreich von Kindesbeinen an umfangen hatte, spürte sie in Frankreich nichts, weshalb die herrlichen Keime, die von ihrer Mutter in sie übergegangen waren, nicht zu voller Entfaltung gediehen. Wäre sie länger in dem Bereiche der großen Maria Theresia und des edlen Joseph II. geblieben, und hätte sie in Frankreich ihrem Können und Wollen nicht stets Zügel angelegt, um ihren Gemahl, der so wenig ins Licht trat, nicht zu verdunkeln, so prangte sie neben ihrer Mutter und ihrem Bruder ebenfalls als eine strahlende, zur Nachfolge auffordernde Gestalt in der Weltgeschichte.

Die Brautreise Marie Antoinettens nach Frankreich.

Als Marie Antoinette den deutschen Boden verließ, um den französischen zu betreten, ward sie mit aller Pracht und Feierlichkeit empfangen, wie sie seit Ludwig XIV., der die imponierende Darstellung des Königtums seiner Vollendung entgegengeführt hatte, für einen solchen Akt feststand. In einem leicht und elegant gebauten Pavillon, der eigens für den Empfang der Dauphine errichtet worden, befand sich ein mittlerer, sehr großer Saal, der von zwei Vorzimmern eingefaßt war; das eine bestimmt für das österreichische Gefolge, das zweite für das die deutsche Begleitung ablösende französische Personal, das sofort den Dienst übernahm. Marie Antoinette betrat den großen Saal, umgeben von dem deutschen Gefolge, das ihre Mutter mit ungemeiner Sorgfalt für sie ausgewählt hatte, damit sie bis zu dem Augenblicke, wo Frankreich seine Ansprüche an sie geltend mache, von treuen, deutschen Gesichtern umgeben sei, die ihr seit ihrer Kindheit lieb und traut geworden. Die Österreicher wären mit der Tochter ihrer verehrten Kaiserin gern bis ans Ende der Welt gegangen.

Bevor Marie Antoinette sich ihrem französischen Hofstaate übergab, hatte sie, wie es uralter Brauch *) für alle Fürstentöchter vorschrieb, die einen Sohn Frankreichs heirateten, die Kleidung, die sie aus ihrer Heimat mitgebracht hatte, ablegen und die Gewandung annehmen müssen, die ihr neues Vaterland ihr darbrachte. Wenn die Erzherzogin den französischen Boden mit französischer Kleidung betrat, so ward hierdurch symbolisch angedeutet, daß sie in Zukunft auch nur ein französisches Herz und französische Gesinnung haben solle und haben werde. Temperamentvolle und stolze Völker begehren von ihren Herrschern und Herrscherinnen, daß sie für die ihnen erwiesenen Ehren sich in den nationalen Genius ganz und gar eintauchen.

Als die Dauphine die französische Abteilung des Pavillons betrat, fand sie die Herren und Damen ihres Ehrendienstes vor sich, nach ihrem Range geordnet, in tiefster Verbeugung ihre Anrede erwartend. In der vordersten Reihe stand ihre Oberhofmeisterin, die Gräfin von Noailles,**) der sich die Herzogin

*) Lorsqu'on eut entièrement deshabillé Mme. la dauphine, pour qu'elle ne conservât rien d'une cour étrangère, pas même sa chemise et ses bas (étiquette toujours observée dans cette circonstance); les portes s'ouvrirent. (Mémoires sur la vie privée de Marie-Antoinette, reine de France et de Navarre; par Mme. Campan. Tome premier, page 50.)

**) Es ist zu beklagen, daß der Gräfin von Noailles alle die Eigenschaften fehlten, welche die Gräfin von Voß zu einer so unvergleichlichen Oberhofmeisterin machten und sie später in

von Coſſé, ihre dame d'atour, anſchloß. Vier Palaſtdamen ſtanden in zweiter Reihe. Unter den Herren ihres Ehrendienſtes befanden ſich der Graf von Saulx-Tavannes, ihr chevalier d'honneur; der Graf von Teſſé, ihr erſter Stallmeiſter; der Biſchof von Chartres, ihr erſter Almoſenier. Hinter dieſen, in erſter Reihe befindlichen, Herren und Damen ſtanden Offiziere der Gardes du Corps, und wieder etwas zurück ihre Sekretäre, Kammerdiener und Kammerfrauen, die alle, weil ſie in den Zimmern der Dauphine ihre Befugniſſe ausübten, keinen niedern Rang einnahmen.

Es waren wenig wohlwollende Blicke, die Marie Antoinette von ſeiten ihres franzöſiſchen Gefolges empfingen. Bei Adel wie Volk war man gewöhnt, Öſterreich als eine feindliche Macht zu betrachten. Demnach war eine Tochter aus dem Hauſe Habsburg als Gemahlin des Dauphins und vermutliche künftige Königin keine willkommene Erſcheinung. Alſo ſämtliche Blicke des franzöſiſchen Gefolges fielen wie blitzende Dolche auf die liebliche deutſche Fürſtentochter. Dieſe Dolche, die jetzt noch geſtaltlos dahinzuckten, ſollten ſpäter zuſammenſchießen zu dem Fallbeile der Guillotine.*)

den Jahren nach der Schlacht von Jena zur Tröſterin und Freundin der Königin Louiſe erhoben.

*) Danton rief in dem Club der Cordeliers mit ſeiner donnernden Stimme: »La maison d'Autriche a toujours fait le malheur de la France. Demandez une loi qui force le roi à répudier sa femme et la renvoyer à Vienne.« (Histoire des Girondins par M. A. de Lamartine. Tome troisième, page 46.)

Doch jede Voreingenommenheit, alles, was man an Mißtrauen im Herzen trug gegen die Habsburgerin, schwand mehr und mehr, als der unwiderstehliche Reiz der holdseligen Erzherzogin zu wirken begann. Da fesselte die Lieblichkeit des Kindes, die sich noch nicht voll zur jungfräulichen Blüte erschlossen hatte. Hierzu kam, was auf Franzosen, die für die Darstellung der Persönlichkeit ein so prüfendes Auge haben, den meisten Eindruck machte, das Hoheitsvolle in der noch so jugendlichen Erscheinung. Ja, sie mußten es sich eingestehen, mochte ihr bisheriges Übelwollen auch noch so sehr sich dagegen sträuben, die liebliche Jungfrau, die ihnen entgegenschritt, war eine Tochter der Cäsaren. Was Marie Antoinette zu ihnen sprach, zeugte von ihrem guten Herzen und ihrer kindlichen Bescheidenheit. Als sie der Gräfin von Noailles ganz nahe gekommen war, umarmte sie dieselbe mit der Innigkeit einer Tochter. Sie bat die Oberhofmeisterin unter Tränen, ihr eine Führerin zu sein auf ihrem neuen Pfade und sie in den ihr unbekannten Verhältnissen mit ihrem Rate zu unterstützen. Hatten die Männer und die Frauen des französischen Gefolges bis dahin nur ihre liebliche Erscheinung und die sie umfließende Anmut wie die sie erhebende Hoheit bewundert, so wurden sie jetzt gerührt durch das Vertrauen, das die Dauphine kundgab, und durch ihr Eingeständnis, wie sehr sie des Rates und der Leitung bedürfe.

Gleich hier an der Schwelle ihres neuen Vaterlandes versagte sich ihr Frankreich. Es gab ihr nicht

das, warum sie in rührender Bescheidenheit bat: Belehrung über ihre neuen Pflichten. Hätte die Gräfin von Noailles, eine sonst in vieler Hinsicht sehr schätzbare Dame, zu ihrer genauen Kenntnis alles dessen, was die Etikette vorschrieb, die Fähigkeit gesellt, der jungen Dauphine, die ihr gleich in der ersten Unterredung erklärte, sie wolle ihren Ratschlägen ein williges Ohr leihen, den tieferen Sinn anscheinend unsinniger Anforderungen zu entschleiern und ihr einen verhaßten Zwang als notwendige Schutzwehr zu deuten, sie hätte in der holden, leicht begreifenden Kaiserstochter eine willige Schülerin gefunden. Die Gräfin von Noailles*), der die Etikette ebenso feststand, wie dem Bischofe sein Dogma, würde selbst wenn sie es vermocht hätte, über Vorschriften der Hofordnung, an denen deuteln zu wollen, sie niemand gestattete, eine begründende Erklärung nicht abgegeben haben. So trat Marie Antoinette zu manchem, was ihr bei der Etikette als unnützes Schnörkelwerk erschien, in offenbaren Gegensatz, wodurch sie sich ungemein schadete.

Wie Frankreich der deutschen Kaiserstochter in der Gräfin von Noailles keine Dame entgegenbrachte, die lästige, aber notwendige Gebräuche annehmbar

*) Madame la comtesse de Noailles était remplie de vertus; la piété, la charité, des moeurs irréprochables faisaient d'elle une personne vénérable; mais tout ce qu'un esprit exactement borné peut ajouter d'importun même aux plus nobles qualités, la dame d'honneur en était abondamment pourvue. (Mémoires sur la vie privée de Marie-Antoinette, reine de France et de Navarre; par Mme. Campan. Tome premier, page 51.)

zu machen wußte, so versagte es ihr noch viel Wichtigeres: eine Persönlichkeit, zu der sie mit Liebe und Verehrung emporzublicken vermochte. Da sie fortan die Familie Bourbon als die ihrige anzusehen hatte, so war das Haupt derselben, König Ludwig XV., der Großvater ihres Gemahls, der nächste Gegenstand für ihre Verehrung. Und wahrlich, was das Majestätische seiner Erscheinung und die Güte anbetrifft, mit der er die Dauphine empfing, so hatte sie sich nicht zu beklagen. Leider aber war es notwendig gewesen, daß Maria Theresia ihrer Tochter von dem sehr tadelnswerten Privatleben Ludwigs XV. einige Mitteilungen machte, die von vornhinein die Möglichkeit ausschlossen, daß sie zu dem Großvater ihres Gemahls mit Verehrung emporblickte. Maria Theresia befand sich in der peinlichen Lage, ihre noch nicht sechzehnjährige Tochter von dem Verhältnisse des Königs zu der Gräfin Dubarry unterrichten zu müssen. Sicher geschah es mit aller Schonung für die mädchenhafte Scham ihrer Zuhörerin, die bis dahin die reinste Atmosphäre umgeben hatte. Es gehörte die ganze Klugheit und Hoheit der kaiserlichen Matrone dazu, um einem so überaus bedenklichen Thema für das Ohr ihrer kaum zur Jungfrau erblühten Tochter das Verletzende zu nehmen und den König nicht ganz seines Nimbus zu berauben.

Zum dritten — und dies war für das Herz Marie Antoinettens das empfindlichste — versagte ihr der Gemahl. Der Dauphin bot in Haltung, Gebärde und Bewegung kein Bild dar, was seiner jungen Ge-

mahlin, deren Auge so oft auf schöne, ritterliche Erscheinungen gefallen war, irgendwie Befriedigung zu gewähren vermochte. Er nahm beim ersten Anblicke nicht für, sondern gegen sich ein.*) Hierzu kam, daß ihm die Gabe des Wortes, die leichtfließende Rede, die bei den Franzosen und den Französinnen die Regel, während sie bei schwerfälligeren Völkern die Ausnahme bildet, gänzlich fehlte, daß er — bei seiner großen Bescheidenheit war er sich seiner Mängel sehr wohl bewußt — eine scheue Zurückhaltung zeigte, was eine beabsichtigte liebevolle Annäherung ungemein erschwerte. Diejenigen, die ihn nicht genauer kannten — und dies war doch die große Mehrzahl — konnten, was nur Unbehilflichkeit und Verlegenheit war, für „morgue" halten. Die wenigen, die, bevor sie über den Charakter eines Menschen ein Urteil fällen, denselben zu ergründen suchen, lasen in den Mienen des Dauphins seine unbeschreibliche Seelengüte.

War demnach der Dauphin in keiner Weise eine gewinnende Erscheinung, und ward man ihm erst gerecht, wenn man bei längerem und genauerem Umgange bis auf den Goldgrund seines Gemütes vorgedrungen war, so zeigte er sich bei der Annäherung an seine Gemahlin zwiefach befangen. Er hatte, wie

*) Il a l'extérieur contre lui, wie Kaiser Joseph II. sich über seinen Schwager etwas eigentümlich, aber bezeichnend ausdrückte. (»Maria Theresia und Joseph II.« Ihre Korrespondenz samt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold, herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. Zweiter Band, Seite 133.)

Marie Antoinette noch nicht zur Jungfrau erblüht war, kaum das Jünglingsalter erreicht und wäre einer Verehelichung gern noch ferngeblieben. Wie er bei seiner gewissenhaften Natur und bei dem steten Bewußtsein, daß er ganz und gar für Frankreich da sei, sich jeder Pflicht unterzog, durch die er seinem Vaterlande nützlich sein konnte, so hatte er seinem stillen, beschaulichen Leben entsagt und sich zur Ehe bequemt, als der König und seine Erzieher ihm dies für gut und notwendig erklärten. Da die Liebe für das andere Geschlecht noch nicht bei ihm erwacht war, und er bei fleißigem Studium, namentlich in der Geschichte und in der Geographie, wozu sich Neigung und Geschick zu mechanischen Arbeiten gesellte, seine Zeit sehr gut auszufüllen wußte, so wäre, hätte er seinem Willen folgen dürfen, der von ihm bewohnte Teil des Versailler Schlosses noch für längere Zeit nicht durch den Eintritt einer weiblichen Gefährtin, die unausbleiblich mannigfache Unruhe mit sich brachte und ihm Beschränkung auferlegte, eingeengt und weniger behaglich geworden. Überdies empfand er schwere Bedenken gegen die ihm aus Österreich kommende Gemahlin. Da ihm bei seinem frommen Sinne das Andenken seines Vaters heilig war, so fühlte er Gewissensskrupel, eine Ehe einzugehen, die nicht den Beifall des teuren Verstorbenen gefunden hätte. Aus den Aufzeichnungen seines Vaters, die dieser für ihn niedergeschrieben hatte, und aus den Mitteilungen seiner Erzieher, die durch häufige Unterhaltungen mit dem früh verblichenen Dauphin über dessen Willens-

meinung unterrichtet wurden, wußte er, daß der teure Verstorbene Österreich für einen feindlichen Staat ansah, der dem zu erstrebenden Supremate Frankreichs in Europa das größte Hindernis bereiten würde, während die übrigen Mächte weniger zu fürchten seien.

Marie Antoinette stand demnach ganz verlassen da in ihren neuen Verhältnissen. Sie empfing die schönsten Kleider; zu ihrem Ehrendienste waren Personen aus dem vornehmsten französischen Adel gewählt; sie wohnte in prachtvollen Schlössern; die zu ihrer Vermählung veranstalteten Festlichkeiten erinnerten an Märchen aus Tausend und einer Nacht; aber Herz, Gemüt, Seele, das was der menschlichen Natur den Adel gibt, und was bei dem kaiserlichen Kinde oder bei der kaiserlichen Jungfrau im schönsten Keime vorhanden war, blieben vollkommen unbefriedigt.

Wenn Marie Antoinette in den Briefen an ihre Mutter über ihre Verlassenheit inmitten so vielen Glanzes und so märchenhafter Festlichkeiten keine Klage erhebt, so ist es die zärtliche Tochter, die zu schweigen versteht, um das treueste Herz nicht zu beunruhigen. Mit wie bangen Gefühlen sie das fremde Land betrat, erhellt aus den Briefen an ihre Schwester Marie Christine.

An einer Halteſtelle im Walde von Compiègne, wo ein samtartiger Rasenteppich von uralten Bäumen, die im ersten lichten Grün prangten, rings umschlossen war, erwartete der König, der Dauphin und ein großer, glänzender Hofstaat die Kaisers-

tochter aus Österreich. Während das Gefolge des Königs die Federhüte lüftete, aber an seinem Platze gebannt blieb, schritt Ludwig XV. der Dauphine schnell entgegen, um den durch die Etikette vorgeschriebenen Kniefall zu verhindern. Ludwig XV. fing sie mit väterlicher Gebärde in seinen Armen auf, bevor sich ihr Niederknieen vollendete. Es war ein schönes Bild, das sich den Augen darbot: Ludwig XV., so würdevoll und königlich in seiner äußern Erscheinung, daß er selbst dem Widerwilligsten imponierte, und neben ihm die liebliche Kaiserstochter, die von ihrem lothringischen Vater die Grazie, von ihrer Mutter Maria Theresia die Hoheit geerbt hatte.

Der hinter dem König stehende Dauphin besaß nichts von der vornehmen Erscheinung seines Großvaters. War er schon für gewöhnlich verlegen und unsicher in seiner Haltung, so trat seine ihm angeborene Befangenheit heute besonders zu Tage, wo er seiner Lebensgefährtin, die ihre Angst niederzukämpfen sich bemühte, als ein Hort und Schutz sich hätte darstellen müssen. Er erweckte dem gewiegten Physiognomiker sofort den Eindruck, daß er sich für jetzt noch nicht zum Gatten und Hausvater eigne. Diesem Eindrucke, falls der Beurteiler durch die Seelengüte, die unverkennbar im Antlitze zu Tage trat, sich gewinnen ließ, mischte sich die Besorgnis bei, daß ein solcher Jüngling sich kaum im Laufe der Jahre zu einer Festigkeit und Männlichkeit ausreifen werde, wie sie für das schwere Amt, das ihm zufiel, erforderlich waren. Marie Antoinette fühlte sich beklemmt, als sie des Dauphins an-

sichtig ward. Sie kannte ihn ja aus dem Bilde, das er ihr als Bräutigam nach Wien gesandt hatte, und da dies, wie es bei solchen Gelegenheiten stets der Fall ist, nicht wenig geschmeichelt war, so hatte sie sich jedenfalls mehr versprochen, als ihr jetzt die Wirklichkeit darbot. Dazu kam, daß ihr scharfes Auge das, was eine Frau sogleich für den Mann einnimmt: das sichere Beruhen auf sich selber, das Beherrschen der Welt und ihrer feindlichen Richtungen, bei dem Dauphin durchaus nicht bemerkte.

Der Dauphin, da es ihn selbst keineswegs mächtig zur Verheiratung getrieben hatte, und da er in seiner beschaulichen, aber keineswegs untätigen Lebensweise gern noch weiter verharrt wäre, setzte bei der ihm bestimmten, noch so jugendlichen Lebensgefährtin gleiche Ansichten voraus, weshalb es ihm bei seinem guten Herzen Kummer machte, daß man ihr vielleicht Zwang auferlegte. Um sich über diesen Punkt Aufklärung und Beruhigung zu verschaffen, schrieb er an sie mit der Geradheit und Offenheit, die seinem unverkünstelten Wesen zum Schmucke gereichten. Auf diese Anfrage antwortete ihm seine Braut am 27. März 1770. Da sie damals erst fünfzehn Jahre und fünf Monate alt war, so ist anzunehmen, selbst wenn sie nicht eine so kluge und vorsichtige Mutter gehabt hätte, daß man die Fassung ihres Briefes beeinflußte. Nichtsdestoweniger kennzeichnet der Inhalt treu die Denkungsart der Kaiserstochter, die zu stolz war, um je durch eine Lüge ihre Lippen zu beflecken. Da sie für den Jüngling, den sie nie gesehen hatte,

unmöglich Liebe fühlen konnte, so sprach sie mit keiner Silbe von diesem Hochgefühle. Ehrlich und offenherzig, wie sie der Dauphin gefragt hatte, war ihre Antwort. Er blickte auf den Grund eines Herzens, in dem bis jetzt die Liebe zu der Mutter und den Geschwistern den ersten Platz behauptete.

In dem Briefe des Dauphins fand sich die Äußerung, daß er wünsche, seine künftige Gemahlin möge, durch ihren eigenen Willen geführt, zu ihm kommen und nicht bloß auf den Befehl ihrer Mutter.

Hierauf antwortete Marie Antoinette:

„Sie fragten mich, ob die Wahl meiner Mutter, der Kaiserin und Königin, meine Zustimmung begleite; Sie sagten, daß es Ihr Wunsch sei, mich von mir selber zu haben. Ich darf Ihnen antworten, weil meine Mutter mir dazu ihre Genehmigung erteilte, daß meine innere Genugtuung gleich ist dem Gehorsame, mit dem ich ihre Befehle empfing. Sie werden in mir eine treue und ergebene Gattin finden, die keinen anderen Gedanken hat, als das stete Bestreben, Ihnen zu gefallen und Ihre Anhänglichkeit zu verdienen.“ *)

---

*) Vous voutez bien demander que mon consentement à votre choix accompagne celui de l'impératrice reine et vous avez besoin, dites vous, de me tenir aussi de moy-même, je peux vous répondre, puisqu'elle m'y autorise, que j'ai reçu avec autant de plaisir que de respect les ordres de ma mère, vous trouverez en moy une épouse fidelle et dévouée n'ayant d'autres pensées que de mettre en pratique les moyens de vous plaire et de mériter votre attachement. (Correspondance

Der gutmütige Dauphin hatte demnach die Beruhigung, daß die junge Erzherzogin sich keinem Zwange fügte, sondern dem Gebote ihrer Mutter gern gehorchte. Wir haben keinen Bericht darüber, was er empfand, als er die liebreizende Kaiserstochter, ein Frühlingskind, umglänzt von den hellsten Sonnenstrahlen eines schönen Maitages, zum ersten Male erblickte. Der Dauphin war ja von Natur schweigsam und selbst wenn er die, den meisten Franzosen angeborene Lust zur Mitteilung gehabt hätte, so würde doch die Keuschheit seines Wesens ihm nicht gestattet haben, das einem andern zu enthüllen, was seine Brust durchzog, als er seiner Lebensgefährtin ansichtig ward. Da man aus seinem Charakter auf sein Inneres bei diesem wichtigen Abschnitte seines Lebens schließen darf, so empfand er keine Unruhe, aber auch kein Hochgefühl. Er wußte, daß das reizende Frühlingskind, das leicht wie eine Elfe dahinschwebte und dem die goldenen Sonnenstrahlen eine glänzende Zukunft zu verheißen schienen, an dem Hofe von Versailles, was königliche Pracht und Zerstreuung anbetraf, mehr finden werde, als sie in Wien verlassen hatte; er war fest entschlossen, gut und liebevoll gegen sie zu sein, zu weiterem hielt er sich nicht für verpflichtet.

Von Marie Antoinetten besitzen wir ebenfalls

---

inédite de Marie-Antoinette, publiée sur les documens originaux par le comte Paul Vogt d'Hunolstein. Troisième Edition revue avec soin et augmentée de dix-neuf lettres. Paris, E. Dentu, Libraire-Éditeur. 1864.)

keine Äußerung über ihre Empfindung beim Anblicke des Dauphins. War sie auch weit mitteilender, als der Dauphin, so widerstrebte es doch der Zartheit und Hoheit ihres Wesens, über ihren Gemahl, über ihre Mutter und über ihre nächsten Verwandten sich gegen fremde Personen anders zu äußern, als mit höchstem Lobe. Wenn sich dies in dem besonderen Falle mit der Wahrheit nicht vereinigen ließ, so enthielt sie sich jeder Aussprache. Da nun die etwas schwerfällige und linkische Erscheinung des Dauphins keineswegs dazu angetan war, auf eine junge, liebreizende Prinzessin, die von dem Äußern ihres künftigen Ehegemahls schon etwas verlangen durfte, einen günstigen Eindruck hervorzubringen, so gelangte das, was sie empfand, nicht zum Ausdrucke. Sie bemerkt nur in dem Briefe an ihre Schwester, daß der Dauphin seinem Bilde sehr ähnlich *) sei.

Wenn nun der Anblick des Dauphins Marie Antoinette einigermaßen niederdrücken mochte, so erhob sie sich wieder an der königlichen Erscheinung Ludwigs XV., an seiner Huld und Liebenswürdigkeit. Er, der sich über Frauenschönheit schon ein Urteil erlauben durfte, sagte zu ihr, daß sie weit hübscher sei, als ihr Bild. Marie Antoinette, obgleich sie im großen und ganzen nicht eitel war, hatte doch zu viel von der Natur einer Evastochter, als daß diese Worte ihr nicht wohlgetan hätten. Sie führt die sie betreffende Äußerung des Königs in einem Briefe an, den sie an ihre Schwester Marie Christine schrieb und

*) Mr. le dauphin ressemble beaucoup à son portrait.

in dem sie sich frei ergeht. Wie, trotz einer gewissen Bänglichkeit, die sie inmitten ganz neuer Umgebungen und ganz fremder Menschen zuweilen beschlich, ihr neckisches und schelmisches Wesen wieder sich geltend machte, beweist das, was sie der Bemerkung des Königs hinzufügt. Von dem, im großen und ganzen richtigen Satze ausgehend, daß Frauen andere ihres Geschlechts nicht gern gelobt hören, behauptet sie, daß die schmeichelhafte Äußerung des Königs auf ihre Schwester nicht angenehm wirken werde. *)

Nach dem feierlichen Empfange an der romantischen Stelle im Walde, begab sich der ganze Zug in das Schloß von Compiègne. Hier hielt Marie Antoinette ihre erste Nachtruhe, nachdem sie mit ihrem Gemahle und dessen Familie vereint lebte. Da die Umgegend von Paris reich war an Prachtbauten, die dem König gehörten, so schlief Marie Antoinette die zweite Nacht im Schlosse von La Muette. Hier beschenkte sie der König mit einem wundervollen Brillantschmucke. Zunächst geschah es, weil es Brauch war, daß der König von Frankreich einer in seine Familie eintretenden Prinzessin durch kostbare Brillanten, die er ihr überreichte, seine Huld zu erkennen, ihr aber gleichzeitig zu bedenken gab, wie sie fortan einem Geschlechte angehöre, das den mächtigsten und reichsten Staat Europas beherrsche. Vielleicht verband der König damit auch eine Nebenabsicht. Er wollte im voraus ein großes Unrecht, dessen er sich

*) Et pour vous faire endêver je vous dirai que le roy a dit que je suis mieux que le mien (portrait).

gegen die Kaiserstochter schuldig zu machen gedachte, wenn auch nicht sühnen, was ja nicht möglich war, doch gleichsam stillschweigend dafür Verzeihung erbitten. Bei der Dreistigkeit der Gräfin Dubarry und bei der Schwäche, mit welcher der König dieser Maitresse nachzugeben gewohnt war, sah er ein, daß es ihm nicht gelingen werde, sie von einem für ihn sehr peinlichen Begehren abzubringen. Die Gräfin Dubarry wollte nämlich, wenn der König mit seiner Familie im engeren Kreise verkehrte, zugelassen, mithin einer Ehre teilhaftig werden, nach der Damen vom höchsten Range und tadellosem Rufe sich wohl sehnten, aber nicht wagten, ein Verlangen darnach auszusprechen.

Marie Antoinette traf am 16. Mai 1770 in Versailles ein, wo sich ihr Glanz, Pracht und Geschmack in einem Umfange und in einer Feinheit darboten, die ihre Erwartungen, wenn sie auch groß gewesen, noch übertrafen. Bald nach ihrer Ankunft besuchte sie der König, der ungemein herzlich war, nicht bloß aus dem Gefühle, daß sie ihm eine nahe Verwandte geworden, sondern weil der Eindruck, den sie bei ihrer ersten Begegnung auf ihn gemacht hatte, ein sehr günstiger war und, je häufiger er sie sah und sprach, sich immer steigerte. Er erwartete wegen ihres muntern Wesens viel von ihr für die Belebung des Familienzirkels. Die Dauphine fühlte sich durch die Güte des Königs sehr beglückt und liebte ihn sofort mit kindlichem, dankbarem Herzen. Sie erwähnt das gütige Verhalten des Königs gegen sie in ihren

Briefen an ihre Mutter wiederholt mit warmen Worten der Anerkennung.*).

Der Dauphin überließ dem König die prächtigen Geschenke und die liebenswürdigen Aufmerksamkeiten. Beide standen ihm nicht zur Verfügung. In dem „Livre d'Heures", das er seiner Gemahlin überreichte, deutete er an, daß er sich wohl bewußt sei, wie ihm die Verpflichtung obliege, für ihren innern Aufbau Sorge zu tragen und ihr beizustehen, daß sie sich stets einer gewissenhaften Selbstprüfung unterziehe. Das Gebetbuch war dem Dauphin von einem Maler in Lyon zu seiner Hochzeit geschenkt worden. Künstlerische Zeichnungen verliehen dem Gebetbuche einen besonderen Wert. Dem frommen Inhalte entsprechend, war es nicht prunkvoll, wohl aber geschmackvoll eingebunden. Marie Antoinette wußte die Sinnigkeit dieses Geschenkes zu würdigen. Mochte der Dauphin, wie er sich körperlich und geistig darstellte, ihr anfangs wenig gefallen, so fand sie doch in seinem frommen und schönen Gemüte eine Entschädigung für das, was seine äußere Erscheinung und sein gesellschaftliches Benehmen ihr nicht gewährten.

Marie Antoinette, umgeben von Glanz, Pracht und Geschmack, ein Liebling des Königs und, fast noch im Kindesalter, die erste Dame Frankreichs, ward von oberflächlich Urteilenden wegen der vielen Vorzüge, deren sie sich erfreute, glücklich gepriesen.

*) Le roy qui est venu tout de suite me voir m'a entretenue bien longtemps avec une tendresse extrême, il est très-bon et c'est impossible de ne pas l'aimer.

In Wirklichkeit war sie es nicht. Ihr liebebedürftiges Herz konnte Niemandem in ihrer neuen Familie voll und begeistert entgegenwallen. Blieb demnach ihr Gemüt verwaist, so ward auch ihr Geist, der dem Höchsten zustrebte, von keinem ihrer französischen Verwandten zum Gipfel der Erkenntnis hingeleitet.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten.

Auch die Hochzeitsfeierlichkeiten, deren Glanz und Pracht sie in der Bewegtheit ihres Herzens kaum beachtete, brachten für Marie Antoinette mehr Betrübendes als Erfreuendes. Nach alter Gewohnheit des französischen Hofes wurde bei Festlichkeiten des königlichen Hauses das Volk bis in die untersten Schichten zugelassen. So befanden sich während der Trauungszeremonie ungezählte Scharen in der Umgebung des Versailler Schlosses, ja in den inneren Gängen des weiten, prächtigen Gebäudes. Doch wurden diese Scharen bald vertrieben. Ein Gewitter brach los, wie ein heftigeres erlebt zu haben, sich niemand erinnerte. Das gewaltige Naturereignis schreckte nicht bloß die draußen Stehenden, sondern auch die in den Prunkgemächern Versammelten. In solchen, die ein Ahnungsvermögen besaßen, erweckte dies furchtbare Ereignis, das während der Trauung des künftigen Königspaares eingetreten war, bange Befürchtungen für das Schicksal der Neuvermählten. Marie Antoinette hatte Mühe, ihre Fassung zu behaupten. Da weder der König, noch ihr Gemahl, ihr solchen Schutz gewährten, wie der Gedanke an ihre erhabene Mutter, so flüchtete sie in ihrem vollen Hochzeitsschmucke für einige Augenblicke in die Stille

ihrer Gemächer, um gegen ihre beste Freundin ihr Herz auszuschütten.

Marie Antoinette hatte von ihrer Mutter das Große und Tapfere geerbt. Sie erging sich demnach ihr gegenüber nicht in Klagen über dies furchtbare Naturereignis. Es genügte ihr, einige Augenblicke ungestört mit der Herrlichen im Geiste verlebt zu haben; dann kehrte sie zurück in die Hochzeitsversammlung, um den Pflichten der Repräsentation obzuliegen. Einige Minuten waren ihrem Herzen gegönnt, viele Stunden mußte sie Gebräuchen opfern, die ihr Verstand oft nicht begriff, und die nicht imstande waren, ihr die geringste Befriedigung zu gewähren. Die wenigen Zeilen, die sie an ihrem Hochzeitstage schreiben konnte — sie ließ von dem Beben ihres Herzens nichts in dieselben hinübergleiten — haben folgenden Wortlaut:

„Versailles, den 16. Mai 1770.

Meine sehr teure Frau Mutter!

In der großen Toilette der Neuvermählten habe ich mich der Versammlung entzogen, um dem Versprechen zu genügen, das ich meiner teuren Frau Mutter gegeben, ihr sogleich zu schreiben, wenn die Hochzeitsmesse gefeiert worden. Ich bin Dauphine von Frankreich. Als ich auf den Knieen lag, in Gegenwart dessen, der über alles verfügt, habe ich an die guten Lehren und an die herrlichen Beispiele gedacht, die ich Ihnen verdanke. In tiefer Ehrfurcht umarme ich Sie und bitte, daß Ihre Güte und Treue auch künftighin über mich wache.“

Hatte das furchtbare Ungewitter, das bei der Hochzeit Marie Antoinettens über Versailles hereinbrach, bei der jungen Fürstin keine Freude aufkommen lassen, so ward sie durch Nachrichten aus Paris über große Unglücksfälle, die bei Gelegenheit der ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten sich zugetragen hatten, in die tiefste Betrübnis versetzt. Diese Festlichkeiten hätten dem Pariser Volke eine ungemischte Freude bereitet, wären leider nicht von den Polizeibehörden, die im allgemeinen ihren mannigfachen Aufgaben ganz löblich genügten, gerade bei einer so wichtigen Angelegenheit die nötigen Vorsichtsmaßregeln in unverantwortlicher Weise vernachlässigt worden.*)

Die Zeitungen meldeten die Unglücksfälle, die

*) Baron von Grimm, der sich durch seine Gastmähler, durch seine Ungläubigkeit, und dadurch einen Namen gemacht hat, daß er nach Meinung der Franzosen für einen Deutschen ungewöhnlich viel esprit besaß — die Franzosen nehmen das Emporsenden geistiger Raketen für sich allein in Anspruch, es den übrigen Völkern bestreitend — Baron von Grimm schildert die Versäumnisse der Pariser Polizei und ihre schrecklichen Folgen. Er gelangt durch das Hochtragische des Ereignisses zu einem bei ihm nicht häufigen Ernste und Mitleide. Sich vor dem Entsetzlichen nicht weichlich zurückziehend, schildert er die schrecklichen Einzelnheiten, die infolge der Katastrophe entstanden, anschaulich und ausführlich:

Toute la nuit fut employée à débarasser le champ de mort des cadavres dont il était jonché, à les faire porter dans un cimetière proche de la place, et à les faire connaitre, dans ce lieu de désolation, par leurs parents et leurs amis. (Correspondance de Grimm.)

sich bei Gelegenheit der Hochzeitsfeierlichkeiten zugetragen hatten, so daß ganz Europa davon erfuhr. Da Marie Antoinette demnach ihrer Mutter nicht verhehlen konnte, in wie tiefe Trauer sie und der Dauphin versetzt worden, so gönnte sie sich den Trost, in den treuesten Busen ihre Bekümmernis auszuschütten. Sie schrieb an Maria Theresia aus Versailles, den 2. Juni 1770:

„Meine sehr teure Frau Mutter!

Der Tag meiner Hochzeit hatte gut begonnen. Ich hatte nicht vergessen, wie unsre teure Mutter so oft zu ihren Kindern sagte, daß die Freude des Volkes die wahre Feier für die Fürsten sei. Es gereichte mir demnach zur Genugtuung, daß alle Veranstaltungen getroffen waren, damit das Volk an meinem Ehrentage sich erfreue und belustige. Da brach, gerade als die heilige Handlung begann, ein furchtbares Ungewitter los. Es war so heftig, daß es die zahlreich versammelte Menge aus den Gärten verjagte. Die Feuerwerke, die man am Abende anzünden wollte, wurden von dem in Strömen hernieder rauschenden Regen ausgelöscht, so daß jede Freude unmöglich ward. In Paris waren wir" — sie meint vorzüglich sich und den Dauphin, da beide bei ihren guten Herzen in der königlichen Familie die Pariser Katastrophe am schmerzlichsten empfanden — „noch viel unglücklicher. Die Volksmassen, die auf Veranlassung des Feuerwerkes und sonstiger Festlichkeiten, die am 30. Mai zur Feier unserer Vermählung veranstaltet wurden, zusammenströmten,

waren so große, daß ein Gedränge und Gewirre entstand, wobei Hunderte erdrückt wurden. Schlag auf Schlag gelangten diese schrecklichen Nachrichten zu uns. Ich fürchte, daß man uns noch nicht alles mitteilte. Wir haben vieles zu tun, um dieses schreckliche Unglück einigermaßen vergessen zu machen. Wie sehr bedarf ich der Ratschläge meiner teuren Mutter, um mich bei dieser schwierigen Aufgabe würdig zu benehmen! Der Dauphin ist fast in Verzweiflung, gleich mir. Er ist hinter seiner Pflicht nicht zurückgeblieben. Ich schließe während der Nacht kein Auge und muß immer der Opfer gedenken, wovon wir doch die Veranlassung waren. Der König und die ganze königliche Familie wetteifern, mich meinem Trübsinn zu entreißen; aber ich bin untröstlich. Ich zittere auch vor dem Tage, wo der Dauphin und ich unsern feierlichen Einzug in Paris halten. Ich bitte meine teure Mutter um Verzeihung wegen der Trauer, die meinen ganzen Brief durchzittert; aber die Unglücksfälle in Paris sind mein einziger Gedanke. Wie sehr habe ich es nötig, mich an das Herz meiner teuren Mutter zu lehnen!"

Madame Campan berichtet ein schönes Wort, das Marie Antoinette sprach, als eine Hofdame, vielleicht von der Wahrheit ihrer Behauptung überzeugt, vielleicht in der Absicht, die Trauer der Dauphine ein wenig zu mindern, die Versicherung gab, das Bedauern der Pariser über die Katastrophe habe fast ganz aufgehört, seitdem man vernommen, daß Taschendiebe die Verwirrung angestiftet, um bei dem

Schrecken und dem Gedränge eine reiche Ernte zu halten. „Es seien demnach wohl meist anrüchige Personen gewesen, die sich auf dem Platze befanden.“ — „O nein,“ antwortete lebhaft die Dauphine, „es befanden sich darunter sicherlich auch ehrliche Leute.“

In dem Briefe, den Marie Antoinette an ihre Schwester Christine am 13. Juni 1770, also ungefähr vierzehn Tage nach der Pariser Katastrophe, schrieb, kommt ihr bekümmertes Herz noch zu vollerem Ausdrucke. Sie berichtet, daß der Dauphin und sie von den Geldern, die sie zu erwarten hätten, für die Unterstützung der verunglückten Familien vieles vorweg genommen, und daß der König ihnen zu Hilfe gekommen sei, als sie nichts mehr besessen.*)

Daß Marie Antoinette sich durch die Vertuschungen der Höflinge nicht einlullen, sondern von wahrheitsliebenden Personen nach dem genauen Sachverhalte forschen ließ, beweisen folgende Worte: „Wir erfahren jeden Tag ein neues Unglück; man hatte uns vieles verhehlt.“ **)

---

*) Nous n'avions plus rien à donner aux pauvres familles victimes, Mr. le dauphin et moy nous avions donné tout ce que nous devions avoir de longtemps; le roy est venu à notre secours.

**) Während der prunkvollen Feierlichkeiten bei der Krönung des Zaren Nikolaus II. im Mai 1896 ereigneten sich noch größere Unglücksfälle, als in Paris 1770. In Moskau ließ man es ebenso an der nötigen Vorsicht fehlen, wie in Paris. Da nun die andrängenden russischen Massen die französischen an Zahl bei weitem übertrafen, so bezifferten sich die Leichen der zu Tode Gedrückten und Getretenen an der Moskwa nach Tausenden,

Der große glänzende Ball, den Graf von Mercy, der österreichische Gesandte, zur Hochzeitsfeier der Dauphine gegeben hatte, blieb glücklicherweise ohne ein betrübendes Nachspiel, wie es sich vierzig Jahre später bei einem noch glänzenderen Balle ereignete, den auch ein österreichischer Gesandter, der Fürst von Schwarzenberg, veranstaltet hatte, als Kaiser Franz II. aus Liebe zu seinem Volke und um diesem endlich Ruhe zu sichern, das schwere Opfer gebracht,

---

während sie an der Seine sich auf einige Hunderte beschränkten. Doch reichte diese Zahl vollkommen aus, um in Frankreich allgemeine Bestürzung und Trauer hervorzurufen. In Moskau hemmte die entsetzliche Katastrophe nicht den weiteren Verlauf der prunkvollen Festlichkeiten.

Über die Anzahl der Getöteten auf dem Chodinskyfelde ist man genau unterrichtet, seitdem der internationale Ärztekongreß in Moskau tagte und mit der Gewissenhaftigkeit, die alle Männer, die auf wissenschaftlicher Höhe stehen, kennzeichnet, sich bestrebte, sämtliche Einzelnheiten jener unseligen Katastrophe zu erforschen. Leider erfuhren die internationalen Ärzte noch Schlimmeres, als worauf sie bereits gefaßt waren. Sie nahmen von Moskau die Überzeugung mit fort, daß die Zahl der Opfer auf dem Chodinskyfelde viertausend betrage.

Der Bericht, der an das Zarenpaar in St. Petersburg von den Moskauer Behörden erging, lautete viel günstiger. In diesem Berichte wurde die Zahl der Verunglückten nur auf 1429 angegeben. Doch mag man hierbei bedenken, daß die Moskauer Behörden allen Grund hatten, ihre Fahrlässigkeit, die das Unheil größtenteils verschuldete, so viel wie möglich zu verschleiern, und daß sie überdies bemüht waren, das Herz des Zarenpaares so wenig wie möglich zu betrüben. Sie wußten ja, daß ihr Zar und dessen ebenso gute, als schöne Gemahlin alle Freuden und Leiden des russischen Volkes in tiefster Seele mitempfinden.

der Werbung Napoleons um die Erzherzogin Marie Louise Gehör zu schenken. Für das gute Herz der Dauphine war bei dem Balle des Grafen von Mercy das wohltuendste, daß die österreichische Dienerschaft unter das Volk Brot und Wein verteilte. Auch beim spanischen Gesandten fand ein großer Ball statt, wie denn die Hochzeitsfeierlichkeiten kein Ende zu nehmen schienen.

Daß Marie Antoinette, wie wir schon wiederholt hervorhoben, und wie nicht oft genug betont werden kann, um der falschen Ansicht in Betreff ihres zu großen Hanges für Bälle, Theater und Schlittenfahrten entgegen zu treten, daß Marie Antoinette schon gleich im Anfange ihrer französischen Laufbahn das Bedürfnis fühlte, sich aus der Zerstreuung zu sammeln und mit ihrem Inneren Zwiesprache zu führen, geht aus einer Äußerung in dem Briefe an ihre Schwester hervor, wo sie erklärt, sie sei der ewigen Festlichkeiten herzlich überdrüssig. Dieser Überdruß der noch nicht sechzehnjährigen Dauphine*) an rauschenden Lustbarkeiten steigerte sich mit jedem Jahre. Die glücklichsten Stunden, welche sie in Frankreich verlebte, waren ja die, wenn sie aus Versailles nach Trianon flüchten konnte, um die Königin zu vergessen und die unschuldigen Freuden der Idylle zu genießen.

Marie Antoinette erlebte, seitdem sie auf der Insel im Rhein die deutsche Gewandung gegen die

*) Heureusement que l'on commence à en sórtir, ça m'excède et j'ai besoin de respirer et parler d'autre chose.

französische vertauschen und hierdurch symbolisch andeuten mußte, daß sie fortan dem neuen Lande, dessen Königin sie werden sollte, in allem und jedem angehöre, Marie Antoinette erlebte seit dieser Umgestaltung wenig Erfreuliches.

Hätte damals Schillers „Don Carlos" bereits die deutsche Literatur geschmückt, so würde sie mit einer leichten Veränderung den Vers auf sich haben anwenden können: „Schwer ruht der Himmel von Versailles auf mir."

Das Eheleben.

Von einem eigentlichen Eheleben konnte in den ersten Jahren ihrer Verheiratung weder bei dem Dauphin, noch bei der Dauphine die Rede sein. Sie gingen wie Bruder und Schwester nebeneinander, wohlwollend, sich gegenseitig schätzend, aber nicht in Liebe aufwallend und zueinander hinüberwallend. Es wird hierbei zu berücksichtigen sein, daß sie sich heiraten mußten, als Ludwig noch nicht das siebzehnte Lebensjahr erreicht hatte, Marie Antoinette noch nicht das sechzehnte. Ludwig hätte es vorgezogen, sich seinen stillen Beschäftigungen, ohne eine Gattin zur Seite zu haben, noch fürder hinzugeben. Marie Antoinette ihrerseits wäre gern noch länger unter der Obhut ihrer Mutter geblieben. Aber beide murrten nicht gegen ihr Geschick. Man hatte sie auf die hohen Pflichten ihres hohen Standes hingewiesen. Sie dürften nicht ihr Herz befragen, sondern müßten sich der für sie getroffenen Wahl fügen, denn sie gereiche zum Vorteile ihres Vaterlandes. Da nun beide von dem besten Willen beseelt waren, den Pflichten, die sie übernommen hatten, zu genügen, so gestaltete sich ihr Zusammensein zu einem durchaus erträglichen, ja ganz angenehmen. Freilich fehlte anfangs die Grundbedingung einer glücklichen Ehe: die Liebe.

Das, was der Ritter von Toggenburg *) leisten sollte, aber nicht konnte, leistete Ludwig jeden Tag, indem er die Gefährtin seines Lebens niemals durch einen verlangenden Blick behelligte. Höflich und meist schweigsam, erinnerte er an alles eher, als an einen liebenden Romeo. Indes war die Güte seines Herzens eine so große, daß sie trotz seiner zurückhaltenden, wenig mitteilsamen Natur sich jedem bemerkbar machte, der in seine Nähe kam. Marie Antoinette, die ihn täglich vor Augen hatte, ward die beste Zeugin für sein schönes Innere. In den Briefen, die sie an ihre Verwandten schrieb, spendet sie ihrem Gatten stetes Lob, wie er es so sehr verdiente. Sie schildert zwar ihrer Schwester den Dauphin als schweigsam, furchtsam, wenig aus sich herausgehend, doch endet sie seine Charakteristik mit dem freudigen Ausrufe: „Aber er ist gut für alle Welt.“ **) In den Briefen an ihre Mutter erteilt sie ihrem Gemahl noch größeres Lob. Hier hat man allerdings zu bedenken, daß Marie Antoinette, wenn auch vollkommen aufrichtig, doch immerhin bemüht war, ihre Mutter über ihr Los zu beruhigen. In dem Briefe, den sie an ihre Mutter aus Compiègne am 27. August 1770 schrieb, hebt sie hervor, daß ihr Gemahl sehr aufmerksam gegen sie sei, mithin fühle sie sich glücklich.

*) Ruhig mag ich euch erscheinen,
Ruhig gehen seh'n. (Schiller.)

**) Mr. le dauphin, parle très peu, il est timide, très peu démonstratif, mais il est bon pour tout le monde. (Le comte Paul Vogt d'Hunolstein, pagina 15.)

(Mr. le dauphin est si poli à mon égard quo je suis heureuse.)

Auch den König, der ihr viele Güte bewies, aus dem zwingenden Grunde, weil sie durch ihr heiteres, liebenswürdiges Wesen den Familienzirkel belebte und die melancholische Stimmung, die ihn häufig heimsuchte, schnell vertrieb, auch den König rühmte sie fast in jedem Briefe.*) Wie aber Marie Antoinette keine reine Freude in Frankreich genießen sollte, so ward ihr das Bild des Königs getrübt durch sein Verhältnis zu der Gräfin Dubarry. Die Könige aus dem Hause Bourbon, mit Ausnahme Ludwigs XIII., Ludwigs XVI. und Ludwigs XVIII., haben sich der Todsünde der Wollust in hohem Grade schuldig gemacht und, was am meisten Rüge verdient, sich vor ihren Gemahlinnen und aller Welt zu ihrer Sünde bekannt, oder richtiger gesagt, sich so sicher benommen, als ob sie sich gar keines Vergehens bewußt seien. Heinrich IV. pflegte seiner Gemahlin, Maria von Medicis, seine Maitressen vorzustellen, in der Erwartung, daß sie einen guten Empfang bei ihr finden würden, was auch in der Tat der Fall war. Ob aber die Italienerin die ihr wiederholt widerfahrene Beleidigung nicht voll empfand und nach dem Sprichworte ihres Vaterlandes verfuhr: „Die Rache ist ein Gericht, das kalt gegessen sein will", bleibt eine offene Frage. Viele meinten, der Dolch Ravaillacs, der Heinrich IV.

*) Le roi a mille bontés et je l'aime tendrement.

durchbohrte, sei durch Maria von Medicis geschliffen worden.

Ludwig XIV. bedachte sich nicht, seine spanische Gemahlin ebenso tödlich zu beleidigen, wie es sein Großvater bei seiner italienischen Gemahlin getan hatte. Ludwig XV. hatte nun sogar die Stirne, in den engeren Zirkel der königlichen Familie, den er häufiger um sich versammelte — es befanden sich in demselben seine drei unverheiratet gebliebenen Töchter und die junge Dauphine — die Gräfin Dubarry einzuführen. Es war nicht anders möglich, als daß die Entrüstung Marie Antoinettens über diese ihr widerfahrene Kränkung in einem Briefe an ihre Mutter zum Ausdrucke gelangte. Sie schreibt den 9. Juli 1771, dem Lobe des Königs diesen mehr als verdienten Tadel hinzufügend:

„Mais c'est à faire pitié la faiblesse qu'il a pour Mme. du Barry, qui est la plus sotte et impertinente créature qui soit imaginable. Elle a joué tous les soirs avec nous à Marly; elle s'est trouvée deux fois à côté de moi, mais elle ne m'a point parlé et je n'ai point tâché de lier conversation avec elle, mais quand il fallait, je lui ai pourtant parlé."

Wenn Marie Antoinette ihrer Mutter nicht verschweigen durfte, wie sehr sie sich durch das ihr aufgenötigte Zusammensein mit der Gräfin Dubarry verletzt fühle, so bemühte sie sich gleich darauf, dem Bittern etwas Süßes beizumischen, indem sie neues

Lob über ihren Gemahl, dem, welches sie schon ausgesprochen hatte, hinzufügt:

„Mein lieber Mann verändert sich mehr und mehr zu seinem Vorteile. Er bezeugt mir viele Freundschaft und schenkt mir sein Vertrauen.“

Alsdann berichtet sie ihrer Mutter, daß der Herzog von La Vauguyon dabei ertappt worden sei, wie er sie und ihren Gemahl, die sich allein im Zimmer befanden, habe belauschen wollen. So ward sie nach und nach bekannt mit den Unwürdigkeiten der Höflinge. Damals war sie noch zu jung, um für die Indignation — ein Gefühl, das erst erwacht, wenn die Seele längere Zeit hindurch angewidert ward durch das niedrige Getreibe der Welt um sie her — in ihrer Brust Raum zu haben und mit der Verachtung der Menschen den Anfang zu machen. Sie meldet demnach den Vorgang, in welchem der alte Herzog, der frühere Erzieher ihres Gemahls, eine so lächerliche Rolle spielte, mehr mit Laune, als mit Unwillen. Sie leitet ihren Bericht mit folgenden Worten ein:

„Il lui est arrivé une singulière histoire l'autre jour.“

Marie Antoinette, die bei ihrer schönen, offenen Natur ihre Abneigung gegen Menschen, die ihrer Ansicht nach wenig Achtung verdienten, deutlich zeigte, gab auch dem Herzoge von La Vauguyon zu erkennen, daß sie sich nicht gerade zu ihm hingezogen fühle. Da er die Erziehung ihres Gemahls geleitet hatte, so bemühte sie sich, ihre Abneigung nicht allzu

sichtbar werden zu lassen; aber sie war zu ehrlich, um eine Sympathie zu heucheln, die sie nicht empfand. Der Herzog hatte mit der feinen Witterung des Höflings sofort herausgefühlt, daß er in der Gemahlin seines Zöglings keine Freundin besitze. Als er sie nun eines Tages allein mit dem Dauphin wußte, so eilte er an die geschlossene Tür, um zu hören, ob sie etwas von ihm sagte. Er sollte für diese Unwürdigkeit schnell genug bestraft werden. Der Kammerdiener, der im Hintergrunde des Zimmers stand, eilte mit der Unhörbarkeit, die ihm für sein Amt eingeschärft worden, hinter dem Rücken des Horchenden zur Flügeltür und riß diese weit auf, so daß der Dauphin und die Dauphine zu ihrem Erstaunen den Herzog in seiner unwürdigen Stellung gewahr wurden.

Marie Antoinette bemerkt sehr richtig, der Kammerdiener sei entweder ein Dummkopf oder ein sehr ehrliches Menschenkind.

Es trifft wohl das letztere zu. Da die gesamte Umgebung des Dauphins ihm wegen seiner großen Gutmütigkeit herzlich zugetan war, so wollte der Diener seinen Herrn benachrichtigen, daß er selbst während des trauten Zusammenseins mit seiner Gemahlin vor Horchern nicht sicher sei. Er scheute bei dieser Warnung die Gefahr nicht, den Herzog sich zum unversöhnlichen Feinde zu machen.

In diesem Briefe spricht Marie Antoinette von der Jagd, als der einzigen Leidenschaft ihres Ge-

mahls. Sie berichtet, daß der Dauphin nicht ganz wohl, aber trotzdem auf die Jagd gegangen sei.

Welchen Einfluß die Gräfin Dubarry auf den König hatte, geht aus einer Bemerkung Marie Antoinettens in diesem Briefe hervor. Sie erzählt, daß sie zum ersten Male an den König geschrieben habe, aber dabei nicht ohne Furcht gewesen sei. Sie wisse nämlich, daß die Gräfin Dubarry alle Briefe lese, die der König erhalte. Da ihre kluge Mutter ihr in Bezug auf die Gräfin Dubarry die größte Vorsicht anempfohlen hatte, so beruhigt sie dieselbe in Betreff ihres Benehmens gegen die Favoritin.*)

In einem folgenden Briefe an ihre Mutter versichert sie aufs neue, daß es ihr sehr gut gehe in Frankreich.**)

Marie Antoinette berichtet dann weiter über die Gesundheit ihres Gemahls, die in letzterer Zeit mehrmals zu wünschen übrig ließ. Er hatte Schnupfen und Fieber. Zur Beruhigung für ihre Mutter fügt sie gleich hinzu, daß das Unwohlsein nur einen einzigen Tag gewährt habe. Sie benutzt diese Gelegenheit, den sehr guten Schlaf ihres Gemahls zu erwähnen. Er schlief zwölf und eine halbe Stunde hintereinander, was ihn vollkommen wiederherstellte.

Auch aus diesem Briefe geht hervor, daß die eigentliche Natur Marie Antoinettens keineswegs zu

*) Vous pouvez être persuadée, ma très-chère mère, que je ne ferai jamais de faute ni pour ni contre elle.

**) Je suis très-bien ici.

ununterbrochenem Vergnügen hinneigte, und daß, wenn ihr Gemahl oder sonst einer seiner nächsten Verwandten sie mit den Reizen der Kunst und Literatur bekannt gemacht hätte, sie ihm auf den Pfad des Schönen bereitwillig gefolgt wäre.

Von ihrem Aufenthalte in Choisy erzählt sie, daß man dort gar nicht zu sich selber komme. Man sei viel zu lange bei Tische, dann werde gespielt, hierauf gehe man ins Theater, von dort zum Souper. Dies währe bis nach Mitternacht, dann wieder Spiel, oft bis ein und ein halb Uhr Morgens. Bei ihrer Behauptung, daß ihre Kräfte für diese ununterbrochenen Zerstreuungen kaum ausreichten, hat man nicht außer acht zu lassen, daß sie eben sechzehn Jahre alt war. Der König ward eines Abends gewahr, daß sie sich nur mit großer Mühe noch aufrecht erhielt. Bei seinem aufmerksamen und gütigen Verhalten gegen die Dauphine forderte er sie auf, sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. *)

Damit die zärtliche Mutter sich nicht ängstige, verfehlt Marie Antoinette nicht, dem Berichte über ihre Ermattung die Meldung hinzuzufügen, daß, als sie ihr Lager aufgesucht, sie bis halb elf Uhr des nächsten Vormittags geschlafen habe.

Maria Theresia, die ihre große Welterfahrung kaum nötig hatte, um sich zu sagen, daß ihre noch so junge Tochter an dem klippenreichen französischen Hofe steter Ratschläge dringend bedürftig sei, hatte

*) Mais le roi voyant que je n'en pouvais plus hier a eu la bonté de me renvoyer à 11 heures.

in einem ihrer Briefe den Wunsch ausgesprochen, daß sie das ganze Tagewerk ihrer Tochter kennen möge. Da jeder Wunsch Maria Theresias für ihre Kinder ein Befehl war, so genügte die Dauphine der an sie ergangenen Aufforderung in folgendem Berichte:

„Ich stehe um neun ein halb Uhr auf, zuweilen erhebe ich mich noch etwas später. Zuerst spreche ich mein Morgengebet. Dann nehme ich mein Frühstück ein und begebe mich zu meinen Tanten, wo sich um diese Zeit gewöhnlich der König befindet.

Dort verweile ich bis zehn ein halb Uhr und begebe mich dann in mein Zimmer zurück, um mir das Haar machen zu lassen."

Bevor wir Marie Antoinette in ihrem Berichte fortfahren lassen, müssen wir dem nächsten Satze eine Bemerkung vorausschicken, weil er jedem, der mit den französischen Hofgebräuchen nicht bekannt ist, sehr befremdlich, ja fast unglaublich klingen dürfte.

Die französischen Könige sowie die ganze Königsfamilie waren überaus rücksichtsvoll gegen das Volk, insoweit sie mit demselben zusammentrafen. Wenn Ludwig XIV. und Ludwig XV. bei den geringsten Frauen aus dem Volke vorüberritten oder vorüberfuhren, so nahmen sie vor ihnen mit gleicher Artigkeit den Hut ab, wie vor einer Marquise oder Herzogin. In den weiten Gängen des Versailler Parkes, in den stolzen Vorhallen des Schlosses, auf den breiten Treppen und Fluren ward das Volk überall zugelassen. Nur allzu unheimliche Gestalten wurden vom Türhüter zurückgewiesen. Weil die Könige annahmen, daß das

Volk ein Recht habe auf den Anblick seiner Herrscherfamilie, so hielten sie häufig offene Tafel. Der große Speisesaal war dann bis zur Mitte für das Publikum freigelassen, so daß jeder und jede den Anblick der königlichen Familie bequem genießen konnte. Da bei dem französischen Volke eine große Zuneigung zu dem Herrscherhause bestand, so tafelten der König und die Seinen ruhig und sicher inmitten eines Kreises, der sich täglich erneuerte. Wie der König und sein Volk gleichsam eine Familie bildeten, geht aus mancher sinnigen Bezeichnung hervor. So nannte man die Kinder des Königs „Les enfants de France". Ganz Frankreich hatte für sie ein Vaterherz.

Nach dieser Bemerkung über französische Hofgebräuche wird es weniger auffallen, daß Marie Antoinette, der von ihren deutschen Gewohnheiten abweichenden, französischen Sitte sich fügend, falls sie nicht allzusehr ihren Ansichten und Gefühlen widersprach, sich vor aller Welt die Hände wusch.

Marie Antoinette fährt in der Schilderung ihres Tagewerkes, die ihre Mutter von ihr verlangte hatte, so fort:

„Am Mittag werden die Angestellten der innern Gemächer herbeigerufen. Mit ihnen kann alle Welt eintreten, die sich auf den Gängen befindet, wenn sie nicht den allerunterstenKlassen angehört. Ich lege dann Rot*) auf und wasche mir vor aller Welt

*) Kaiser Joseph II., der das Einfache und Natürliche liebte, haßte vermöge seines Charakters jede Schminke und Tünche. Er sagte demnach während seines Besuches in Ver-

die Hände. Hierauf verlassen die Herren das Zimmer und in Gegenwart der Damen werde ich angekleidet.

Nach vollendeter Toilette begebe ich mich in die Messe. Wenn der König in Versailles weilt, so gehe ich mit ihm, meinen Tanten und dem Dauphin zu der heiligen Handlung. Befindet sich der König auf einem seiner andern Schlösser, so gehe ich mit dem Dauphin allein zur Messe, aber stets zu derselben Stunde. Nach der Messe tafeln wir zu zweien, aber im Angesichte aller, denen es beliebt zuzusehen. Unser Diner ist schon um ein und ein halb Uhr zu Ende, den wir beide essen sehr schnell." *)

War Marie Antoinette allerdings in Bezug auf Speise und Trank sehr mäßig, so hatte doch ihr Gemahl dafür einen desto stärkeren Appetit. Wenn nun trotzdem das Essen beeilt ward, so geht hieraus hervor, daß auch ihm die Menge der Zuschauer die Behaglichkeit raubte, daß er aber zu rücksichtsvoll war, um einen Brauch abzustellen, der, mochte er auch ihm nicht zusagen, doch vielen andern sichtbar zur Freude gereichte.

Dann heißt es weiter in dem Berichte der Dauphine über ihr Tagewerk:

---

sailles der Königin und ihren Damen wegen ihres Schminkens viel Unangenehmes. Marie Antoinette nahm den Tadel ihres Bruders ruhig hin, bat aber um etwas mehr Rücksicht für ihre Damen.

*) Car nous mangeons fort vite tous deux.

„Wenn wir uns von der Tafel erheben, begleite ich meinen Gemahl in seine Gemächer. Hat er zu tun, so begebe ich mich in meine Zimmer, wo ich entweder lese, schreibe oder eine weibliche Handarbeit vornehme. Ich mache jetzt eine Weste für den König."

An dieser Stelle ihres Briefes kommt die schöne Offenherzigkeit Marie Antoinettens zur wohltuenden Erscheinung. Da sie wußte, daß ihre Mutter anhaltende Beschäftigung bei der Weste sehr gut aufgenommen haben würde, so wäre eine minder Aufrichtige bei der Erwähnung der Arbeit stehen geblieben, ohne hinzuzufügen, daß sie jedesmal nur wenig beschaffe und der Vollendung erst in einem fernen Zeitpunkte entgegensehe.

Marie Antoinette fährt in ihrem Briefe fort:

„Mit der Weste geht es sehr langsam, ich hoffe aber, daß ich sie mit der Hilfe Gottes in einigen Jahren fertig bekomme."

Wenn Maria Theresia bei dieser Stelle in dem Briefe ihrer Tochter auch wahrscheinlich mit dem Kopfe schüttelte, weil ihr die Lässigkeit in der Arbeit nicht gefiel, so freute sie sich doch wohl anderseits, daß ihr munteres Kind in der Fremde ihre heitere Laune nicht eingebüßt habe.

Marie Antoinette berichtet dann weiter:

„Um drei Uhr begebe ich mich wieder zu meinen Tanten, wohin dann auch der König kömmt."

Da bei den Tanten eine weitere geistige Ausbildung ihrer Tochter nicht in Aussicht stand, so wird Maria Theresia die folgende Mitteilung mit größerer Befriedigung gelesen haben. Ihre Tochter berichtet nämlich, daß um vier Uhr regelmäßig der Abbé von Vermond*) zu ihr komme. Von fünf bis sechs Uhr habe sie Musikstunde, wo sie entweder Klavier spiele oder singe. Um sechs ein halb Uhr mache sie bei schönem Wetter einen Spaziergang. Sei die Temperatur ungünstig, so besuche sie wieder ihre Tanten.

Stets bemüht, ihrer Mutter in Bezug auf ihr Eheleben etwas Erfreuliches mitzuteilen, erwähnt sie, daß der Dauphin sie fast immer zu ihren Tanten begleite. Von sieben bis neun Uhr ward gespielt. Das Spiel hatte für Marie Antoinette keinen Reiz. Dies geht aus ihrer Bemerkung hervor, daß, wenn schönes Wetter sei und sie es irgend bewerkstelligen könne, sie sich diesem Vergnügen entziehe, das für sie kein Vergnügen bedeute. Sie ergötze sich lieber an der schönen Natur. Es war für sie nicht ganz leicht, ins Freie hinauszukommen, da bei ihr das regelmäßige Spiel der königlichen Familie stattfand. Gemäß der Etikette, hatte bei ihr, als der vornehmsten Dame

*) Es ward schon erwähnt, daß der Abbé von Vermond in Veranlassung des Herzogs von Choiseul nach Wien gesandt ward, um die Erzherzogin für französische Eigenart vorzubereiten. Viele sind der Ansicht, daß die geistigen Fähigkeiten und die ganze Persönlichkeit des Abbé für diese schwierige Aufgabe nicht ausreichten. An gutem Willen hat es ihm wohl nicht gefehlt.

des Hofes, die tägliche Vereinigung der königlichen Familie stattzufinden, die seltenen Fälle ausgenommen, wo Ludwig XV. in seinen Gemächern Töchter und Enkelkinder um sich versammelte.

Wenn es aber gar zu schönes Wetter war und die junge, für die Idylle so empfängliche Fürstin sich hinaussehnte, um im freien Äther den Zwang des stolzen Schlosses zu vergessen, dann bat sie die Tanten ihres Gemahls, daß sie bei sich das Spiel abhalten ließen, wozu diese sich gern verstanden. Um neun Uhr wurde das Souper eingenommen. Falls der König sein Erscheinen zugesagt hatte, so speiste man zu Abend bei seinen drei Töchtern, sonst bei dem Dauphin und der Dauphine. Der König ließ oft bis elf Uhr auf sein Kommen warten. Da Marie Antoinette zuweilen schon um neun Uhr sehr müde ward, so legte sie sich, wenn dieser Fall eintrat, auf ein bequemes Sofa in einem der stillen Nebengemächer und ließ sich wecken in dem Augenblicke, wo der Ruf: „Der König!“ die Säle durchschallte. Sie durfte beim Eintreten des Königs nicht fehlen, einmal weil die Etikette es so gebot, und dann, weil der Blick Ludwigs XV. sogleich sie suchte. Er sah lieber die sich immer schöner entfaltende Dauphine, als seine vergrämten und verblühten Töchter, denen er, ohne etwas Bösartiges damit zu beabsichtigen, wenig schmeichelhafte Beinamen gab, welche von diesen, bei ihrer großen Liebe und Verehrung für ihren Vater, ohne Murren und Groll hingenommen wurden. Diese kindliche Liebe der drei Prinzessinnen zu ihrem Vater,

trotz so vielem, was ihre Zuneigung abschwächen konnte und durfte, gereichte ihnen zum Schmucke.

Wenn Marie Antoinette in ihrem Briefe an ihre Mutter nicht verschwieg, daß sie sich häufig am Abend bis zur Ankunft des Königs ermattet auf dem Sofa ausstreckte, um dort zu schlafen und für das noch bevorstehende Souper Kraft zu gewinnen, so geschah dies wohl aus einem zwiefachen Grunde. Einmal wollte sie, die gegen jeden Geradheit und Offenheit übte, in diesen schätzenswerten Eigenschaften ihrer Mutter gegenüber nicht zurückbleiben, und dann hoffte sie, es werde der letzteren Freude machen, zu vernehmen, wie sie zu den Tanten ihres Gemahls bereits in einem so herzlichen Verhältnisse stehe, daß sie sich kleine Freiheiten in ihrer Nähe gestatte und daß diese ihr gern bewilligt würden.

Marie Antoinette bemerkt dann noch, daß, wenn der König am Souper nicht teilnehme, für ihre Tanten, ihren Gemahl und sie die Zeit des Schlafens viel früher komme. Sie sagten sich dann alle schon um elf Uhr gute Nacht.

Wenn Marie Antoinette sich am Schlusse ihres Briefes entschuldigt, daß sie sehr ausführlich gewesen, so war dies eigentlich überflüssig. Eine Mutter kann von ihrem abwesenden Kinde nie genug vernehmen.

In einer Nachschrift bemerkt sie dann noch, daß sie eine Liste von ihren Hochzeitsgeschenken ihrem Briefe beilege. Es waren ihrer gar viele.

Die Liebe, die Marie Antoinette beim Betreten Frankreichs für einen Gemahl, den sie bisher weder gesehen, noch gesprochen hatte, unmöglich empfinden konnte, erzeugte sich langsam und wurde dann stärker und stärker, als sie erkannte, daß dem Dauphin an Herzensgüte niemand gleichkam.

Wie genau Marie Antoinette ihren Gemahl beobachtete, und wie sehr sie wünschte, daß er sein ernstes, scheues Wesen ablege, bezeugt die Bemerkung in einem ihrer Briefe an die Kaiserin, der Dauphin habe sich bei einer Schlittenfahrt viel heiterer gezeigt, als es sonst seine Weise sei.

Fast nie vergißt Marie Antoinette ihrer Mutter gegenüber das Lob ihres Gemahls. Sie erwähnt, wie glücklich es sie mache, daß der Dauphin sich stets sehr aufmerksam gegen sie bezeige. Der Brief, den er kürzlich nach Wien geschrieben, sei dort wohl schon eingetroffen. Auch habe er vor einigen Tagen, leider etwas flüchtig, davon gesprochen, daß er mit ihr nach Wien reisen wolle. Sie fürchte nur, daß es nicht dazu komme, denn der König werde seine Erlaubnis verweigern. Er erkläre stets, daß er seine Tochter nicht entbehren könne, weil sie ihm helfe, das Leben weiter zu ertragen.

Was Marie Antoinette an ihrem Gemahl nicht ganz gefiel, war seine zu große Neigung für das Jagdvergnügen. Am 26. August 1772 schreibt sie hierüber an ihre Schwester Christine:

„Die Gesundheit des Dauphins ist ausgezeichnet; er jagt viel. Ich habe gestern Abend beim Scheine

der Fackeln eine entsetzliche Menge getöteter Tiere im Schloßhofe gesehen. Man würde mir ins Gesicht lachen, wenn ich über diese Art von Vergnügen meine unumwundene Meinung sagen wollte. Ich nenne sie unwürdige Grausamkeiten."

Sie fügt dann hinzu, daß die wütenden Hunde, die man nur mit Mühe von der Jagdbeute habe zurückhalten können, sie an eine Stelle in einem französischen Dichter erinnert hätten, die ihre Schwester so schön deklamierte.*)

Übrigens mußte Marie Antoinette in den ersten Jahren ihrer Ehe sich häufiger ängstigen in Betreff von Krankheitsfällen, die ihren Gemahl von Zeit zu Zeit heimsuchten. Der Dauphin erlangte erst als König jene feste Gesundheit und jene eiserne Körperkraft, die bei Schilderungen, die sich mit seinem physischen Menschen beschäftigen, stets hervorgehoben werden.

Wie sehr der Dauphine die Gesundheit ihres Gemahls am Herzen lag, ersieht man aus einem Briefe, den sie an ihre Schwester Amalie schrieb, die ungefähr ein Jahr vor ihr Hochzeit gemacht hatte. Diese Schwester war am 27. Juni 1769 an Don Ferdinand, Infanten von Spanien und Herzog von Parma, verheiratet worden. Marie Antoinette dankt ihrer Schwester, daß sie sich nach dem Befinden des Dauphins erkundigt habe. Dieser Beweis herzlicher Anhänglichkeit sei umso höher zu schätzen, als der

*) Les chiens acharnés m'ont fait penser à ce morceau de Jesabel que vous déclamiez si bien.

Zustand*) ihrer Schwester sie berechtige, einzig an sich selber zu denken.

Auch aus einem Briefe an ihre Schwester Christine, geschrieben am 8. Juli 1771, erfahren wir, wie zärtlich die junge Dauphine um die Gesundheit ihres Gemahls besorgt war. Derselbe hatte etwas Blut ausgeworfen, aber gewünscht, daß von dem Vorfalle nichts verlaute. Doch war Marie Antoinette diesmal keine gehorsame Gattin. Sie sandte einen Boten an den Arzt, der gerade den Tag Dienst hatte. Dieser beruhigte sie vollkommen. Doch hegte sie überhaupt die Besorgnis, der Dauphin sei zu hart gegen sich.**)

So ward eine Ehe, welche die kalte Staatsraison geschlossen hatte, im Laufe der Jahre zu einer warmen, innigen, beide Teile tief befriedigenden und hoch beglückenden. Allerdings war dies nur möglich, weil sowohl bei Marie Antoinette, wie bei Ludwig XVI., so viele Eigenschaften zur Hochschätzung und Liebe aufforderten. Marie Antoinette gelangte mit den Jahren zu der immer festeren Überzeugung, daß ihr Gemahl das beste Herz in Frankreich besitze. Wenn nun auch Ludwig XVI. bei der Gefährtin seines Lebens echte Frömmigkeit, stete Geneigtheit zum Wohltun, Freisein von jedem Hochmut und jeder Eitelkeit, mithin Eigenschaften bemerkte, die mit seiner

*) Die Herzogin von Parma erwartete ihre baldige Entbindung.

**) Mais, je crains que monsieur le dauphin ne soit trop dur pour lui-même.

Grundnatur vollkommen übereinstimmten, so gesellte sich bei ihm zu der Hochachtung vor dem vortrefflichen Charakter seiner Gemahlin die Liebe zu der schönen Frau; eine Empfindung, die ihm bis dahin ganz fremd geblieben. Die kluge Madame Campan, die sich auf die Mienen der Menschen so gut verstand, und die häufig Gelegenheit hatte, den Dauphin und späteren König mit seiner jungen, liebreizenden Gemahlin im Garten von Versailles lustwandeln zu sehen, Madame Campan gewahrte in den Blicken des Thronfolgers, der gemeiniglich ein vollkommen ruhiges, von den Empfindungen seines Innern nichts verratendes Aussehen zur Schau trug, wie mächtig es ihn hinzog zu der schönen Gefährtin, die an seiner Seite so graziös dahinschritt.

Marie Antoinette ward im Laufe der Jahre eine ebenso glückliche Gattin, wie es ihre Mutter und Großmutter gewesen.

Wie es in den höchsten Kreisen nur selten der Fall ist, waren in drei aufeinander folgenden habsburgischen Generationen, bei Großmutter, Tochter und Enkelin, die wärmsten und innigsten Gefühle für ihre Gatten vorhanden, die ihrerseits ebenfalls jene Empfindungen hegten, welche ein schönes und heiliges Ehebündnis erfordert. Kaiser Karl VI., Kaiser Franz I. und König Ludwig XVI. priesen sich glücklich in ihrer Ehe, was noch in erhöhtem Maße von Seite ihrer Gemahlinnen geschah, die, wie es im Naturell der Frauen gelegen ist, den Gefühlen ihres Herzens einen häufigeren Ausdruck gestatteten, als

ihre Männer, die sich mehr in ihrem Innern konzentrierten. Von den drei so eben von uns angeführten Monarchen war Ludwig XVI. in der Empfindung seines Herzens wahrlich nicht der am wenigsten innige, aber der schweigsamste und sein Inneres am wenigsten offenbarende. Kaiser Karl VI. und Kaiser Franz I. hatten für ihre schönen Gemahlinnen oft die kosendsten Bezeichnungen. Es ist dies besonders bei dem Kaiser Karl VI. hervorzuheben, der von seinem langen*) spanischen Aufenthalt viel Grandezza und kaltes, stolzes Verhalten gegen die Außenwelt in die deutsche Heimat mit hinüberbrachte. Indes kam im engeren Familienzirkel sein gemütliches Wiener Naturell häufig in wohltuender Weise zum

*) Er war länger als sieben Jahre in Spanien, das er gegen den Enkel Ludwigs XIV., den Herzog Philipp von Anjou, den sein Großvater als »Philipp V.« zum König von Spanien erklärte, zu behaupten sich anstrengte. Kaiser Leopold hatte seinen Sohn ebenfalls als König dieses schönen, durch Mißregierung allerdings sehr heruntergekommenen Reiches proklamiert, und zwar als Karl III. dieses Namens. In Barcelona hatte er am 1. August 1708 seine Hochzeit mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig gefeiert. Sie gewann durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit schnell sein Herz, das sie für alle Folgezeit bewahrte. Als er sich nach dem Tode seines Bruders, des so früh verstorbenen Kaisers Joseph I., nach Deutschland einschiffte, da ihm die österreichische Krone ein begehrenswerteres Gut war, als die heißumstrittene, für die er seit Jahren mit wechselnden Erfolgen gekämpft hatte, ließ er seine Gemahlin als Regentin von Spanien zurück, ein Beweis, daß er auch von ihren geistigen Fähigkeiten und ihrem Charakter sehr günstig urteilte.

Durchbruch. Namentlich hatte er herzliche Laute, wenn er seiner schönen Gemahlin, die er so innig liebte, in Betreff ihres Teints Schmeichelhaftes sagte und mit stolzer Befriedigung ihr strahlendes Antlitz betrachtete.

Der Teint der Kaiserin Elisabeth war blendend weiß. Ihr Gemahl, wenn er sich seinem gemütlichen Wiener Naturell überließ und den aufgepfropften Spanier von sich abstieß, gab ihr die zärtlichsten Schmeichelnamen. Er nannte sie ihres schönen Teints wegen seine „weiße Liesel". Im trauten Beisammensein mit ihrem Gemahl hörte sie meist die Kosenamen: „Meine weiße Liesel, mein Schatz, mein Engel!" Diesen strahlenden Teint vererbte die Kaiserin Elisabeth auf ihre Tochter Maria Theresia und ihre Enkelin Marie Antoinette. Wie Großmutter, Tochter und Enkelin Frauen von strahlender Schönheit waren, so gaben sie auch von dem Thron herab das Beispiel, daß es nicht ausgeschlossen sei, auf der Höhe vortreffliche Gattinnen und sorgsamste Mütter anzutreffen.

Die Kaiserinnen Elisabeth und Maria Theresia konnten sich ihres Familienglückes ungetrübt erfreuen, während Marie Antoinette, die heimgesuchteste unter den Königinnen, in Bezug auf ihre Kinder das herbste erfuhr; in allem geprüft und in allem bewährt befunden.

Der Besuch des Dauphins und der Dauphine in dem Erziehungsinstitute von Saint-Cyr.

In der Fräuleinsstiftung der Frau von Maintenon ward die Vermählung des Thronfolgers durch eine Schulfeier begangen, welche der Dauphin und die Dauphine durch ihre Gegenwart beehrten. Die Dauphine berichtet von diesem Besuche an ihre Schwester Marie Christine, die damals in Preßburg verweilte. Da sie den Gesprächen mit der königlichen Familie entnommen hatte, daß diese dem früher so berühmten Erziehungsinstitute keine Beachtung schenkte, und daß demnach alle Personen, die zum Hofe gehörten, keine Teilnahme für dasselbe verrieten, so erwähnt sie diesen Umstand.*) Sie fand in der Schule die dankbarste Erinnerung an Ludwig XIV. und an die Frau von Maintenon. Die Vorsteherin der Anstalt, die ihrem hohen Besuch sämtliche Räumlichkeiten zeigte und deren Bestimmung erklärte, verweilte am längsten in dem Saale, wo Ludwig XIV. und Frau von Maintenon häufiger sich niedergelassen hatten, wenn die darstellerisch begabten Zöglinge der Anstalt Stücke von Racine aufführten. Da man bei

*) J'étais très-curieuse de voir cette maison si célèbre, elle ne me paraît pas très-favorite aujourd'hui.

der veranstalteten Feierlichkeit auf das jugendliche Alter des Dauphins und der Dauphine Rücksicht genommen hatte, so war zur Aufführung vor ihnen ein Singspiel gewählt worden, in dem die darstellenden Zöglinge das französische Talent für die Komödie aufs erfreulichste bekundeten. Die hellen, frischen Stimmen, die in notwendiger Folge der vielen Proben sehr sicher sangen, taten dem Ohr ungemein wohl, während die jungen Darstellerinnen durch ihren geschmackvollen Anzug und ihre anmutigen Bewegungen dem Auge gefielen. Marie Antoinette bemerkt von den jungen Darstellerinnen, sie hätten in ihrer leichten Gewandung, mit ihren verschiedenfarbigen Gürteln, Vögeln geglichen, die sich für einen Augenblick niedergelassen hätten, um in der nächsten Minute den Flug in die Höhe zu nehmen.

In diesem Briefe tritt das gute Herz Marie Antoinettens wieder schön zu Tage. Auf dieses gute Herz kann man nicht oft genug zurückkommen, da die Franzosen in ihrem Hasse gegen die edle Kaiserstochter ihr so viel Böses andichteten.*)

Marie Antoinette war bei der Festlichkeit in Saint-Cyr von der Prinzessin Elisabeth begleitet, der jüngsten Schwester ihres Gemahls. Da die Prinzessin schon im zarten Kindesalter ihre beiden Eltern ver-

*) Wie die Franzosen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch ihren Haß und ihre Verleumdungen sich gegen eine edle Kaiserstochter versündigten, so versündigten sie sich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts durch gleiches Verfahren gegen eine edle Nation.

loren hatte, so fühlte Marie Antoinette für sie das innigste Mitleid und neigte sich zu ihr gleichzeitig mit schwesterlichem und mütterlichem Wohlwollen. Die kleine Prinzessin, die damals sehr wild war, vergalt die wohlwollende Gesinnung für sie mit der zärtlichsten Anhänglichkeit an Marie Antoinette. Sie wich nicht von der Seite ihrer schönen und gütigen Schwägerin. Marie Antoinette fand bei diesem Kinde Entschädigung dafür, daß sie in Versailles bisher das traute Wesen ihrer Heimat vermißte. Sie erwähnt deshalb die Prinzessin Elisabeth in ihrem Briefe mit warmem Lobe.*)

Auch an ihre Mutter berichtet Marie Antoinette von einem Besuche in der berühmten Stiftung der Frau von Maintenon. Doch galt dieser Bericht nicht einer Feierlichkeit, die ihr zu Ehren stattfand, sondern eine Schülerin der Anstalt von Saint-Cyr war die Hauptperson. Diese Schülerin hatte das jungfräuliche Alter erreicht, und damit war ihr Unterricht in der Anstalt beendet. Sie sollte jetzt in die Schule des Lebens treten, das schwerere Aufgaben stellt, als die, an denen sie sich bisher versuchte.

Wahrscheinlich hatten die Eltern oder sonstige nähere Verwandte der Schülerin von Saint-Cyr ihr die Gefahren, die sie im Leben zu bestehen haben werde, namentlich was ihr Seelenheil betreffe, in beängstigender Weise geschildert, so daß sie es vorzog, sich vor den Stürmen und Verlockungen der

*) La petite farouche Elisabeth qui deviendra très-gentille et qui ne quitte pas ma main.

Welt in den Frieden und die Unangefochtenheit des Kloſters zurückzuziehen. Die Dauphine war nun um die Gnade erſucht worden, dieſem feierlichen Akte der Weltentſagung beizuwohnen und die junge Braut des Himmels mit dem Schleier zu ſchmücken. Dieſen feierlichen Akt ſchildert Marie Antoinette in einem Briefe an ihre Mutter. Mit dem feinen Takte, der ihr in ſeltenem Grade zu teil geworden, hatte ſie für den Brief an ihre junge, fröhliche Schweſter den Bericht des Singſpiels, das ihr zu Ehren aufgeführt ward, ausgeſucht, während ſie für ihre ernſte, fromme Mutter die Schilderung wählte, wie ein Mädchen im Blütenalter allen Verheißungen der Welt entſagte, um fortan auf das Jenſeits den demütig fragenden Blick zu richten und ſich für die ewige Heimat in vollkommener Stille vorzubereiten. Marie Antoinette wußte, daß es ihre Mutter angenehm berühren werde, wenn ſie nicht einzig den glänzenden Feſten in Verſailles ihre Zeit ſchenkte, ſondern auch dem Ernſten und Hohen nahetrete.

Die junge, lebensfrohe Fürſtin ſchildert wahr und treu das beängſtigende Gefühl, das ſie erfaßte, als ſie der künftigen Nonne den Schleier reichte und mit dieſer Handlung zwiſchen ihr und der Welt eine ewige Scheidewand aufrichtete. Marie Antoinette drückt dies Gefühl ſehr bezeichnend aus, indem ſie ſagt, es ſei ihr geweſen, als ob ſie einen Sarg verſchließe.*)

*) J'ai toujours été effrayée de cette vie qui sépare à jamais du monde, il faut pour s'y résigner une grâce bien

Aber sie fügt dann gleich hinzu, daß das junge Mädchen, das sich für das Kloster bestimmte, in dem seligen Frieden ihres Antlitzes bekundet habe, wie dieser Entschluß ihr eingegeben worden durch eine Seele, die sich vom Anfang an der Ewigkeit zuwandte.*) Die Dauphine bemerkt am Schlusse ihrer Schilderung, daß sie sehr bewegt, aber auch zugleich sehr erhoben den Schauplatz der heiligen Handlung verlassen habe.

Sicher bereitete der Kaiserin Maria Theresia der Bericht von dieser religiösen Feier, der ihre Tochter mit Andacht und Bereicherung für ihr Inneres beiwohnte, große Genugtuung, während die vielen Feste im Versailler Schlosse, von denen die Zeitungen meldeten, sie etwas beunruhigten.

---

grande, et en prenant part à la cérémonie je me demandais si c'était une morte dont je clouais la bière.

*) Elle avait l'air d'un ange qui épouse Jésus Christ.

Die erſten Jahre in Verſailles.

Das glänzende Hofleben, in das Marie Antoinette eintrat, und das, im großen und ganzen genommen, ihr nicht zuſagte, hatte für die ſchöne und hoheitsvolle Fürſtin doch inſoferne Reiz, als ſie ſich in einem Rahmen bewegte, der ſehr geeignet war für die Anmut und die frühe Majeſtät ihrer Erſcheinung. Sie und der König, ſowie deſſen zweite Tochter, Madame Victoire, waren die einzigen in der bourboniſchen Familie, die bei ihrem Auftreten ſofort ihren hohen Rang bekundeten. Die älteſte Tochter des Königs, Madame Adelaïde,*) verſprach, als ſie eben aufblühte, ſehr ſchön zu werden; doch war ihr Lenz ein ungemein kurzer. Bei Madame Victoire, der zweiten Tochter des Königs, erhielt ſich die gewinnende Erſcheinung länger, da ſich mit ihrer Schönheit Grazie verband, die ja bleibt, wenn die erſtere verſchwindet.

Die junge Dauphine war am Verſailler Hofe

*) Mme. Adélaïde avait eu un moment une figure charmante; mais jamais beauté n'a si promptement disparu que la sienne. Mme. Victoire était belle et très-gracieuse; son accueil, son regard, son sourire, etaient parfaitement d'accord avec la bonté de son âme. (Mémoires sur la vie privée de Marie-Antoinette, reine de France et des Navarre; par Mme. Campan.)

die vornehmste Dame nicht bloß dem Range nach, sondern auch vermöge ihrer Erscheinung und Gesinnung. In den unzähligen Gedichten, mit denen man ihre Ankunft in Frankreich feierte, ward die Hyperbel häufig verwendet, aber niemand konnte leugnen, daß das Lob ihrer Schönheit und Grazie, wenn auch überschwenglich ausgedrückt, große Wahrheit enthalte. Wenn man erwägt, daß Marie Antoinette, wie sämtliche Kinder der großen Kaiserin, sehr streng erzogen, in Wien zum fleißigen Lernen angehalten und, bei nicht seltener Lässigkeit, häufig getadelt ward, so ergibt sich ganz von selbst, daß die Schmeichelei in Frankreich ihr besser gefiel, als die Rüge in Österreich. Die Franzosen, welche, wenn sie liebenswürdig sein wollen, dies in so hohem Grade sind, waren es der Dauphine gegenüber stets und in der ausgesuchtesten Weise. Eine so junge Fürstin vermochte noch nicht zu unterscheiden, was dem Herzen entströmte, und was der Verstand eingab und dessen kühle Berechnung.

Madame Campan bezeugt es den Dichtern, daß sie in ihren Schilderungen von der Schönheit und Grazie der jungen Dauphine nicht mit zu starken Farben auftrugen. Das Bild, das sie von Marie Antoinette entwirft, entspricht der strengen Wirklichkeit. Wenn man genau nach den Worten der Madame Campan sich die Dauphine vergegenwärtigt, so begreift man, daß ihr die Herzen entgegenflogen. Madame Campan schildert die junge Fürstin mit folgenden Worten:

„Die Frau Dauphine, die bei ihrer Ankunft in Frankreich noch nicht das sechzehnte Lebensjahr erreicht hatte, war von blendender Frische. Sie erschien den Augen aller mehr als schön. Ihr äußeres Auftreten zeigte die vornehme Haltung einer deutschen Erzherzogin, verbunden mit französischer Grazie. In ihren Augen war Güte und Milde, ihr Lächeln hatte etwas Bezauberndes.“

Madame Campan fügt dann hinzu, daß die Dauphine trotz ihrer großen Jugend dem mancherlei Schwierigen, was die französische Etikette vorschrieb, durchaus gewachsen war. Wenn sie sich später häufig von der Etikette lossagte, so geschah es demnach nicht, weil sie den goldenen Rahmen nicht glänzend genug ausfüllte, sondern weil Herz und Geist sie aufforderten, ein niederes Gesetz unter ein höheres zu beugen und dem höheren Genüge zu tun. War es doch nicht möglich, daß beiden zu gleicher Zeit ihr Recht widerfuhr.

Es muß immer und immer wieder beklagt werden, daß diesem köstlichen Gefäße nicht ein gleich köstlicher Inhalt entsprach. Die Schuld daran darf Frankreich zugeschoben werden, wo nichts geschah, um der schönen geistigen Anlage, mit der die Dauphine ebenfalls von der gütigen Mutter Natur war ausgestattet worden, zur Entwicklung und Blüte zu verhelfen. Daß Marie Antoinette für Kunst, Literatur und alle höheren Reize des Lebens sehr leicht hätte gewonnen werden können, darauf muß bei jeder Gelegenheit hingewiesen werden, weil ihre Feinde

und Widersacher dies aufs entschiedenste bestreiten. Da der Abbé von Vermond seinem Amte als Erzieher und Lehrer der jungen Dauphine nur sehr ungenügend entsprach, so ist alles, was auf ernsterem Gebiete vorgenommen wurde, fast allein ihr gut zu schreiben.

Wir haben in den Briefen Marie Antoinettens an ihre Mutter und Geschwister ein treues Bild von ihrem Leben in Versailles, namentlich von demjenigen Teile, der nicht in Vergnügungen und Zerstreuungen verfloß, sondern dem Ausbau ihres Inneren gewidmet war. Aus einem Briefe, den sie an ihre Schwester Marie Christine am 28. Juni 1770 aus Marly schrieb, erfahren wir, daß sie in den wenigen einsamen Stunden, die ihr vergönnt waren, aus nützlichen Büchern geistige Nahrung sog, und daß ihr Gemahl, wenn sie sich eines trauten Zusammenseins mit ihm erfreute, was ebenfalls sich nicht häufig zutrug, ihr von Zeit zu Zeit vorlas. Sie erwähnt von den Büchern, die sie für sich studierte, einen Auszug aus der Geschichte Englands vom Abbé Millot.*) An der Geschichte Englands fand sie größeres Vergnügen, als an der Geschichte Frankreichs von demselben Verfasser. Ihr erscheint der Anfang der Geschichte von Frankreich dunkel und langweilig. Man tut ihr wohl nicht unrecht mit der Vermutung, daß sie sich durch das Dunkle abschrecken ließ und kaum bis zur Mitte des Buches vordrang.

*) J'ai là sur la table un abrégé de l'histoire d'Angleterre par un abbé Millot, j'en ai lu et cela m'a intéressée.

Weil sie bei ihrer Jugend dem Abstrakten abhold war und sich von dem Farbigen, Charakteristischen und Individuellen angezogen fühlte, so tat sie ganz gut, daß sie sich ein Buch geben ließ, in welchem fesselnde Einzelheiten aus dem Leben berühmter französischer Familien erzählt wurden. Dies prägte sie sich ein und konnte es verwerten, wenn Nachkommen aus jenen historischen Familien ihr vorgestellt wurden und verbindliche Worte von ihr erwarteten.

Marie Antoinette hatte bald Gelegenheit, das, was sie aus ihren geschichtlichen Studien lernte, auf eine, für andere erfreuliche Art zu verwenden. Als ihr der Herzog von Villequier vorgestellt wurde, besann sie sich auf rühmliche Taten seiner Altvordern und erwähnte sie gegen ihn in geschickter und verbindlicher Weise. Je weniger der Herzog erwartet hatte, daß die junge, eben aus Deutschland gekommene Fürstin etwas von der Geschichte seiner Familie wisse, desto mehr fühlte er sich durch den Hinweis auf die rühmliche Tat eines seiner Vorfahren geschmeichelt. Ihm traten vor Freude Tränen in die Augen.*)

Sie erwähnt ferner, daß ihr die französische Komödie großes Vergnügen gewähre. Es begreift sich dies sehr gut, wenn man das besondere Geschick der Franzosen für die Komödie kennt und überdies in Erwägung zieht, daß in den Jahren, wo Marie Antoinette Dauphine und Königin war, sowohl die

*) Il a été flatté au dernier point et en avait les larmes dans, les yeux.

Komödie, wie die Tragödie ausgezeichnete Darsteller aufwies.

Unter den Stücken, die ihr besonders gefielen, erwähnt sie ein Singspiel: „Rose und Colas", das damals in Paris und in allen französischen Städten, die ein Theater hatten, häufig gegeben ward, den Zuschauern stets zur höchsten Befriedigung. Es fand auch bald seinen Weg nach Deutschland, wo es ebenfalls sich der größten Gunst erfreute.

Wenn Marie Antoinette einen geistigen Genuß hatte, so dachte sie stets an ihre Mutter, die so viele Stunden ernsten Staatsgeschäften widmete und für das Vergnügen nur wenig Zeit übrig behielt. Sie wünschte dann, ihrer Mutter möge eine gleiche Aufheiterung zu teil werden.*)

Sie spricht sich in ihren Briefen an ihre Mutter und an ihre Schwester Marie Christine auch über französische Musik aus, und zwar in einer Weise, daß, wäre sie eine Zeitgenossin Wagners gewesen, und hätte er von ihren Äußerungen Kunde erhalten, sie von dem strengen Meister belobt worden wäre. Die französische Musik gefiel ihr nur wenig, weil sie weder süße Empfindungen, noch hohe Gedanken in ihr wachrief. Sie sehnte sich deshalb nach Gluck und deutscher Musik.**) Doch war sie vorsichtig in

*) Ce qui m'a le plus divertie jusqu'icy a été une pièce, appelée Rose et Colas que je voudrais voir représenter devant ma chère maman pour la distraire de ses grandes affaires.

**) Je voudrais un peu de musique allemande, mais je

dem Lobe Glucks, um bei der großen nationalen Eitelkeit der Franzosen nicht zu verletzen und anzustoßen.

Wie sehr es Marie Antoinette verlangte, häufige Nachrichten von ihren Verwandten zu empfangen, geht aus einem Briefe an ihre Schwester Christine hervor, in dem sie sich beklagt, daß dieselbe trotz ihres Versprechens beim Abschiede, oft zu schreiben, ein so langes Stillschweigen beobachte.*) Sie berichtet dann ferner in ihrem Briefe, daß nur ihre gute Mutter sie häufig mit Nachrichten erfreue. Wenn man die viele Zeit erwägt, die Maria Theresia ihren Regentenpflichten widmete, so sieht man erstaunt auf die langen Briefe, die sie an ihre Kinder schrieb, und erkennt darin, daß ihr Herz ebenso groß war, wie ihr Verstand.

Auch über ihren Bruder Joseph hat sich Marie Antoinette zu beklagen. Sie sagt von ihm, daß er sich in tiefe Betrachtungen versenke und sie ganz vergesse.

Marie Antoinette bemerkt dann noch, daß ihr Gemahl einen kleinen Anfall von Fieber gehabt, und fügt hinzu, daß sie nicht davon würde gesprochen haben, wenn sie nicht zugleich hätte erwähnen können, daß das Übel gänzlich gewichen sei.

---

n'ose pas trop vanter notre Gluck de peur de contrarier, et j'attends une occasion pour en glisser.

*) Et vous aussi, ma chère Christine, vous m'abandonnez; que sont devenues vos belles promesses?

Die Ansicht der jungen Fürstin, daß man den Empfänger eines Briefes so wenig wie möglich durch trübe Nachrichten verstimmen dürfe, ist gewiß eine richtige. Nur hat das Leben der meisten Menschen so viel mehr Nebel als Sonnenschein, daß die Briefschreiber, wollten sie dem Abwesenden ihren jedesmaligen Zustand treu schildern, meist zu dunklen Farben greifen müßten.

Ihren Vorsatz, nur Heiteres berichten zu wollen, führt sie durch, obgleich sie kurz erwähnt, daß über ihr Gemüt zuweilen schwarze Wolken hinhuschen. Indem sie darauf zurückkommt, was sie schon in einem früheren Brief erwähnt hatte, daß man bei Bäckern und Konditoren mit der aus weichem Teige geformten Figur der Dauphine*) die Schaufenster schmücke, erzählt sie, daß man in Gewerben und Künsten noch immer wetteifere, sie darzustellen. Sie berichtet auch über die nicht ermattende Lust, sie abzukonterfeien.

Marie Antoinette schreibt:

„Neulich hat man dem König und uns allen ein Gemälde gezeigt, das mich inmitten eines Blumenstraußes darstellt. Ich schaue aus einer Rose hervor."

Daß Marie Antoinette ihre Abbildung inmitten einer Rose nicht gerade geschmackvoll fand, geht aus der Art und Weise hervor, wie sie dieses Vorganges gedenkt. Sie sagt:

„Der König hat sich sehr darüber belustigt, und ich sah mich gezwungen, alles sehr niedlich und

*) Je suis dauphine pâte tendre.

ähnlich zu finden, so daß der Maler ganz glücklich von dannen ging."

Wie sehr sie diese Nichtigkeiten und unaufhörlichen Schmeicheleien satt hatte, bezeugen folgende Worte, aus denen der Unmut hervorklingt:

„Je voudrais bien qu'on en finît avec toutes ces fadeurs."

Sie spricht dann noch vom „excès de flatterie".

Doch erwacht wieder bei ihr eine freudige Empfindung, als sie berichtet, daß in einem Bilde von ihr das Bündnis zwischen Frankreich und Österreich verherrlicht werde. Diese Bemerkung machte sie wohl mehr für ihre Mutter, als für ihre Schwester. Sie konnte sich ja denken, daß sämtliche Briefe, die sie an ihre Geschwister schrieb, von ihrer Mutter gelesen wurden.

Ein Fest, wenn es mit Glanz und Geschmack in Szene gesetzt ward, bereitete der jungen Fürstin stets Vergnügen. Sie erzählt davon mit folgenden Worten:

„Das Souper, das uns die Herzogin von Mazarin*) in Chailly gab, hat mich sehr befriedigt. Es

*) Die reiche Herzogin konnte schon glänzende Feste geben. Der Kardinal von Mazarin hinterließ ja seinen Neffen und Nichten viele Millionen. Bei seiner Erraffung großer Reichtümer vereinte sich der Italiener mit dem Priester. Hinter seinen Leistungen blieben frühere Kardinäle, wenn sie auch ihre Truhen ansehnlich zu füllen gewußt hatten, doch weit zurück. Unter den französischen Ministern aus geistlichem Stande möchte ihm Talleyrand am nächsten kommen. Freilich brachte auch er es nicht so hoch, da er kürzere Zeit Minister war und nicht so

war prächtig, und alles von einer Fülle, die in Erstaunen setzte. Wir verließen sämtlich entzückt dieses Fest der Herzogin. Man wußte nicht, sollte man mehr den dort entfalteten Prunk oder den damit verbundenen feinen Geschmack bewundern."

Daß ihr Leben in Versailles kein ruhiges sei, erwähnt sie gegen ihre Schwester Amalie,*) ohne doch, wie gegen Christine, sich über die vielen Festlichkeiten zu beklagen.

Wie gern Marie Antoinette mit den Mitgliedern ihrer Familie, von denen sie so früh getrennt worden, in Gedanken zusammenlebte, geht aus dem leisen Vorwurf hervor, den sie ihrer Schwester Amalie macht, weil diese ihr nicht genug aus Parma berichtet. Sie bemerkt voll Innigkeit und Liebenswürdigkeit: „Faites moy donc vivre avec vous."

Da die Herzogin von Parma ihre Entbindung erwartete, so bemerkt sie in Bezug hierauf:

„Ich bin glücklich bei dem Gedanken, Tante zu werden."

Alsdann macht sie ihrer Schwester Mitteilungen aus einem Briefe, den sie am Vormittage aus der Heimat empfangen. Ihre Mutter wohnte in Schönbrunn und hatte den Großherzog von Toskana und dessen Gemahlin bei sich zum Besuche. Auch der Herzog von Kurland weilte dort als Gast. Sie bemerkt, daß alle Fremden nicht eher abreisen würden,

unumschränkt schalten und walten konnte, wie der Gemahl Annas von Österreich.

*) Notre vie icy est le mouvement perpétuel.

als bis sie das Namensfest der Kaiserin mitgefeiert hätten.

Daß Marie Antoinette bei der Innigkeit ihres Wesens die Männer ihrer Schwestern wie ihre Brüder betrachtete, kann man aus mannigfachen Äußerungen in ihren Briefen ersehen. Die Herzogin von Parma hatte ihr geschrieben, sie sei von ihrem Gemahl beauftragt worden, ihr zu sagen, daß er seine Schwägerin im Geiste umarme. Sie habe ihm scherzend erwidert, dies sei vielleicht nicht im Geiste ihrer Schwester. Hierauf antwortet Marie Antoinette:

„Nicht allein nehme ich es durchaus nicht übel, daß der Herzog mich umarmt; ich erwidere seine Zärtlichkeit als gute Schwester." *)

Noch bevor das erste Jahr schloß, das Marie Antoinette in Frankreich verbrachte, trug sich ein politisches Ereignis zu, welches sie ihrer selbst wegen betrübte, aber noch mehr, wenn sie bedachte, wie die Kunde davon ihre Mutter peinlich berühren werde. Der König, dem unaufhörlichen Drängen der Gräfin Dubarry nachgebend, hatte seinen ersten Minister, den Herzog von Choiseul, entlassen, die festeste Stütze für das österreichische Bündnis, dem es fast gänzlich an Freunden fehlte. Marie Antoinette bespricht dies Ereignis in einem Briefe an ihre Mutter kurz vor dem Schlusse des Jahres, am 27. Dezember 1770. Da das Gerücht von der bevorstehenden Entlassung des Herzogs von Choiseul seit Wochen die Hofluft

*) Non seulement je ne trouve pas mauvais que Mr. le duc m'embrasse, je le lui rends en bonne sœur.

durchschwirrte, so hatte Marie Antoinette auf die Hiobspost vorbereitet.*)

Sie zögert demnach nicht, ihr die unwillkommene Kunde gleich im ersten Satze ihres Briefes mitzuteilen. Vermöge ihres schönen Gemütes fällt ihr alles ein, was sie dem Herzoge verdankt, der ihr so oft ein kluger Berater gewesen.

Während Marie Antoinette dankbar überdachte, was der ungnädig entlassene und auf einen fernen Landsitz verwiesene Minister für sie und ihre Familie gewesen, fiel ihr zugleich ein, daß sie am Versailler Hofe eigentlich wenig Freunde habe. Daß sie durch alle äußere Ehrerbietung und unabläßige Schmeichelei allmählich auf den Grund der Dinge zu sehen begann, macht ihrer frühen Menschenbeobachtung alle Ehre. Sie schreibt an ihre Mutter, wie sie oft den Eindruck empfange, daß ihre Umgebung in ihr die Fremde sehe. Von dem entlassenen Minister rühmt sie, daß er durch gewandte Rede sie darauf hingeführt habe, wie sie klug tue, alles zu vermeiden, was an ihre fremde Nationalität erinnere.**)

---

*) Ce sera, je n'en doute pas, pour votre souvenir comme il en est pour mon cœur mal finir l'année d'apprendre que les rumeurs dont je lui avais parlé depuis longtemps se sont réalisées.

**) On a beau être dauphine de France, en n'en est pas moins quoi qu'on fasse, une étrangère; je ne sais, si je me trompe, mais autour de moi on a l'air de s'en souvenir, et si le bon duc s'en souvenait c'était pour m'indiquer en quelques petits mots souvent indirects, mais peu équivoques, les moyens de le faire oublier.

Da das neue Jahr herannahte, so spricht sie ihrer Mutter Glückwünsche aus für den kommenden Zeitabschnitt. Sie vergegenwärtigt sich hierbei, wie der erste Tag des neuen Jahres in der Hofburg begangen ward. Sie und ihre Geschwister begaben sich in feierlichem Zuge in die Gemächer der Kaiserin, sprachen in kindlicher Ehrerbietung ihre Glückwünsche aus und empfingen den mütterlichen Segen. Indem sie ihre Mutter bittet, auch aus der Ferne die segnende Hand auf das Haupt ihres Kindes zu legen, ersucht sie zugleich die menschen- und staatskundige Herrscherin, ihr stets Ratschläge zu erteilen, damit sie auf ihrer gefährlichen Laufbahn nicht ohne Beistand dahinschreite.

Im Namen des Dauphins spricht sie keine Glückwünsche aus, da dieser sich vorbehalten hatte, an seine Schwiegermutter eine eigenhändige Gratulation gelangen zu lassen.

Am 3. Januar 1771 wünscht Marie Antoinette ihrer Schwester Christine Glück zum neuen Jahre. Sie entschuldigt sich, daß es nicht früher geschah, bemerkt aber, daß die vielen Feierlichkeiten in Versailles es ihr unmöglich gemacht hätten. Da sie immer, wenn ihr etwas besonderen Genuß verschaffte, ein Mitglied ihrer Familie sich zur Seite wünschte, auf daß dieses sich mit ihr freue, so bemerkt sie, wie gern sie ihre Schwester bei sich gehabt hätte, als sie dem Ordensfeste des heiligen Geistes beiwohnte.*)

*) J'aurais voulu vous avoir avec moy dans la tribune à la cérémonie de l'ordre du Saint-Esprit.

Marie Antoinette erwähnt, daß Ludwig XV. als Großmeister des Ordens einen majestätischen Eindruck gemacht habe, eine Auffassung, die durchaus der Wirklichkeit entsprach. Es ward ja in einer früheren Schilderung des allerchristlichsten Königs darauf hingewiesen, daß nur der Kaiser Franz I. ihm in Bezug auf das Aussehen eines Herrschers den Rang streitig machen konnte. Da der römische Kaiser seit einigen Jahren gestorben war und sein Sohn Joseph, sein erwählter Nachfolger, körperlich weit hinter ihm zurückstand, so sehr er ihn auch an Geist und großem Sinn übertraf, so war Ludwig XV. unter den damaligen Herrschern Europas die am meisten majestätische Erscheinung.

Wenn Marie Antoinette dann hinzufügt, daß ihr Gemahl in einem ähnlich kostbaren Kostüm, wenngleich minder prächtig, als das königliche, gut repräsentiert*) habe, so war dies Urteil durch Zuneigung wohl ein wenig bestochen. Ihrem vortrefflichen Gemahle ging leider die Repräsentation, die für seinen hohen Rang so sehr erforderlich war, gänzlich ab.

Der Graf von Artois, ihr jüngster Schwager, war unter die Ritter des heiligen Geistes aufgenommen worden. Da Graf von Artois ein hübsches Äußeres und das anmutige Benehmen des Franzosen hatte, so ist gegen das Lob, was sie ihm in ihrem Briefe spendet, nichts einzuwenden. Sie hatte ihren Schwager genau beobachtet, da sie wußte, daß

*) Mr. le dauphin a bien représenté sous son grand costume.

er sich gern kleine Schelmereien erlaubte. Wenn sie nun herausfand, daß, so vorteilhaft auch im allgemeinen sein Auftreten gewesen sei, er doch ein wenig an einen Pagen erinnert habe, der sich großen Zwang antue, um während einer langen Feierlichkeit nicht aus der Rolle zu fallen, so war dies eine ebenso richtige Bemerkung, wie in Betreff der imposanten und majestätischen Erscheinung des Königs. Nach der Zeremonie gratulierten alle dem Grafen von Artois zu seiner neuen Würde.

Daß Marie Antoinette ihre Schelmerei — die eigentliche Fröhlichkeit, die sie aus der deutschen Heimat mitgebracht hatte, ging ihr allmählich in Frankreich verloren — von Zeit zu Zeit noch frei walten ließ, erhellt aus ihrer Bemerkung, sie hätte den Grafen von Artois, als sie ihn zu seiner neuen Würde beglückwünschte, gern zum Lachen gebracht. Es sei ihr aber nicht gelungen. Er habe die, ihm ausgesprochenen Glückwünsche mit dem ernsten und stolzen Verhalten eines römischen Kaisers entgegengenommen.

Über folgende Bemerkung ihrer Tochter wird Maria Theresia Freude gehabt haben. Sie empfahl ihr nämlich fast in jedem Briefe, auf den leisesten Wink des Königs zu achten, und sie ersah aus einer Tatsache, daß Marie Antoinette sich nach dieser Vorschrift richtete. Der König hatte im Laufe des Gesprächs die Bemerkung hingeworfen, daß es passend sein dürfte, wenn sie von Zeit zu Zeit in ihren Gemächern einen Ball veranstaltete. Seitdem gab

sie jede Woche eine Tanzgesellschaft bei sich, zu der hinzugezogen zu werden die vornehme Welt großes Verlangen trug.

Wie aber fast nichts dem Menschen gelingt, ohne daß er zuvor Hindernisse besiegen mußte, so war es der jungen Dauphine auch nicht leicht geworden, ihren Bällen jene heitere Anmut zu geben, die sie für alle Eingeladenen so anziehend machte. Die Oberhofmeisterin *) hatte für diese Bälle die strengen Vorschriften der Etikette aufrecht erhalten wollen, doch war es diesmal der Dauphine, die wahrscheinlich einen Rückhalt an dem König fand, gelungen, ihre freieren Ansichten durchzusetzen.

Daß Marie Antoinette, da sie ja in der Heimat des Geschmackes Wohnung genommen hatte, von Mitgliedern ihrer Familie häufig Aufträge bekam, ihnen dies und jenes für die Toilette zu besorgen, ist selbstverständlich. Sie berichtet nun ihrer Schwester Christine in einem Briefe vom 7. Januar 1771, daß eine Kammerfrau, die sich auf Sachen des Geschmackes und der Mode sehr gut verstehe, den zwiefachen Auftrag, der ihr geworden, vermutlich aufs beste ausrichten werde.**) Die für einen Juwelier lautende Bestellung betraf ein Hochzeitsgeschenk. Sie bemerkt nun, auch von ihr werde eine Gabe eintreffen.

*) J'ai donné la direction à Mme. de Noailles qui est d'une sévérité exemplaire sur le détails à être ennuyante.

**) Vous aurez une poupée avec les étoffes de Lyon, et le joaillier sera bientôt à l'œuvre pour les dessins que je me ferai montrer.

Da ihr älterer Schwager, der Graf von Provence, Hochzeit zu machen gedachte, so ging sie ganz natürlich zu dieser Feier über. In der Art und Weise, wie dies geschah, zeigte sich deutlich, daß sie den Hochmut, der den Grundzug in dem Charakter ihres Schwagers bildete, richtig erkannte. Sie erzählte ihrer Schwester, daß der Graf von Provence *) seinen Kopf noch viel höher trage, seitdem er wisse, daß der König von Sardinien zu seiner Verheiratung mit dessen Tochter die Einwilligung erteilte, und daß seine Verlobte bereits die üblichen Glückwünsche entgegennahm. Während sie über die stets feierliche Miene des Grafen von Provence spöttelt, rühmt sie das immer heitere Antlitz ihres jüngeren Schwagers.

Daß es am Scherz im königlichen Kreise nicht ganz fehlte, geht aus einer Bemerkung des Grafen von Provence hervor, die Marie Antoinette in ihrem Briefe mitteilt. Diese Bemerkung, wenn sie auch die königliche Familie lachen machte, hatte doch mehr von boshaftem Spotte, wie er dem Naturell des Grafen von Provence entsprach, als von frischer, argloser Laune.

Man erwartete am französischen Hofe den Besuch einer Fürstin aus nahe verwandtem Hause. Es war die Prinzessin Christine von Sachsen, die ein unschönes Äußeres hatte. Marie Antoinette deutet dies in ihrem Briefe an mit den Worten: „dont vous

*) Monsieur de Provence tient la tête encore plus haute depuis qu'il sait que son mariage a été déclaré par le roy de Sardaigne et que sa fiancée a reçu les compliments officiels.

connaissez la figure". Da sie diesen Umstand nicht verschweigen darf, weil sonst der von ihr zu erzählenden Geschichte die Pointe fehlen würde, so vergißt sie doch nicht, die Gutmütigkeit der Prinzessin hervorzuheben, bevor sie deren Häßlichkeit streifend erwähnt. Sie sagt: „la bonne princesse Christine de Saxe".

Als man sich an der königlichen Tafel über die bevorstehende Heirat des Grafen von Provence unterhielt, erhob plötzlich Graf von Artois seine Stimme und erklärte, er beabsichtige ebenfalls eine Sabinerin zu entführen. Da der Graf von Artois keine ernsteren geschichtlichen Studien gemacht hatte, so ergriff er mit Begierde die Gelegenheit, zu zeigen, daß es ihm auf diesem Felde nicht ganz an Kenntnis fehle. Der Graf von Provence antwortete ihm nun in trockenem Tone, wenn es ihn so sehr nach einer Sabinerin gelüste, so möge er Christine von Sachsen entführen. Bei der allen bekannten Häßlichkeit der Prinzessin hatte er die Lacher auf seiner Seite. Dieser Witz zeugte von Kälte seines Herzens. Da seine Mutter eine sächsische Prinzessin war, so spottete er über eine nahe Verwandte derselben, nämlich über ihre Schwester, die Äbtissin von Remiremont. *)

Aus dem zärtlichen Schlusse dieses Briefes entnimmt man mit Recht, daß die Dauphine unter ihren

*) Man wird sich nach dieser Probe nicht darüber wundern, daß der Graf von Provence im Jahre 1787 Karrikaturen zeichnete, welche die Königin als Dame Defizit darstellten. (Mémoires sur la Restauration par la Duchesse d'Abrantès. Tome second, pagina 188.)

Schwestern Christine am meisten liebte, wie unter ihren Brüdern den Kaiser Joseph.

Der Schluß dieses Briefes lautet:

„Adieu, adieu, chérissime sœur, je vous aime bien tendrement.“

In einem Briefe an ihre Mutter, den sie am 14. Februar 1771 schrieb, erwähnt sie, daß man bei der anhaltenden Kälte sich in Wien wohl häufig mit Schlittenfahrten vergnüge. Sie fügt hinzu, daß man in Versailles, wo man dies Vergnügen sich nicht oft gönnen könne, ebenfalls mit dem Schlittenfahren Versuche anstelle. Vor allem verdanke man dieser Fahrt in frischer Luft einen guten Appetit.

Der Schnee hätte gar nicht gelegener kommen können, da am Hofe ein nordischer Gast weilte, nämlich der schwedische Kronprinz, der spätere Gustav III. Marie Antoinette hatte mit dem schwedischen Kronprinzen mehrere Male zu Abend beim Könige gespeist und ihn zu einem ihrer wöchentlichen Bälle eingeladen.

Sie erwähnt dann die bevorstehende Hochzeit des Grafen von Provence, deren sie ja schon in dem Briefe an ihre Schwester Christine gedachte. Der Herzog von Saint-Mégrin sei ausersehen, die Prinzessin Louise von Savoyen an der Landesgrenze zu empfangen und sie nach Fontainebleau zu geleiten.

Da Marie Antoinette den Wunsch ihrer Mutter sich vergegenwärtigt, daß sie ihre Kenntnisse erweitere, so bemerkt sie: „Ich habe wieder manches über die Geschichte der vornehmsten französischen Familien

nachgeleſen.“ Doch fügt ſie ehrlich hinzu, ſie ſei damit nicht weit gekommen, die vielen Feſtlichkeiten hätten ihre Zeit faſt ganz in Anſpruch genommen.

Weil ſie treu bekannt hatte, daß bei dem Leben in Verſailles an ein anhaltendes Studium nicht zu denken ſei, ſo bemerkt ſie beruhigend für ihre Mutter, daß ſie das Italieniſche nicht ganz vernachläſſige und dabei dankbar des guten Abbé Metaſtaſio*) gedenke, der unter ihren Lehrern ſich die meiſte Mühe mit ihr gegeben und gewünſcht habe, ſie möge etwas lernen.

Da Maria Thereſia in ihren Briefen wiederholt darauf zurückkam, ſie wolle ein treues Bild von dem Leben ihrer Tochter in Frankreich haben, ſo erwähnt Marie Antoinette, daß nach ihrem Geſchmacke zu viel Etikette in Verſailles herrſche. Sie iſt aber klug genug, ihrer ſtrengen, das Überkommene hochhaltenden Mutter nicht vorzeitig zu bekennen, daß ſie mit der Abſicht umgehe, dieſe Feſſel ſo viel wie möglich von ſich abzuſtreifen.

Die Güte des Königs gegen ſie hat Marie Antoinette nach wie vor zu rühmen, doch erwähnt ſie, daß ihre Tante Adelaïde ſie zuweilen einſchüchtere.**) Damit aber ihre Mutter nur nicht glaubte, es gehe ihr

*) Mes seuls ouvrages italiens sont ceux de mon cher abbé Metastasio, celui de tous mes maîtres qui prenait le plus de zèle et de plaisir à m'apprendre quelque chose.

**) Ma tante Adélaïde m'intimide un peu. Dieſe Prinzeſſin, die ſchon als Kind hartnäckig auf ihrem Kopfe beſtand, vermochte nicht ſo leicht, die ihr überkommene Abneigung gegen die Habsburger niederzukämpfen.

schlecht in der Fremde, fügt sie gleich hinzu, daß ihre Tante Victorie sie verziehe.

Am 14. Mai 1771 — also ungefähr ein Jahr nach der Verheiratung des Dauphins — trat der Graf von Provence in den heiligen Ehestand. Marie Antoinette schildert in einem Briefe an ihre Schwester, wie sie, in Begleitung des Königs, ihrer neuen Schwägerin bis Fontainebleau entgegengefahren sei. Da der Graf von Provence seine Braut ebensowenig persönlich kannte, wie es bei dem Dauphin und Marie Antoinette der Fall gewesen war, so stellte der König, der zuerst die Prinzessin väterlich und huldvoll begrüßte, diejenigen einander vor, die künftighin den Lebensweg in unauflöslicher Gemeinschaft wandeln sollten. Der Graf von Provence küßte seine Braut auf die Wange. Dann wurde sie vom Dauphin und den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie umarmt und willkommen geheißen. Da Marie Antoinette einen höheren Rang hatte, als die Tanten des Grafen von Provence, so begrüßte sie die savoyische Königstochter auch vor ihnen, was bei den so viel älteren Damen keine angenehmen Empfindungen erweckte. So nahm Marie Antoinette ganz ohne ihre Schuld häufig gegen sich ein. Fast jeder Mensch, er sei männlichen oder weiblichen Geschlechtes, ist Sklave zwingender Verhältnisse. Die Prinzessin von Savoyen war offenbar durch die herzliche Begrüßung der königlichen Familie sehr beglückt. Das gemütvolle und liebenswürdige Wesen Marie Antoinettens tat ihr besonders wohl. Während sie im allgemeinen

den einen, ihr dargebrachten Kuß in gleicher Weise erwiderte, umarmte sie die Dauphine zweimal.*)

Da die Gräfin von Provence durchaus nicht hübsch war, so brauchte Marie Antoniette nicht zu befürchten, daß sie ihr den ersten Platz, den sie bisher am Hofe in Bezug auf Schönheit und Grazie eingenommen, werde abzutreten haben. Übrigens kam der Gedanke, sich mit der neuen Schwägerin zu vergleichen, kaum bei ihr auf. Sie war, wie aus angeführten Beispielen hervorgeht, gar nicht eitel.**)

Der Graf von Provence, der für Frauenreiz fast unempfänglich zu sein schien, zeigte sich mit dem Aussehen seiner Braut zufrieden, der Dauphin dagegen fand seine Schwägerin häßlich. Da er sich zuweilen derber Ausdrücke bediente, so behauptete er, sie habe einen Schnurrbart. Marie Antoinette, die ihrer Schwester diese Äußerung des Dauphins mitteilt, fügt von ihrer Seite doch gleich etwas Gutes hinzu, um das Häßliche des Schnurrbartes, was sie teilweise zugeben muß, ein wenig herabzumindern. Sie erwähnt, daß ihre Schwägerin sehr schöne Augen habe. Diese Zierde war allerdings vorhanden. Doch minderte es etwas die Schönheit der Augen, daß sie unter allzu starken Brauen hervorblickten. Die Stirn, wenngleich das Gesetz griechischer Schönheit

*) Elle eu pour moy une attention toute particulière et elle m'a embrassée deux fois.

**) Maria Theresia machte ihr ja Vorwürfe, daß sie nicht genug auf ihre Zähne achte, es auch vernachlässige, wie sich ihr Oberkörper am günstigsten darstelle.

den Frauen keine hohen Stirnen zuerteilt, war allzu niedrig. Über dieser niedrigen Stirne erhob sich ein Wald von Haaren, der auf das Gesicht drückte, so daß die Gräfin von Provence auf den ersten Blick durchaus nicht für sich einnahm. Wenn Marie Antoinette den Wald von Haaren bei ihrer neuen Schwägerin ebenso zugeben muß, wie vorhin den Schnurrbart, so sucht sie bei ihrer Gutmütigkeit wiederum dem mangelhaften Äußeren durch innere Eigenschaften aufzuhelfen. Sie bemerkt, daß die Gräfin von Provence durch ihre starken Augenbrauen und ihr fast zu reiches Haupthaar den Eindruck mache, als ob sie von harter und stolzer Gemütsart sei; hier aber täusche durchaus der Anschein. Die Gräfin von Provence sei im Gegenteil sanft und schüchtern. Auch zeige sie sich den Schwierigkeiten in ihrer neuen Lage vollkommen gewachsen.*)

Wiederum bezeugt eine Äußerung, daß zu viel Zeremoniell und Repräsentation nicht nach dem Geschmacke der Dauphine waren. Da die Gräfin von Provence vor Festen und Vorstellungen gar nicht zu sich selbst kommen konnte, so bemerkt Marie Antoinette, daß sie ihre Schwägerin bedauere und an das vergangene Jahr denke, wo sie Gleiches habe durchmachen müssen.**)

Die Gräfin von Provence sagte zu Marie Antoinette, als sie sich einen Augenblick allein sprechen

*) Elle se tire à merveille des difficultés.

**) Je continuais à la plaindre, il y avait cercle des ambassadeurs et des complimens interminables.

konnten, sie rechne auf Freundschaft und guten Rat von ihrer Seite.

Wie in Versailles immer eine Abwechslung die andere verdrängte, geht aus vielen Äußerungen der jungen Dauphine hervor, die ja stets der schönste Schmuck aller Feste war, wenn sie sich auch oft mit ihrem Herzen nicht voll daran beteiligte. Ihre Schwester hatte den Besuch der schwedischen Prinzen am französischen Hofe erwähnt. Hierauf erwidert Marie Antoinette, dieselben seien fast schon vergessen.*) Wie sie aber nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt, sich wohlwollend zu äußern, so fügt sie hinzu, daß der Kronprinz allgemein für einen Mann gehalten werde, der vielen Verstand besitze und fleißig studiert habe. Die schwedischen Prinzen hätten ihr Inkognito so viel wie möglich aufrecht erhalten. Sie wären allen unnützen Zeremonien aus dem Wege gegangen. Dahingegen habe man sie häufig in Akademien, sowie bei Künstlern und Gelehrten gesehen.

Wie zärtlich sie mit den Schwestern ihres Gemahls verkehrte und wie sie, selbst noch jung, sich als Mutter derselben betrachtete, geht aus folgenden Worten hervor:

„In diesem Augenblicke treten Klothilde und Elisabeth ein, um mich zum Spaziergange abzuholen. Ich fühle mich als Familienmutter."

---

*) A propos, les princes de Suède dont vous me parlez sont déjà de l'histoire ancienne.

Das gute Herz Marie Antoinettens leuchtet wie ein warmer Sonnenstrahl aus allen ihren Briefen. Wenn sie einmal nicht umhin kann, ihre Tanten *) zu tadeln — die alternden, zuweilen wunderlichen Damen waren sehr ungleich in ihrem Benehmen gegen die holde Dauphine — so macht sie es gleich wieder gut durch das wärmste Lob ihrer beiden Schwägerinnen. Klothilde, die damals zwölf Jahre zählte, und die sich ebenso jung nach Piemont verheiratete, wie Marie Antoinette nach Frankreich, wird in Bezug auf ihre große Sanftmut gerühmt. Sie glich also hierin ihrem Bruder, dem Dauphin. Überdies sei sie sehr entgegenkommend. Ein gütiges Lächeln schwebe stets auf ihren Lippen. Bei ihrer jüngeren Schwägerin Elisabeth fehle dagegen die Sanftmut ganz und gar. Marie Antoinette durfte dies, bei einer gewissenhaften Charakterschilderung, nicht verschweigen, fügt aber gleich hinzu, sie wolle keineswegs damit gesagt haben, daß Elisabeth von bösartigem Charakter sei. Allerdings bestehe sie häufig auf ihrem Willen, sei rebellisch und widersetze sich den ihr erteilten Geboten, so daß ihre Erzieherinnen einen ziemlich schweren Stand bei ihr hätten. Wie richtig Marie Antoinette die Menschen beurteilte — diesen Vorzug bei der noch so jungen Dauphine hoben wir schon einmal hervor — geht aus ihrer Schlußbemerkung über Elisabeth hervor:

*) Je ne me suis pas encore bien rendu compte des vrais sentiments des tantes qui sont tantôt démonstratives, tantôt froides et piquantes.

„Man gewahrt zuweilen bei ihr Zeichen von tiefem Gefühl, die ungemein für sie einnehmen.“ *)

Wenn sie den Grafen von Provence als einen kaltherzigen Menschen schildert, der nicht aus sich herausgehe, und von dem man nicht recht wisse, wie man mit ihm daran sei, so hat sie in ihrer Charakterisierung den Nagel auf den Kopf getroffen. Seinen Hang, den Schwächen anderer nachzuspüren und sich über sie lustig zu machen, erwähnt sie mit berechtigtem Unmute. Sie belegt ihre Rüge durch ein Beispiel. Neulich habe Klothilde einen Sprachfehler gemacht und der Graf von Provence darüber so unnachsichtig gespottet, daß das arme Kind nicht gewußt, wo sie sich vor Scham verstecken solle. In Bezug auf sich bemerkt die Dauphine, daß sie seitdem in seiner Gegenwart nicht den Mund zu öffnen wage.**)

Wenn sie ihren jüngeren Schwager mit zwei Worten schildert, so trifft sie auch hier das Richtige.

---

*) Diese Prinzessin, die als Kind oft rebellisch war, entwickelte sich unter der liebevollen Obhut Marie Antoinettens und ihres guten Bruders zu einer musterhaften Jungfrau. Als der unglückliche Ludwig XVI. in den Jahren der Revolution von seinen Brüdern, Tanten, Schwägerinnen und den meisten Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt — der um Volksgunst buhlende Herzog von Orleans blieb allerdings in Paris — verlassen ward, harrte sie wie ein Engel des Trostes bei ihm aus, teilte seine Gefangenschaft im Temple und starb wie eine Heilige.

**) Da Marie Antoinette als Dauphine das Französische noch nicht richtig schrieb, so sprach sie es auch wahrscheinlich nicht ganz korrekt.

Sie bemerkt sehr glücklich in Betreff seiner, daran anknüpfend, daß der Graf von Provence den Sprachfehler seiner Schwester Klothilde so streng gerügt hatte, der Graf von Artois quäle sich nicht viel um Grammatik. Er sei leichtfertig wie ein Page.

Auch über die Gräfin Dubarry urteilt Marie Antoinette mit erstaunlicher Menschenkenntnis, wenn man ihre sechzehn Jahre erwägt und nebenbei, was noch wichtiger ist, daß sie von dergleichen Persönlichkeiten bis dahin kaum gehört, geschweige denn mit ihnen gesellschaftlich verkehrt hatte.

Wenn Marie Antoinette die Gräfin Dubarry als „la faiblesse“ bezeichnet, so kann man sich diesen Ausdruck zuerst nicht leicht erklären. Nach kurzem Nachdenken findet man aber diese Bezeichnung durchaus passend. Die Gräfin Dubarry hatte den stärksten Hort der Frau, die Tugend, preisgegeben. Sie war also dort von unwürdiger Schwäche gewesen, wo es der zarten Frau geziemt, stark zu sein und jeden Angriff auf ihr Palladium tapfer zurückzuschlagen.

Marie Antoinette bemerkt nun, wie sie der Gräfin Dubarry gegenüber ganz das Benehmen einhalte, das ihre Mutter ihr vorgeschrieben.*) Sie hat leider zu berichten, daß die Gräfin an dem Souper der königlichen Familie teilnehmen durfte. Wer von dem Charakter und dem Verhalten der Favoritin etwas Genaueres weiß, erkennt bald, daß Marie Antoinette auch diese, ihr ganz neue und teilweise

*) Je me suis tenue devant la faiblesse avec toute la réserve que vous m'aviez recommandée.

unverständliche Persönlichkeit merkwürdig richtig erfaßte. Sie findet den Ton, den die Gräfin ihr gegenüber anschlage, halb respektsvoll, halb verlegen, und dann wieder vermessen, als ob sie ihre Protektorin wäre. Alle diese Verschiedenheiten in dem Benehmen der Gräfin erklärten sich ganz natürlich aus ihrer zweideutigen Stellung und ihrer Gemütsart. Das Ehrfurchtsvolle, das sie in ihrer Verneigung bezeigte und in den Antworten, die sie auf die sehr seltenen Anreden der Dauphine erteilte, gebührte ja einfach der vornehmsten Dame des Hofes. Die Verlegenheit, die sie nicht ganz zu verbergen vermochte, floß aus ihrer zweideutigen Stellung. Trotz aller Keckheit, welche die Gräfin Dubarry charakterisierte, fühlte sie doch, daß sie nicht würdig sei, an einer Gesellschaft teilzunehmen, über welcher die Tochter der erhabenen Maria Theresia wie ein goldiger Stern leuchtete.

Auch in Betreff der Miene einer Protektorin, die Marie Antoinette bei der Gräfin zuweilen anzutreffen glaubte, irrte sie sich keineswegs. Die Gräfin, die den alternden König ganz beherrschte, bot ihr gleichsam einen Schutz an gegen alle, die ihr Unliebsames bereiteten. Sie hatte hierbei vorzüglich die Töchter des Königs im Auge, die, wie ihr berichtet worden, zuweilen an der Dauphine ihre böse Laune ausließen. Da nun die Gräfin, trotz der Zurückhaltung, die Marie Antoinette ihr gegenüber beobachtete, doch dem Reize, den die holde und liebenswürdige Fürstin auf alle, die ihr nahe kamen, ausübte, nicht widerstehen konnte und überdies ein gutes

Herz hatte, so würde sie mit dem größten Vergnügen der heiteren Dauphine gegen ihre oft verdrießlichen Tanten zu Hilfe gekommen sein. Vermöge der kecken, ja derben Weise, in der sie sich meist im Verkehr mit dem Könige bewegte, und welche diesem sehr zusagte, hätte sie, wenn sie nur den Auftrag dazu bekommen, ihm zur Pflicht gemacht, seinen Töchtern einzuschärfen, daß sie durch ihre altjüngferlichen Grillen der lieblichen Dauphine nicht die heiteren Tage der Jugend verdüsterten.

Wenn Marie Antoinette, nachdem sie ihrer Mutter erzählte, wie sie sich der Gräfin Dubarry gegenüber verhalte, erwähnt, daß der Dauphin dieselbe gar nicht leiden könne, aus Respekt vor dem Könige aber seine Abneigung nicht allzu sichtbar werden lasse, so entspricht dies ganz dem tugendhaften, aber etwas furchtsamen Charakter des späteren Ludwigs XVI.

Daß die Gräfin Dubarry in den Ton einer Protektorin, selbst den höchsten Personen gegenüber, verfallen konnte, erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, wie ihr, gleich einer Königin, gehuldigt ward. Zu ihrem Lever drängten sich die vornehmsten Hof- und Staatsbeamten. Natürlich erfuhr Marie Antoinette davon, wenn man ihr auch das verschwieg, was sie hätte verletzen können. Sie berichtet nun ihrer Mutter, was man ihr erzählt hatte. Es gehe in dem Palaste der Gräfin ganz wie bei Hofe zu. Der vornehmste Adel, die Minister, ja die Gesandten erschienen zur Aufwartung. Die Gräfin zeige sich dann für einige

Augenblicke den in einem Halbkreise Versammelten, diesem und jenem ein huldvolles Wort hinwerfend. Marie Antoinette erwähnt nicht, daß auch hohe Würdenträger der Kirche beim Lever der Favoritin erschienen. Es ist zu vermuten, daß man dies der Dauphine verschwieg, damit ihre Religiosität nicht durch unwürdige Vertreter der Kirche verletzt werde. Möglich auch, daß man keinen Anstand genommen hatte, ihr diesen und jenen Prälaten zu bezeichnen, der bei der Gräfin antichambriere, daß sie aber Bedenken trug, ihrer strenggläubigen Mutter so etwas Verächtliches von einem Fürsten der Kirche mitzuteilen. Dergleichen war in Österreich einfach unmöglich.

Marie Antoinette, mochte sie sich noch so verletzt fühlen, daß sie mit der Gräfin Dubarry gesellschaftlich verkehren mußte, enthält ihr doch das Lob nicht vor, das man ihr schon zugestehen durfte. Sie sagt, daß die Gräfin, im großen und ganzen genommen, eine gutmütige*) Person sei.

Am Schlusse ihres Briefes kehrt Marie Antoinetten die heitere Laune zurück, die ihr die Gräfin Dubarry vorübergehend geraubt hatte. Auf den Himmel blickend und die draußen herrschende Temperatur beachtend, bemerkt sie, daß es zu regnen anfange. Um die Allmacht der Gräfin zu versinnlichen, fügt sie scherzend hinzu: „C'est probablement qu'elle l'aura permis."

*) Au fond c'est une bonne personne.

In den Briefen Marie Antoinettens an ihre Schwester Christine erklingt oft ein sehr heiterer Ton. So berichtet sie einmal, daß sie aus dem Tanzen gar nicht herauskomme. Am 3. März hatte sie einen der gewöhnlichen Wochenbälle in ihren Gemächern. Später wohnte sie mit ihrem Gemahl, der Gräfin von Provence und ihren Schwägern einem Feste bei, wo man bis zum Morgen tanzte. Ihre treue Anhänglichkeit an die Heimat kommt in den Briefen, die an die Mitglieder ihrer Familie gerichtet sind, fast jedesmal zum Vorschein. So erwähnt sie, daß ihre wöchentlichen Bälle ihr deshalb besonders angenehm seien, weil auf ihnen fast regelmäßig der österreichische Gesandte erscheine. Sie benutze dann die günstige Gelegenheit, um mit ihm von der süßen Heimat zu sprechen.

Daß ihre Oberhofmeisterin sich nur auf die Etikette verstand und keinen weiten Gesichtskreis beherrschte, ist bereits gesagt und bedauert worden, insofern alle die nützlichen Ratschläge ausblieben, die der jungen, unerfahrenen Fürstin in ihrer schwierigen Stellung so sehr hätten zu statten kommen können. Sobald es Angelegenheiten betraf, wo das warme Herz, und nicht die kalte Etikette, zu sprechen hatte, war die Oberhofmeisterin nicht an ihrem Platze. Marie Antoinette gab es deshalb auf, mit der Oberhofmeisterin höhere Dinge zu besprechen und zu beraten.*) Die Etikette blieb ihr stets etwas Unter-

*) It est bien difficile de bien s'entendre sur des chose en dehors de l'étiquette avec Mme. de Noailles.

geordnetes. Sie fügte sich ihr, wo sie nicht anders konnte, würde aber, hätte sie, wie ihr genialer Bruder Joseph, freie Hand gehabt, viele lästige Gebräuche ebenso beschränkt oder abgeschafft haben, wie er die Klöster, die Mönche und die Nonnen.

Wenn Marie Antoinette sich der Oberhofmeisterin auch insofern fügte, als sie bei den großen Empfängen, wo ihr so viele vornehme Personen aus den verschiedensten Ländern Europas vorgestellt wurden, ihr sonniges Lächeln nicht nach dem Eindrucke verschenkte, den sie von den Personen empfing, sondern stets den Rang der sich vor ihr Verneigenden berücksichtigte, ihnen nicht mehr und nicht weniger gebend, als ihnen zukam, so ließ sie sich doch keine Vorschriften machen, sobald sie mit Leuten aus dem Volke, wie sie es so gern tat, verkehrte. Hier durfte die lästige und kalte Etikette ihr nicht die Freude verderben, die ihr der Umgang mit unverkünstelten Menschen verschaffte.

Wenn je eine Fürstin ein warmes Herz für das Volk hatte, so war es Marie Antoinette. Sie durchbrach demnach die Schranken, in die sie die Oberhofmeisterin und die Etikette einengten, um von Zeit zu Zeit mit Leuten aus den untern Ständen zu verkehren. So ließ sie Erkundigungen über zwei junge Mädchen aus dem Bürgerstande einziehen, die durch sittsame und zugleich angenehme Erscheinung bei Spaziergängen und Spazierfahrten ihre Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten. Bevor die Verleumdungen der Hofgesellschaft und, wie es zugestanden werden

muß, mannigfache Unvorsichtigkeiten dem Volke einen falschen Begriff von Marie Antoinetten beibrachten, drängte sich alles auf ihren Weg, um einen Strahl aus ihrem sonnigen Antlitze zu erhaschen.

Die Berichte, die über die jungen Mädchen eingingen, lauteten sehr günstig. Sie waren sittsam und sehr fleißig. Da sie Töchter armer Eltern und mit zwei jungen Männern verlobt waren, die, ebenfalls brav, gleich ihnen, kein Vermögen besaßen, so strengten sie sich unablässig an, um etwas Geld zurückzulegen und die künftige Aussteuer zu beschaffen. Das klang wie Musik in dem Ohr Marie Antoinettens. Nun durfte sie nichts hindern, diesen braven Liebespaaren zu Hilfe zu kommen. Sie beschaffte die Aussteuer, sorgte auch dafür, daß die jungen Männer einen sichern Erwerb hatten, und so konnte die Hochzeit vor sich gehen. *)

Hier ist wieder eine Gelegenheit, auf das große und schöne Herz Marie Antoinettens hinzuweisen. Wie warm schlug ihr Herz für das Volk, das sie später, namentlich in den furchtbaren Jahren von 1789 bis 1793, so sehr verkannte und sich so grausam gegen sie bezeigte!

Ihre Herzensgüte und ihr Freisein von Stolz hat Mozart,**) noch als Kind, mit wenigen Worten glücklich bezeichnet: „Sie sind brav.“

---

*) J'ai marié dernièrement deux jeunes filles sur lesquelles j'avais des informations bien touchantes.

**) Als Mozart, der Wunderknabe, 1762 in die Hofburg geführt ward, um der kaiserlichen Familie vorgestellt zu werden,

Die Äußerungen Marie Antoinettens über den reichen Schatz edler Empfindungen, die man in dem Herzen des Volkes entdecke, wenn man nur den Zugang zu ihm zu finden verstehe, gleichen der begeisterten Meinung, die Goethe in seiner „Harzreise" über die untern Klassen ausspricht. Sie schreibt an ihre Schwester Christine über diesen Punkt wie folgt:

„Man hat keine Vorstellung davon, was in den untern Klassen an achtbaren Eigenschaften und verborgenen Tugenden vorhanden ist. Es fehlt nur das volle Tageslicht, das auf sie fallen müßte, denn man begegnet unter ihnen vielen schönen Charakterzügen."

Ihre Liebe zu ihrer Familie und zu dem Lande ihrer Geburt kommt in dem Briefe an ihre Schwester Christine wiederum zum Ausdrucke. Sie erklärt, wie sie der Vorschrift ihrer verehrten Mutter, daß sie eine gute Französin werden müsse, nachzuleben be-

---

glitt er auf dem Parkett eines der Säle aus und vermochte nicht sogleich wieder aufzustehen. Marie Antoinette, die sich mit einer ihrer Schwestern in seiner Nähe befand, sprang hinzu, richtete ihn auf und nickte ihm freundlich zu. Mozart blickte die holde Erzherzogin dankbar an und sprach: »Sie sind brav, ich will Sie heiraten, wenn Sie groß sind.« Marie Antoinette erzählte lachend ihrer kaiserlichen Mutter diese Äußerung des Wunderknaben. Maria Theresia ließ ihn rufen und fragte ihn gutgelaunt, was er sich bei seiner Äußerung eigentlich gedacht habe. Mozart antwortete mit der Unbefangenheit der Jugend und des Genies, daß er die Erzherzogin Marie Antoinette aus Dankbarkeit heiraten wolle. Sie habe ihn in seiner Hilflosigkeit aufgerichtet, während er von ihrer Schwester, die ebenfalls seinen Unfall gesehen, ausgelacht worden sei.

müht sei. Indes bleibe bis in alle Ewigkeit in ihrem Herzen ein kleiner Winkel für ihre Familie und das Land ihrer Geburt. *)

Daß Kaiser Joseph, der schon als Knabe für das Hohe und Edle erglühte, früh den Lehrmeister spielte und seinen Brüdern und Schwestern schöne Grundsätze einzuprägen suchte, sie scheltend, wenn sie lieber sich lärmenden Spielen hingaben, als auf stille Weisheit hörten, bezeugt folgende Stelle ihres Briefes:

„Ich beuge mich vor den schönen Maximen des Kaisers und stehe geduldig vor seinen Scheltreden."

Diese Äußerung ist wiederum charakteristisch für die schöne Gemütsart Marie Antoinettens. Wenn sie scherzend erwähnt, wie sie es nicht vergessen habe, daß sie von ihrem Bruder Joseph wegen ihres Flattersinns häufig ausgescholten worden, so schließt sie den Satz doch nicht eher, als bis sie hinzugefügt, daß sie weit zurückstehe hinter der Größe seiner Weltanschauung.

Sie gedenkt dann ihres Bruders Maximilian, mit dem sie um die Wette gelaufen. Es gewährt ihr Genugtuung, daß sie in dem Wettlaufe Siegerin geblieben. Sie drückt dies allerliebst im Französischen aus, wie denn diese Sprache dem stets Anmutigen und oft Mutwilligen ihres Naturells sich geschickt **) darlieh.

*) Pourtant j'ai un bon petit coin éternel pour ma famille et mon pays de naissance.

**) Je le battois joliment à ce jeu là.

Aber nur zu schnell rufen die neuen Umgebungen, auf die jetzt ihr Blick fällt, sie aus der deutschen Vergangenheit in die französische Gegenwart. Sie schildert den Ernst ihrer jetzigen Lage noch in der scherzenden Weise ihrer Kindheit.

„Jetzt," bemerkt sie, „begeht Madame keine Torheiten mehr. Sie zeigt sich voll würdigen Ernstes und verlernt fast das Lachen."

Dann aber eilt ihr Geist wieder in ihre glückliche Kindheit zurück, und sie bittet ihre Schwester mit rührendem Tone:

„Gönnt mir ein Couvert an Eurer Tafel, erlaubt, daß ich mitten unter Euch Platz nehme und mit Entzücken den weisen Ratschlägen unserer Mutter lausche."

Die verhaltene Sehnsucht nach ihrer Familie bricht in die Worte aus:

„Ich würde Euch alle mit den Augen verschlingen."

Sie hat sich für eine schmerzliche Entbehrung zu entschädigen.

Am Schlusse ihres Briefes beauftragt sie die Erzherzogin Christine, ihren Brüdern und Schwestern zu sagen, daß ihr Herz für jeden und jede Treue bewahre. Ihre Liebe ende erst mit ihrem Leben.

Nachrichten aus der Heimat sind für sie stets eine Quelle des Trostes. An Kümmernis fehlte es ihr ja nicht. Die vielen Festlichkeiten ließen sie nicht vergessen, daß sie für Geist und Herz nicht ausreichende Nahrung empfing. Der Brief, den sie am

26. August 1772 an ihre Schwester Christine aus Compiègne schrieb, zeugt von ihrer innern Vereinsamung. Sie strömt über von Dank, daß mehrere ihrer Geschwister dem mütterlichen Briefe ausführliche Mitteilungen hinzufügten. Ihr deutsches Gemüt weiß auch in der französischen Sprache zum Ausdrucke zu gelangen. *)

Die Kaiserin Maria Theresia, obgleich sie nicht gern reiste, da sie mit den Jahren an Fülle zunahm und sich durch ihren Körper oft gehindert fühlte, hatte der Bitte ihrer an den Herzog Albert von Sachsen-Teschen verheirateten Tochter nachgegeben und sich einige Tage bei ihr in Schloßhof aufgehalten. Es war nun von dort für Marie Antoinette ein langer Familienbrief eingetroffen. Sämtliche in Schloßhof verweilende Mitglieder der kaiserlichen Familie hatten sich, wahrscheinlich auf Veranlassung der liebenden Mutter, zu einem Generalschreiben vereinigt. Die Kaiserin hatte den Anfang gemacht. Ihr schlossen sich die Brüder und Schwestern an, je nachdem es sie trieb, sich mit der Dauphine geistig zu unterhalten.

Die Mitteilung der Erzherzogin Christine gefiel der Dauphine ganz besonders.**) Daß ihre Geschwister so viele Einzelnheiten über den Aufenthalt der kaiser-

*) J'ai reçu la précieuse lettre, ma chère sœur, je l'ai lue et relue, à la bonne heure voilà une attention charmante, tout le monde qui signe après les bonnes paroles de notre chère maman; j'en avais une joie qui me rendait folle.

**) Votre petit mot à part m'a beaucoup plu.

lichen Mutter in Schloßhof berichteten, gewährte dem zärtlichen Kindesherzen der Dauphine süße Genugtuung.

Marie Antoinette hatte um diese Zeit durch Briefe, die an sie gelangten, mehrfach Freude. Die Königin von Neapel schrieb ebenfalls an sie, und zwar in so glücklicher Stimmung und so voll Laune, daß die Dauphine den Auftrag gab, von diesem Briefe eine Abschrift zu machen, die sie nach Wien zu senden gedachte.

Die Kaiserin hatte für ihre ferne Tochter im Schloßgarten eine Blume gepflückt und diese gleichzeitig mit dem Familienbriefe nach Versailles übermittelt. Marie Antoinette schreibt, daß sie auf diese Blume oft ihre Lippen preßte. Dann habe sie Vorsorge getroffen, daß sie fortan gleiche Blumen auf dem Beete erblicke, das sich längs den Fenstern ihres Wohnzimmers erstrecke.

Dieser Brief ihrer Mutter wurde der Dauphine überreicht, als man gerade das Fest des heiligen Ludwig feierte, zu dem die Gesandten aus Paris gekommen waren, um dem König ihre Glückwünsche darzubringen. Da Graf Mercy sich in erster Reihe des zahlreich erschienenen diplomatischen Korps befand, so dankte Marie Antoinette ihm aufs herzlichste dafür, daß er es sich habe angelegen sein lassen, den Brief an sie so schnell zu befördern.

Ihre Gleichgültigkeit gegen die Welt der bloßen Repräsentation spricht sie aufs neue aus:

„Dergleichen Empfänge sind, was sie stets waren und immer sein werden."

Sie überließ es ihrer Schwester, das Wort: „Richtigkeiten" hinzuzufügen.

Daß Marie Antoinette den Großvater ihres Gemahls liebgewonnen hatte, beweist eine besorgte Äußerung vom 26. August 1772:

„Ich weiß nicht, woher es kommt, daß der König jetzt häufig traurig aussieht und eine verdrossene Miene zeigt, denn sein Befinden ist durchaus befriedigend."

Die Erzherzogin Christine hatte in einem Briefe an ihre Schwester den Wunsch ausgesprochen, daß diese recht viel von ihren Schwägerinnen erzählen möge. Sie hatte wahrscheinlich erfahren, daß die Tanten Marie Antoinettens zuweilen übellaunig und nicht allzu liebenswürdig gegen sie seien, sie wünschte demnach ihrer Schwester in der heranwachsenden bourbonischen Generation eine Entschädigung. Diesem Wunsche ihrer Schwester genügte Marie Antoinette mit großer Bereitwilligkeit, da er ihr Gelegenheit gab, zu loben, was so ganz ihrem liebenden Herzen entsprach. Wenn sie gleich im Anfange ihrer Schilderung die beiden Schwestern ihres Gemahls, Klothilde und Elisabeth, als schön bezeichnet, so gab sie ihnen etwas mehr, als ihnen zukam. Man hat, wenn Marie Antoinette Persönlichkeiten charakterisiert, immer ein wenig auf der Hut zu sein bei ihrem Lobe. Sie gibt meist aus ihrem liebenden Herzen etwas hinzu. Wo sie aber einmal

ausnahmsweise tadelt, wie beim Kardinal von Rohan, da braucht man kein Titelchen hinwegzunehmen. Sie beantwortet nun die an sie ergangene Anfrage mit folgenden Worten:

„Die Erziehung meiner jungen Schwestern *) ist der Frau von Marsan anvertraut. Da sie des Unterrichtes wegen in Versailles bleiben, wenn die übrige königliche Familie sich nach Fontainebleau oder nach Compiègne begibt, so sehe ich sie seltener, als ich es wünsche. Sind wir in Versailles, so komme ich allerdings oft mit ihnen zusammen. Klothilde ist ein überaus liebenswürdiges Kind, von lächelnder und offener Miene. Sie wünscht aller Welt zu gefallen, und es gelingt ihr dies vollkommen."

Bei der Schilderung ihrer Schwägerin Elisabeth begegnen wir der Besorgnis, die sich stets in der Brust Marie Antoinettens regt, sobald sie bei Personen, die ihr teuer sind, etwas wie Stolz bemerkt. Bei einer Feierlichkeit in einem Kloster, an der die Prinzessinnen Klothilde und Elisabeth teilnahmen, und der viele junge Mädchen von Adel beiwohnten, war das Benehmen der beiden Schwestern ein durchaus verschiedenes.**) Die Prinzessin Klothilde küßte beim Abschiede sämtliche junge Mädchen auf die Wange, während Prinzessin

*) Daß sie das Wort »Schwestern« statt »Schwägerinnen« wählt, bezeichnet, wie nahe diese Verwandten ihrem Herzen standen.

**) Cest un détail de caractère. Clotilde enchantée de la fête a baisé toutes ces dames à la joue l'une après l'autre, tandis qu'Elisabeth ne leur a donné que sa main à baiser.

Elisabeth ihnen ihre Hand zum Kusse hinstreckte. Wahrlich, da war viel Stolz vorhanden, der aber gänzlich dahinschwand in dem Feuer der Trübsal.

Daß es zuweilen auch ganz heiter in der königlichen Familie zugehen konnte, fast wie in dem gemütlichen Wien, erfuhr Marie Antoinette am 25. Oktober 1772. Man feierte nämlich an diesem Tage in Fontainebleau die fünfzigjährige Wiederkehr der Krönung Ludwigs XV. Der König war von einer Heiterkeit, wie man sie sonst selten an ihm bemerkte. Er erklärte, daß er sich um zwanzig Jahre verjüngt fühle und daß er deshalb mit Marie Antoinetten ein Menuett tanzen wolle. Während des ganzen Abends war er von sprudelnder Laune und erzählte Anekdoten aus seiner Kinderzeit, worüber die ganze Tischgesellschaft in helles Lachen ausbrach.

Marie Antoinette konnte, bei ihrem zärtlichen Kindesherzen, eine solche Feier nicht begehen, ohne sogleich an ihre Mutter zu denken. Sie schreibt deshalb an ihre Schwester Christine:

„Möchte unsre Mutter, die in so glorreicher Weise für das Wohl ihrer Völker sorgt, einen ähnlichen Tag begehen und dann uns alle um sich vereinen!“

Marie Antoinette weiß sich für ihre kurzen Briefe bei ihrer Schwester dadurch gewandt zu entschuldigen, daß sie ihr eine noch größere Flüchtigkeit Schuld gibt. Sie schreibt:

„Du mußt Dich an meine kurzen Billetts ge-

wöhnen, wie ich mich an Deine zehn Zeilen gewöhne."

Bei ihrer Gewissenhaftigkeit würde ihr für ein so kurzes Schreiben die Bezeichnung „Brief" als nicht entsprechend erscheinen.

Sie fügt ihrem Billett eine Nachschrift hinzu, in der sie ihrer heiteren Laune freien Lauf läßt.

Diese Nachschrift ruft ins Gedächtnis zurück, wie jung sie noch war, zu jung, ach! für die schwierige Stellung, in der sie sich befand. Ihre Nachschrift lautet:

„Große Neuigkeit! Zwei Weisheitszähne drängen bei mir zum Durchbruche. Sie haben kein anderes Verdienst, als daß sie mich leiden machen und mich an Geduld gewöhnen."

In einem Briefe aus dem Jahre 1773 beklagt sich Marie Antoinette bei ihrer Schwester Christine, daß sie so selten Nachrichten aus der Heimat erhalte. Sie schreibt voll Wehmut:

„Ich reise in drei Tagen nach Compiègne, meine liebe Christine. Mit welcher Sehnsucht erwartete ich einen Brief von Dir! Du hast ihn nicht geschrieben und ich bin darüber sehr traurig. Man hatte mir so fest versprochen, ist solle jede Woche einen Brief aus der Heimat erhalten."

Sie gesteht nun ihrer Schwester, daß sie sich noch immer nicht an ihre neue Lage ganz gewöhne. Aus ihren Worten geht deutlich hervor, ohne daß sie es gerade ausspricht, wie bei den Artigkeiten und

Schmeicheleien, mit denen man sie überhäuft, sich zuweilen der Argwohn bei ihr regt, ob dieselben auch aufrichtig gemeint seien. Aber dem, was auf dem Grunde ihrer Seele schlummert, gibt sie keinen bestimmten Ausdruck, weil sie sich selbst nicht darüber klar geworden. Für Frankreich, für das neue Volk, dem sie angehört, will sie nur Lob haben, wenn man es ihr irgend möglich macht. Sie bestreitet demnach nicht die Aufrichtigkeit der ihr dargebrachten Huldigungen, sondern fragt sich nur ängstlich, ob sie dieselben auch verdiene.*)

Daß sie sich oft verlassen fühlt und es nötig hat, von der Heimat her gestützt zu werden, erhellt aus den Ergießungen ihres Herzens. Sie äußert sich gegen ihre Schwester Christine, wie folgt:

„Es ist wahrlich nicht gut, daß Ihr nur so selten schreibt. Ihr habt die Pflicht, mich zu stützen.**) Allerdings bin ich nicht ganz und gar ein verlassenes Kind. Man hat viele Aufmerksamkeiten für mich. Es gibt hier so viele Feste und Feierlichkeiten; es ist hier ein stetes Kommen und Gehen, daß ich mich oft betäubt fühle. Doch alles dies genügt mir nicht, gewährt mir keine innere Befriedigung."

Die Klage, daß für ihre Sehnsucht nach der süßen Heimat Briefe von dort nicht oft genug zu ihr gelangen, ertönt oft und herzbewegend. Zuweilen wird sie sogar unwillig, wenn ihre Geschwister allzu säumig

*) Comment je pourrai répondre à tant de bonne opinion.

**) Quand vous avez à me soutenir.

ſind im Briefſchreiben. Sie ſchilt ihre Schweſter Chriſtine „une paresseuse“. Dieſelbe habe allerdings das Verſprechen gegeben, häufig ſchreiben zu wollen, komme aber der übernommenen Verpflichtung nicht nach. Sie wendet auf die träge Briefſchreiberin das Sprichwort an: „Verſprechen und Halten iſt zweierlei“.

Wenn Marie Antoinette gegen ihre Schweſter Chriſtine ihr Herz ausſchüttet und ihr bekennt, daß manches am franzöſiſchen Hofe anders ſein könnte, und daß ihr die Kümmerniſſe nicht erſpart blieben, ſo fällt ihr, bevor ſie noch den Brief geſchloſſen, ihre geliebte und verehrte Mutter ein, die nicht beunruhigt werden durfte. Sie bittet demnach ihre Schweſter, dieſe Mitteilungen als ein Geheimnis zu betrachten und ihrer Mutter nichts davon zu ſagen. Dieſe würde, wenn ſie davon erführe, ihre Tochter wahrſcheinlich für unglücklich halten und ſich deshalb unnötig betrüben.*)

Auch in Bezug auf ihre Schweſter bedauert ſie, daß dieſer aus ihrer vertraulichen Mitteilung möglicherweiſe Unruhe im Gemüte erſtehe. Doch will ſie das einmal Geſchriebene ſtehen laſſen, nachdem ſie ihrer erſten Empfindung, es wieder auszulöſchen, nicht nachgegeben. (Je voudrais effacer ce que je viens d'écrire, mais ce qui est dit est dit.) Indes wünſcht ſie doch, daß ihre Schweſter den Brief verbrenne.

*) Ne parlez point de cela à notre bonne chère maman, elle me croirait malheureuse et s'affligerait à tort.

Sie will durchaus verhüten, daß ihre Mutter von dem vielfach Peinlichen ihrer Lage Kunde bekomme.

Im Jahre 1773 heiratete auch der Graf von Artois. Marie Antoinette hatte demnach von neuen Festlichkeiten zu berichten, die ihr im großen und ganzen so wenig zusagten. Wie Ludwig XV. mit dem gesamten Hofstaate der Gräfin von Provence eine Strecke entgegengefahren war, so geschah es auch bei der zweiten Tochter des Königs von Sardinien, die seinen jüngsten Enkel heiraten sollte. Der große Empfang geschah am Fuße eines bewaldeten Hügels, in geringer Entfernung von Fontainebleau. Die Gräfin von Provence war in Begleitung ihres Gemahls beträchtlich weiter gefahren, einmal, um ihre Schwester aufs herzlichste zu begrüßen, und dann, um ihr nützliche Winke für den großen Empfang zu erteilen. Sie sprach ja aus Erfahrung. Am 16. November 1773 ward die Hochzeit des Grafen von Artois in Fontainebleau gefeiert.

So sehr Marie Antoinette auch stets bemüht ist, den von ihr geschilderten Persönlichkeiten eine gute Seite abzugewinnen, so ist es ihr doch unmöglich, von ihrer zweiten aus Sardinien kommenden Schwägerin etwas Vorteilhaftes zu berichten, wie sie auch bei deren Schwester nichts Schönes herauszufinden vermochte. Sie sucht nun nach günstigen Einzelheiten, damit der Hauptfehler, den sie eingestehen muß, dadurch etwas abgeschwächt werde. Von dem Wuchse ihrer neuen Schwägerin konnte sie nichts Günstiges aussagen, da dieselbe von kleiner

Statur war.*) Aber nun wird gleich gerühmt, daß ihr Antlitz einen gewinnenden Ausdruck habe, und daß ihr Teint frisch und rosig sei. Da Marie Antoinette nicht umhin kann, etwas für das Antlitz ihrer Schwägerin sehr Nachteiliges zu berichten, so tut sie es in ihrer schalkhaften Weise. Sie sagt, daß die Nase ihrer neuen Schwägerin gar kein Ende nehme (avec un nez, qui n'en finit pas). Die lange Nase macht sie aber schnell wieder gut, indem sie behauptet, daß das Ganze doch einen angenehmen Eindruck hervorbringe. Sie war allerdings für die neue Schwägerin schon günstig gestimmt, bevor sie dieselbe noch gesehen hatte. Dies war durch einen sehr herzlichen Brief bewirkt worden, den die sardinische Königstochter ihr aus Lyon geschrieben hatte. Sie hofft demnach, daß sie mit der neuen Schwägerin ebenso gut auskommen werde, wie es bisher mit der Gräfin von Provence geschehen.

Marie Antoinette tat alles Mögliche, um das kühle und wenig anmutende Versailler Schloßleben mit einem Hauche jener Gemütlichkeit zu erfrischen, die ihre traute Wiener Jugend durchwehte. So hatte sie ihrem Gemahl vorgeschlagen, ob sie nicht, mit Ausnahme der Tage, wo sie öffentlich speisen müßten, mit seinen Brüdern und Schwägerinnen gemeinsam das Diner und Souper einnehmen wollten. Der Dauphin hatte zugestimmt. Am häufigsten speisten sie beim Grafen von Provence, weil sich die Familie dort am bequemsten zusammenfand. Doch be-

*) Ma nouvelle belle sœur est toute petite de taille

ſtanden die Dauphine und vor allem die Gräfin von Artois darauf, daß man ihnen nicht zu oft die Gelegenheit raube, ihre Pflichten als Wirtinnen zu erfüllen. Marie Antoinette bemerkt in einem Briefe an ihre Schweſter Chriſtine (vom 11. Dezember 1773), daß durch dieſe, von ihr veranlaßten, gemeinſamen Diners und Soupers die einzelnen Mitglieder der Familie ſich näher rückten und ſich in ihrer eigentlichen Weſenheit erſchlöſſen, während ſie bei den großen Feierlichkeiten bloß figurierten und repräſentierten.

Vor allem gefiel der damals noch ſo heitern Marie Antoinette bei den gemeinſamen Mittags- und Abendmahlzeiten die ſprudelnde Laune des Grafen von Artois. Der ernſtere und etwas kauſtiſche Graf von Provence nannte die luſtigen Einfälle ſeines jüngeren Bruders: Zwiſchengerichte. *) Marie Antoinette beglückwünſchte ſich zu ihrem Einfalle umſomehr, als ihr Gemahl ganz wie ſie ſich in dieſem engern Familienzirkel mit jedem Tage behaglicher fühlte und, nur von ſeinen nächſten Verwandten umgeben, das ſchüchterne Weſen und die Zurückhaltung, die ihm eigentümlich waren, hier wenigſtens verlor, während er ſie der Außenwelt gegenüber zu ſeinem großen Schaden niemals abzulegen vermochte. Er konnte über die mutwilligen Streiche des Grafen von Artois ſo herzlich lachen, daß die mächtige Erſchütterung ſeines Körpers wiederum die andern ſo lachen

*) Le comte d'Artois hazarde pendant les repas des folies que le comte de Provence appelle des entremets.

machte, daß ihnen die Tränen über die Wangen liefen. Marie Antoinette bezeichnet dieses Lachen ihres Gemahls als ein „gros rire“. *)

Der Graf von Provence, der gern mit seiner Gelehrsamkeit prunkte, nannte das starke Lachen seines älteren Bruders ein „homerisches“. Wie dieser Ausdruck davon stammt, das Homer das ausgelassene Lachen der Götterversammlung schildert, als der hinkende Vulkan den Ganymed spielte, so bot sich, ohne daß man lange zu suchen brauchte, zwischen dem, in der Mechanik so geschickten Gotte und dem späteren Ludwig XVI. mannigfache Ähnlichkeit dar. Wenn Vulkan wegen seines Hinkens keinen vorteilhaften Eindruck machte, so Ludwig XVI. nicht wegen der Schwerfälligkeit, mit der er sich bewegte, wenn Vulkan mit Amboß und Hammer sehr gewandt umzugehen verstand, so war Ludwig XVI. ein geschickter Schlosser.

*) Il y a des jours qu'il redouble de gaieté et fait éclater d'un si gros rire Mr. le dauphin qu'il nous en fait tous éclater en larmes.

Wie richtig Marie Antoinette in ihren Bezeichnungen ist, beweist, daß auch Chateaubriand bei Ludwig XVI. von einem »gros rire« spricht, das er bei dem einzigen Male, wo der König das Wort an ihn richtete, zu bemerken Gelegenheit hatte.

Je saute à terre d'une main poussant en arrière ma cavale, de l'autre tenant mon chapeau bas. Le roi regarde et ne voit qu'un débutant arrivé avant lui aux fins de la bête; il avait besoin de parler; au lieu de s'emporter, il me dit avec un ton de bonhomie et un gros rire: »Il n'a pas tenu longtemps.« Cest le seul mot que j'aie jamais obtenu de Louis XVI. (Mémoires D'Outre-Tombe par M. de Chateaubriand. Tome premier, pagina 152.)

Auch darin waren sie sich ähnlich, daß die unschönen Männer die schönsten Gattinnen hatten. Nun trat aber eine Unähnlichkeit hervor, zu der Ludwig XVI. sich Glück wünschen konnte. Er hatte die treueste und mutigste Gattin, an der er sich in den schweren Tagen der Revolution aufrichtete, während die schöne Venus sich nicht gerade tapfer bezeigte und durch ihr Verhältnis zu Mars ihren Gemahl kränkte und seiner Ehre einen Schimpf antat.

Am 25. Februar 1774 schreibt Marie Antoinette ihrer Schwester, sie habe sich an dem von ihr gegebenen Lämmerfeste in Gedanken beteiligt. Dann erwähnt sie, daß nach wie vor wöchentlich ihre Bälle stattfinden, doch sei die Anzahl der Eingeladenen eine beschränkte. Sie verfehlt nicht, hinzuzufügen, daß der österreichische Gesandte sich immer unter ihren Gästen befinde. Auch erwähnt sie, daß deutsche Landsleute, die sich zum Besuche in Paris aufhielten, bei ihren Einladungen stets berücksichtigt würden. Mit dem schönen Heimatgefühle, das sie beseelt, fügt sie hinzu:

„Es befinden sich oft so viele alte Wiener Bekanntschaften um mich herum, daß ich noch bei Euch zu sein glaube."

Nunmehr erzählt sie von einem neuen Einfalle, den sie hatte, und den sie ebenfalls zur Ausführung brachte, der aber vielleicht nicht ganz so glücklich und löblich war, wie das gemeinsame Tafeln mit ihren Schwägern und Schwägerinnen. Sie hatte nämlich vorgeschlagen, daß sie im engeren Kreise Komödien aufführen wollten, von denen aber die weitere Hof-

gesellschaft, und namentlich der König, nichts wissen dürften. Wahrscheinlich fürchtete sie, der König werde von vornherein sein Veto einlegen. *) Der Dauphin, bei seiner Ängstlichkeit vor allem Ungewohnten und in seiner Abneigung, für Neues und Unbewährtes mit seiner Person einzutreten, hatte sich neutral verhalten, aber sich bei seiner großen Gutmütigkeit nicht entschließen können, etwas zu verbieten, wovon seine Gemahlin und seine Geschwister sich Zerstreuung versprachen. Er hatte aber entschieden erklärt, daß es nicht seine Absicht sei, sich am Komödiespielen zu beteiligen. Der Graf von Provence, der alles gewissenhaft nahm, wozu er sich bereitwillig erklärt hatte, und dem man Fleiß und Seßhaftigkeit, namentlich im Vergleich zu seinem flatterhaften Bruder, dem Grafen von Artois, nachrühmen durfte, wußte nicht allein seine eigene Rolle, sondern konnte auch den andern, die nicht so gut gelernt hatten, einhelfen. Es genügte ihm nicht, sich in den Geist der Persönlichkeit, die er darzustellen hatte, ganz zu versenken, sondern er war auch bemüht, in die Individualität der Männer und Frauen, mit denen gemeinsam er die Handlung herbeiführte, einzudringen, so daß er meist das Stück auswendig wußte.**)

---

*) De peur que le roy n'y mît opposition, tout innocent que c'était.

**) La comtesse de Provence avait des inventions uniques, son mari qui savait toujours ses rôles par cœur savait aussi ceux des autres et nous servait de souffler quand nous bronchions.

Das Komödieſpielen der königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen blieb nicht lange ein Geheimnis. Da wegen der mannigfachen Verkleidungen, der Verſatzſtücke und vieler andern kleinen Dinge, die zur richtigen Darſtellung eines Schauſpiels gehören, doch mehr Perſonen, als gut war, hinzugezogen werden mußten, ſo hielten dieſe keinen reinen Mund, obgleich ſie zum Schweigen verpflichtet worden.

Marie Antoinette hatte erfahren, daß man in den Hofkreiſen, ja ſogar in Verſailles und in Paris, das Komödienſpiel der Prinzen und Prinzeſſinnen beſprach, nach der boshaften Weiſe der Welt reichlichen Spott darüber ausſchüttend. Sie hielt es deshalb für klug, auf dies Vergnügen zu verzichten.

Wie meiſt im Leben, mußte ſie nach einem kurzen Labetrunke längere Zeit die bittern Wermutstropfen koſten, die aus derſelben Quelle floſſen. Sie beſchloß, daß am 26. Februar die letzte Vorſtellung ſtattfinden ſolle, wo ſie und ihre Verwandten mitwirkten. *)

Wenn Marie Antoinette das Aufhören des Liebhabertheaters mit ernſtlichem Bedauern erwähnt, ſo ſtellt ſich doch gleich ihre muntere Laune wieder ein, die im Laufe ihrer franzöſiſchen Exiſtenz ſich mit jedem Jahre minderte. Sie erzählt nämlich ihrer Schweſter, bevor ſie ihren Bericht über das Komödienſpiel beendet, der Graf von Artois ſei in der Rolle des

*) Tout à coup nous avons eu des raisons de craindre d'être découverts et nous avons cru prudent de renoncer à nos plaisirs de pensionnaires, je crois que nous aurons demain notre dernière représentation.

ersten Liebhabers so vortrefflich gewesen, daß, wenn er Schauspieler werden wolle, er in dieser Beschäftigung seinen Unterhalt finden könne.

Sie ersucht ihre Schwester, daß sie von dem Komödienspiele der königlichen Familie gegen andere nichts erwähne. Doch bleibt sie dabei, daß sie und ihre französischen Verwandten ganz recht getan hätten, sich auf die unschuldigste Weise die Zeit zu vertreiben. Sie hält es aber durch die Klugheit geboten, sich nicht weiter der ungerechten Beurteilung der Welt in einer Angelegenheit auszusetzen, die wegen ihrer Ungewöhnlichkeit die Kritik herausfordere. *)

Am 26. April 1774 hat sie ihrer Schwester Freudiges zu berichten. Ein deutscher Komponist, der damals im Anfange seiner ruhmvollen Laufbahn stand und den schweren Kampf mit der italienischen Musik, die damals noch die Vorherrschaft behauptete, aufnahm, hatte in der Arena der Kunst den Sieg davongetragen. Gluck, der das anbahnte, was Wagner zum glücklichen Ziele führte, nämlich die Oper zu einem musikalischen Drama zu erheben und für die hohen und ernsten Gedanken des Textdichters den würdigsten Ausdruck zu finden, sich über den tändelnden Wohllaut weit erhebend, hatte im Jahre 1774 mit seiner „Iphigenie" in Paris sofort begeisterte Anerkennung gefunden, während bekanntlich Wagners „Tannhäuser" 1860 nur geringem Verständnisse in der französischen Hauptstadt begegnete.

*) Gardez tout cela pour vous, on pourrait nous prendre pour des fous, quand nous sommes des sages.

Allerdings hatte der süße Wohllaut der italienischen Musik, der die Sinne bestrickt und deshalb die große Menge derjenigen, die nur genießen, aber keinen prüfenden und abwägenden Geist hinzubringen wollen, immerdar zu seinen Anhängern zählen wird, noch ein beträchtliches Heer für sich, das die edlere und tiefere Art Glucks bekämpfte. Paris teilte sich demnach in zwei musikalische Heerlager: in die Gluckisten und in die Piccinisten. Marie Antoinette, die in früheren Briefen sich darüber ausgesprochen hatte, daß die französische Musik sie wenig anziehe, weil ihr der ernstere Hintergrund fehle, wird die italienische Musik nicht günstiger beurteilt haben. Jedenfalls war sie beglückt und entzückt, für das tiefere Begehren ihrer Seele in der „Iphigenie" von Gluck Nahrung zu finden. Daß es ein deutscher Meister war, der diese edlere musikalische Richtung *) einschlug, erfüllte sie mit Hochgefühl. Hätte sie an ihre Schwester Christine deutsch geschrieben, so wäre ihr Ausdruck vielleicht noch inniger gewesen.

Marie Antoinette, die, bei ihrem glänzenden Verstande und ihrem Sinn für das Schöne und Hohe, die Fähigkeit erlangt haben würde, wenn ein gütiges Geschick ihr einen Montesquieu zugeführt hätte, das

*) Enfin, ma chère Christine, voilà un grand triomphe, nous avons eu le 19. la première représentation de l'Iphigénie de Gluck, j'en ai été transportée, on ne peut plus parler d'autre chose, il règne dans toutes les têtes une fermentation aussi extraordinaire sur cet événement que vous le puissiez imaginer, c'est incroyable.

Staatsweſen und die dem Volke zu gewährenden Freiheiten zu begreifen und gemäß der erlangten Kenntnis zu handeln, hatte nicht verfehlt, ſich mit Gluck, der ihr von Wien her ein lieber Bekannter war, über ſein neues muſikaliſches Syſtem zu unterhalten. Eigentlich iſt das Wort „Syſtem" zu feierlich und klingt zu philoſophiſch für das einfache und natürliche, was Gluck erſtrebte. Das, was Schiller an Goethe hervorhob: er habe vom falſchen Wege abgelenkt und die Poeſie zur Wahrheit zurückgeführt, verfolgte Gluck auf muſikaliſchem Pfade. Seine Perſonen, die in der Oper ihre Gefühle ausdrückten, ſollten das Ernſte, Traurige, Erhabene nicht in ſüßen, beſtrickenden Weiſen zu Gehör bringen, nein, die Töne, die ihren Lippen entquollen, ſollten in vollkommenſtem Einklange ſtehen mit der jedesmaligen Empfindung, die ihre Bruſt bewegte.

Wie Marie Antoinette an ihre Schweſter Chriſtine ſchrieb, hatte ſie Gluck aufgefordert, ihr ſeine Ideen zu entwickeln.*)

*) J'avais voulu voir Mr. Gluck avant l'épreuve de la représentation et il m'avait développé lui même le plan de ses idées pour fixer comme il l'appelle le vrai caractère de la musique théâtrale et le faire rentrer dans le naturel: si j'en juge par l'effet que j'ai éprouvé il a réussi au delà de ses désirs, Mr. le dauphin était sorti de son calme et il a trouvé partout à applaudir, mais comme je m'attendais, à la représentation s'il y a eu des morceaux qui ont transporté, on avait l'air en général d'hésiter, on a besoin de se faire à ce nouveau système après avoir eu tant l'habitude du contraire; aujourd'hui tout le monde veut entendre la pièce, ce qui est

Sie glaubte, nachdem sie ihn und seine Oper gehört hatte, daß es ihm gelungen sei, das künstlerisch Gedachte künstlerisch durchzuführen. Zu ihrer größten Freude war auch ihr Gemahl von dem Geiste Glucks erfaßt worden und hatte ihm seine Huldigung dargebracht. Der Dauphin war aus seinem gewöhnlichen ruhigen Verhalten ganz herausgetreten und hatte in der lebhaftesten Weise seinen Beifall kundgegeben.

Marie Antoinette, als sie darüber beruhigt war, daß ihr Gemahl die neue musikalische Richtung und den Genius ihres Landsmannes zu würdigen wußte, wandte ihre volle Aufmerksamkeit dem Publikum zu, um zu sehen, inwieweit dieses imstande sei, dem neuen und höheren, aber ihm zuerst doch ganz fremden, gerecht zu werden. Und da trug sich zu, wie sie es im großen und ganzen vorausgesetzt hatte. Manches in der ernsten und charakteristischen Ausdrucksweise Glucks erschien den Parisern; die an die leichtere und graziösere Weise ihrer einheimischen Komponisten und der italienischen Maestros gewöhnt waren, so fremd und unmöglich, daß sie ihm nicht gleich zuzustimmen vermochten, sondern mit ihrem Urteile zurückhielten. Aber, wo der Genius in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit hervortrat, da wurden sie zu jubelndem Beifalle hingerissen.

Der deutsche Komponist verließ die musikalische Arena in dem fremden Lande als Sieger. Auf seiner

---

un bon signe et Gluck se montre très-satisfait, je suis certain que vous serez heureuse comme moy de cet événement.

Stirn prangte fortan in ewigem Grün der Lorbeer der Unsterblichkeit.

Marie Antoinette schrieb ihrer Schwester Christine, sie sei sicher, daß diese eine große Freude empfinden werde über den Triumph ihres deutschen Landsmannes.

Gluck entnahm seiner Oper einige Stellen, die sich für das Klavier eigneten. Marie Antoinette, seine frühere Schülerin, spielte sie mit großem Eifer.

Am 30. April 1774 hat Marie Antoinette ihrer Mutter zu berichten, daß der König in Trianon von einem heftigen Fieber erfaßt worden sei.

Daß sie den König wahrhaft liebgewonnen hatte, zeigte die Besorgnis, mit der sie von seinem ungünstigen Befinden berichtet. Er hatte unerträgliches Kopfweh, das sich auch nach dem heftigsten Erbrechen nicht minderte. Mehrere Aderlässe hatten ebenfalls keine Besserung in seinem Zustande hervorgebracht. Es stellte sich nach einigen Tagen heraus, daß bei dem Könige die Blattern ausgebrochen seien. Diese damals so furchtbare Krankheit hatte in der habsburgischen Familie bereits ihre Verheerungen angerichtet. Jetzt zeigten sie sich bei Ludwig XV. in ihrer vollsten Schrecklichkeit. Die ganze königliche Familie befand sich in der schmerzlichsten Aufregung. Marie Antoinette ward durch die anhaltende Angst auch krank, so daß der Arzt gerufen werden mußte. Der Dauphin, der seine Empfindungen meist in sich verschloß, verriet seine tiefe Erregung dadurch, daß er sich noch mehr im Innern konzentrierte.

Daß Marie Antoinette die heftige Erkrankung des Königs als ein Ereignis betrachtete, geht aus einer Bemerkung hervor, die sich in dem Briefe an ihre Mutter befindet. „Ich müßte Bände darüber schreiben." äußert sie, „aber ich bin zu bewegt. Indes werde ich jeden Tag Nachrichten über das Befinden des Königs zu Ihnen gelangen lassen."

Am 5. Mai meldet Marie Antoinette, das Übel habe beängstigende Fortschritte gemacht. Die Nächte seien nie gut gewesen, aber die vorletzte Nacht müsse man als die schlechteste von allen bezeichnen. Das Fieber habe bedeutend zugenommen und der König viel phantasiert. Alle Welt sei in der äußersten Bestürzung. Sie rühmt dann die aufopfernde Pflege ihrer Tanten. *) Die Töchter des Königs verließen keinen Augenblick das Bett ihres Vaters, obgleich ihnen die Ärzte die Gefahr einer fast unausbleiblichen Ansteckung lebhaft und wiederholt vorstellten. Ihre kindliche Liebe und ihr Pflichtgefühl bannten sie an den Krankenpfühl ihres königlichen Vaters.

Marie Antoinette, die wußte, daß ihre fromme Mutter sich oft in Gedanken zu Gott erhob, richtete an sie die Bitte, sie möge die ganze königliche Familie in ihre Gebete miteinschließen.

Am 8. Mai 1774 geht aus dem Briefe Marie Antoinettens hervor, daß der Tod des Königs be-

*) Mes tantes montrent un dévouement admirable, et malgré tout ce qu'on a pu leur dire sur la contagion inévitable, elles n'ont pas voulu quitter d'un instant le lit du roy.

vorstehe. Der Groß-Almosenier hatte ihm das heilige Abendmahl gereicht. Die gesamte königliche Familie, alle Prinzen von Geblüt, der ganze Hof und die Minister folgten dem heiligen Sakramente, als es zum König getragen ward. Die nähere Umgebung Ludwigs XV. zerfloß in Tränen. Der König hatte in seinem schrecklichen Zustande nach dem Troste des Abendmahls verlangt. Im Laufe des Vormittags war eine leichte Besserung eingetreten, doch gegen Abend verdoppelte sich das Fieber, währte die ganze Nacht hindurch und steigerte sich stets, dem Kranken keine Pause der Erholung gewährend. Das Phantasieren erreichte den höchsten Grad und wich nur selten der wiedergekehrten Klarheit des Geistes. Der König, von seinem bevorstehenden Tode überzeugt und an die ernsten und hohen Pflichten denkend, die dem Dauphin zufielen, war bemüht, denselben vor Ansteckung zu bewahren. So sehr auch der liebreiche Enkel wünschte, dem Großvater die innigste Teilnahme an seinem beklagenswerten Zustande auszudrücken, so verbot ihm doch der entschiedene Befehl des Königs das Betreten des Krankenzimmers.

Am 10. Mai endeten die Qualen Ludwigs XV. Marie Antoinette war Königin von Frankreich und Navarra. Daß die glänzendste Krone Europas und ihre erhöhte Stellung sie mehr erschreckten, als erfreuten, geht deutlich aus dem Briefe hervor, den sie, wenige Stunden nach dem Ableben des Königs, an ihre Mutter schrieb, und den die Angst ihres Herzens durchzittert. Der Brief lautet:

„Den 10. Mai 1774.

Meine sehr teure Frau Mutter!

Möge Gott über uns wachen! Der König ist um die Mitte dieses Tages verschieden. Seit dem 8. Mai verschlimmerte sich sein Zustand stündlich. Gestern verlangte er die heilige Ölung, die er mit bewundernswürdiger Frömmigkeit empfing. Er bewahrte sein volles Bewußtsein. Während seiner ganzen schrecklichen Krankheit zeigte er eine seltene Standhaftigkeit. Mein Gott, was soll aus uns werden? Der Herr Dauphin und ich sind erschreckt, daß wir, beide noch so jung, schon regieren sollen. O, meine gute Mutter, seien Sie nicht sparsam mit Ratschlägen für Ihre unglücklichen Kinder!

Marie Antoinette."

Die Krone, die sie mit Zagen empfing, wurde nie von einem schöneren Haupte und einem stolzeren Nacken getragen. Aber diese Krone drückte ihr die Stirne blutig, und sie ward in der langen Reihe der französischen Königinnen die unglückseligste.

Mütterliche Ermahnungen und Ratschläge der Kaiserin Maria Theresia für ihre Tochter, die Dauphine.

In den Briefen der Kaiserin Maria Theresia an ihre Tochter, die Dauphine, tritt der gerade und scharfe Verstand der großen Herrscherin, ihr wohlwollendes Herz, ihre Gerechtigkeitsliebe, überhaupt ihr Charakter voll Adel und Hoheit in die schönste Erscheinung. Trotz der innigsten Mutterliebe verschließt sie ihr Auge nicht vor den Fehlern ihrer Kinder. Im vollsten Bewußtsein ihrer mütterlichen Rechte und Pflichten hält sie mit dem Tadel nicht zurück, wo eines ihrer Kinder nicht gemäß den Grundsätzen handelte, die sie als Leitstern für ihr Leben hingestellt. Es will uns fast bedünken, als ob in den Briefen an die Dauphine des Tadels allzuviel vorkomme.

Natürlich überwiegen die Laute der Liebe, wie es bei einem so großen und zärtlichen Herzen nicht anders möglich war.

In dem Briefe, den die Kaiserin am 1. November 1770 an die Dauphine schreibt, gibt sie ihrer Freude Ausdruck, daß nach dem Berichte von Augenzeugen ihre Tochter gewachsen, aber dabei doch

ſtärker*) geworden ſei. Allerdings kommt gleich eine einſchränkende Bemerkung der Kaiſerin. Beglückt auch ihr Mutterherz dies Zeichen von Geſundheit bei ihrer Tochter, ſo vergißt ſie doch als Herrſcherin nicht, daß die Franzoſen große Anſprüche an das Äußere ihrer Königsfamilie machen und ſich durch den höchſten Rang nicht von Spott zurückhalten laſſen, ſobald irgend etwas Fehlerhaftes den Geſamteindruck beeinträchtigt. Sie wünſcht demnach dringend, daß Marie Antoinette ihre Elfengeſtalt nicht einbüße. Für ihre Furcht wählt die Kaiſerin ein deutſches Wort: ihre Tochter ſoll nicht auseinandergehen. Da ſie den lebhaften Wunſch hegte, daß Marie Antoinette dem Lande einen Thronerben ſchenken möge, wozu aber bisher nicht die geringſte Ausſicht war, ſo fügt ſie ebenfalls deutſch hinzu: ſchon die Taille wie eine Frau, ohne es zu ſeyn.

Bei der Ermahnung an ihre Tochter, ſie möge ſich in ihrer äußeren Erſcheinung nicht die geringſte Nachläſſigkeit zu Schulden kommen laſſen, bedenkt ſie die Mitglieder der franzöſiſchen Königsfamilie mit unverhülltem Tadel. Die Kaiſerin behauptet, daß die damaligen Bourbons nicht von der Beſchaffenheit ſeien, um auf das Volk durch ihre bloße Erſcheinung**) einen günſtigen Eindruck hervorzubringen.

Die Behauptung der Kaiſerin, daß die meiſten Mitglieder der franzöſiſchen Königsfamilie in ihrer äußeren Erſcheinung keinen gewinnenden Eindruck

*) Il (le courrier) vous trouve grandie et engraissée.

**) Nullement faits pour paraître.

machten, entſprach im großen und ganzen der Wahrheit. Nur mußte ſie Ludwig XV. von ihrem Tadel ausnehmen. Unter den damaligen Herrſchern Europas gab es keinen einzigen, der, was Majeſtät in der äußeren Erſcheinung anbetraf, ſich mit ihm hätte meſſen können.

Die Ermahnungen Maria Thereſias, daß ihre Tochter ſich in Kleidung und Haltung niemals vernachläſſigen möge, da ſtets viele Augen auf ſie gerichtet ſeien, floſſen aus der begründeten Erwägung, daß ſie ſich täglich der franzöſiſchen Spottſucht gegenüber befinde.

Wenn Maria Thereſia mit vollem Rechte ihrer Tochter empfahl, ihrem Körper*) die gehörige Sorgfalt zu widmen, ſo war ihr doch deren Seelenleben ungleich wichtiger. Der Wunſch, den der Heiland gegen ſeinen himmliſchen Vater ausſprach, daß, wo er ſei, auch die ſein möchten, die er auf Erden geliebt habe, iſt ja das tägliche Gebet einer frommen Mutter. Maria Thereſia verweilt bei den großen Kanzelrednern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., die ihr geeignet ſchienen, ihrer Tochter den Seelenflug zu erleichtern. Wenn ſie bemerkt, daß Boſſuet bewundernswürdig und ſie ſehr damit zufrieden ſei,

*) Je vous prie donc en amie, et comme votre tendre mère qui parle par expérience, ne vous laissez pas aller à aucune nonchalance ni sur votre figure, ni sur les représentations. Vous regretteriez, mais trop tard d'avoir négligé mes conseils. Sur ce point seul ne suivez ni l'exemple ni les conseils de la famille; c'est à vous à donner à Versailles le ton.

ihre Tochter sich diesem adlerartig zum Himmel emporsteigenden Bischofe nähern zu sehen, so beachtete sie vielleicht nicht genug, daß für dessen richtiges Verstehen ein reiferes Alter gehöre. Doch nein. Bei dem großen Lobe Bossuets machte sie nur seinem begründeten Ruf das erforderliche Zugeständnis und begriff ganz richtig, daß für ihre Tochter in ihrem damaligen Alter religiöse Bücher passend seien, die vorzüglich zum Gemüt sprechen. Sie hatte ihrer Tochter religiöse Nahrung mit auf den Weg gegeben. In der Furcht, daß Marie Antoinette diese Andachtsbücher nicht benutzen möge, erkundigt sie sich darnach.*)

Wenn Maria Theresia sich auch vollkommen bewußt war, daß sie vermöge der Autorität einer Mutter ihrem Kinde in jedem Lebensalter und in jeder Lebenslage Ratschläge zu erteilen berechtigt sei, so machte sie zuweilen doch kleine Zugeständnisse, um das Selbstgefühl der verheirateten Frau und der ersten Dame von Frankreich nicht zu verletzen. Sie bemerkt deshalb, daß, wenn sie sich so angelegentlich um das religiöse Leben ihrer Tochter bekümmere, dies auch ihrer selbst wegen geschehe. Wenn sie mit ihr gemeinsam sich geistlichen Übungen widme, so wolle sie dadurch ihre Glaubensglut wieder anfachen, die mit dem Alter nur zu leicht erkalte.

Mit letzterer Bemerkung traf Maria Theresia im allgemeinen, wie im besonderen, kaum das Richtige.

*) Mais vous ne dites que vous vous servez du livre que je vous ai donné.

Bei einem wahrhaft religiösen Gemüte steigert sich mit den Jahren die Glaubensglut. Je mehr die Nichtigkeiten des Diesseits erkannt werden, desto mächtiger wird die Sehnsucht nach dem Jenseits. So war es auch bei ihr. In den Briefen an den Kaiser Joseph und an ihre Tochter Marie Antoinette spricht sie es wiederholt aus, wie sie traurige Tage verlebe, und wie nur der Gedanke, daß sie von ihren Kindern und von ihrem Volke vielleicht noch nicht entbehrt werden könne, sie mit dem Dasein versöhne.

Doch nicht bloß um die geistliche, sondern auch um die weltliche Lektüre ihrer Tochter bekümmerte sich die sorgsame Mutter. Da Marie Antoinette aus gutem Grunde von Büchern, in denen sie gelesen hatte, nicht viel berichtete, weil ihr die sich jagenden Hoffeste wenig Zeit zur Lektüre übrig ließen, so hielt Maria Theresia hier ein entschiedenes Vorgehen für durchaus notwendig. Sie verlangt deshalb, daß der Abbé von Vermond auf einem besonderen Bogen die Bücher, welche die Dauphine während eines bestimmten Zeitraumes entweder allein oder mit ihm gemeinsam gelesen habe, aufzeichne. Diesen Bogen nun solle ihre Tochter entweder ihren Briefen anschließen oder sie dem österreichischen Gesandten übergeben. Durch den Grafen Mercy werde dieser ihr sehr wichtige Bogen regelmäßig nach Wien gelangen.

Die Personen des österreichischen Adels, die Paris und Versailles besuchten, ließen sich begreiflicherweise der Tochter ihrer Kaiserin vorstellen. So-

bald sie wieder in Wien anlangten, verfehlten sie nicht, in der Hofburg von den Eindrücken, die sie empfangen hatten, Bericht abzustatten. Wollten sie etwa zurückhalten, um durch Mitteilung dessen, was ihnen an der Dauphine nicht gefallen hatte, die Kaiserin nicht zu verstimmen, so mußten sie ihre Absicht bald aufgeben. Die klugen und entschiedenen Fragen Maria Theresias brachten bald alles zu Tage. Namentlich mußte die Fürstin von Windischgrätz, die längere Zeit in Versailles gewesen, der Kaiserin den genauesten Bericht abstatten. Maria Theresia hatte dieser Schilderung entnommen, was ihr übrigens nichts Neues war, daß ihre Tochter von bezaubernder Liebenswürdigkeit sei, wenn sie es wolle. Die Mutter nahm keinen Anstand, ihrer Tochter dies Lob mitzuteilen, da ihr dasselbe Gelegenheit gab, gleich zum Tadel überzugehen. Sie hielt Marie Antoinetten vor, daß es ihr zuweilen nicht passe, von diesem Vorzuge, den ihr die Natur verliehen, Gebrauch zu machen. Die Fürstin Windischgrätz war mit der Dauphine zu keiner eingehenden, gemütlichen Unterhaltung gekommen, wie es die ihrem Kaiserhause so treu anhangende und mit den Mitgliedern desselben genau bekannte Österreicherin erwartet hatte und erwarten durfte.

Da die Kaiserin manches Ungünstige, was die Fürstin Windischgrätz ihr in Betreff Marie Antoinettens berichtet hatte, nicht verschweigt, weil sie bezweckt, daß hierin Wandel geschehe, so bemerkt sie, damit bei ihrer Tochter keine Mißstimmung gegen

ihre deutsche Landsmännin aufkomme, sie habe so genau und so bestimmt nach den kleinsten Einzelheiten gefragt, daß es unmöglich gewesen sei, ihr nicht in allem und jedem Rede zu stehen. Die Kaiserin hatte also aus der Fürstin Windischgrätz, die anfangs etwas zurückhielt, herausgeholt, daß Marie Antoinette ihren Zähnen eine größere Sorgfalt widmen könne, und daß in Wien ihre Taille fester und schlanker gewesen sei, als jetzt in Versailles. Da die Kaiserin sehr richtig einsah, daß für den vornehmen und gebietenden Eindruck, wie ihn Marie Antoinette als erste Dame Frankreichs hervorzubringen die Aufgabe hatte, das Tragen des Oberkörpers von entscheidendem Gewichte sei, so gab sie in Betreff dieses Punktes nützliche Ratschläge. Sie bot ihrer Tochter an, ihr Schnürleiber aus Wien zu schicken, da sie gehört habe, daß die Pariser Korsetts den Körper zwängten, statt ihm bloß Halt zu gewähren. Nur so könne der von dem Korsett eingeschlossene Oberkörper sich anmutig, frei und sicher bewegen.

In dem Briefe, den Maria Theresia ihrer Tochter am 2. Dezember 1770 aus Wien schreibt, beginnt sie mit uneingeschränktem Lobe. War ihr doch durch die Zeitungen, durch ihren Gesandten und durch Österreicher, die in Versailles der Dauphine aufgewartet hatten, viel Günstiges über ihre Tochter berichtet worden.*) Man war allgemein mit ihr zufrieden. Maria Theresia erwähnt in ihrem Briefe,

*) On est toujours très-content de vous; quels heureux moments ne me faites vous passer, mon cher enfant!

der Herzog und die Herzogin von Aremberg hätten ihr wiederholt von dem überaus günstigen Eindruck gesprochen, den die Dauphine überall, wo sie erscheine, hervorbringe. Mercy sei ebenfalls mit ihr zufrieden.

Nachdem die Mutter ihrem Kinde aus vollem Herzen das Lob gespendet, das sie, auf zuverlässige Zeugnisse gestützt, ihr aussprechen durfte, kommt sie zu der schweren, aber unerläßlichen Pflicht des Tadels. War sie doch die einzige, die sich eine Rüge erlauben durfte und fast in jedem ihrer Briefe erlaubte. Ein Punkt, über den Mutter und Tochter sich gar nicht einigen konnten, war, daß die Dauphine gerne zu Pferde stieg, während die Kaiserin wünschte, dies möge unterbleiben oder doch wenigstens sehr selten geschehen. Maria Theresia hätte ihrer Tochter das Reiten gerne ganz und gar untersagt, nicht aus ästhetischer Rücksicht, weil sie das Zupferdesteigen mit weiblichem Anstande unvereinbar fand, sondern aus einem höheren, einem ethischen Grunde. Wie sie sich stets ihre Pflichten gegen das österreichische Volk gegenwärtig hielt, so sollte ihre Tochter nie vergessen, was sie der französischen Nation schulde. Als Gemahlin des Dauphins hatte sie dem Lande einen Thronerben zu schenken. Sie durfte sich deshalb nicht zu oft einem Vergnügen hingeben, das für dies wünschenswerte Ereignis hinderlich werden konnte. Marie Antoinette hatte in ihren Briefen alles, was ihr nur irgend einfiel, vorgebracht, um bei ihrer Mutter eine mildere Beurteilung des Rei-

tens zu bewirken. So hatte sie erwähnt, daß die Töchter Ludwigs XV. oft und gern zu Pferde gestiegen wären. Mit den Töchtern Ludwigs XV. war Maria Theresia bald fertig. Sie wußte durch ihren Gesandten Mercy, daß diese alternden Prinzessinnen nicht allzu liebenswürdig und dem französischen Volke wenig sympathisch waren. Die Kaiserin erklärt nun unumwunden, daß sie es den Töchtern Ludwigs XV. wenig Dank wisse, wenn sie durch ihr früheres Beispiel und ihr jetziges Zureden die Dauphine zum Reiten veranlaßten. Übrigens seien die Töchter Ludwigs XV. schon dreißig Jahre alt gewesen, als sie zu Pferde gestiegen.

Wenn Marie Antoinette ihre französischen Tanten nicht als einen Schild gebrauchen konnte, an dem die Vorwürfe ihrer Mutter abprallten, so waren dafür der König und der Dauphin desto kräftigere Stützen. Sie hatte in ihren Briefen erwähnt, daß sowohl der König, wie ihr Gemahl, sie gerne zu Pferde erblickten. Dieser Behauptung gegenüber konnte Maria Theresia ein Verbot, wie sie es gerne ausgesprochen hätte, nicht aufrecht erhalten. Sie antwortet deshalb ihrer Tochter:

„Aber Du führst an, daß der König und der Dauphin es billigen; hiermit ist alles für mich gesagt. Sie sind es, die Dir jetzt zu gebieten haben; ihren Händen habe ich meine niedliche Antoinette anvertraut.“ *)

*) **Mais vous me dites que le roi l'approuve, le Dauphin,**

Maria Thereſia, wenn ſie auch zu klug und zu taktvoll iſt, um ihre mütterliche Autorität gegenüber dem Könige und dem Dauphin in die Wagſchale zu werfen, ſucht doch auf andere Weiſe zum Ziele zu kommen. Hatte ſie auch bisher bei ihrer Tochter faſt gar keine Eitelkeit bemerkt, ſo weiß ſie doch, daß jede Frau alles vermeidet, was ihrem Ausſehen ſchaden könnte. Sie ſucht alſo ihrer Tochter das Reiten dadurch zu verleiden, daß ſie ihr vorſtellt, wie dasſelbe mit der Zeit die äußere Erſcheinung ungünſtig beeinfluſſe. Ihre Taille werde darunter leiden, und ebenſo ihr Teint. Maria Thereſia erwähnt dann noch, daß ſie ja ſelbſt oft zu Pferde geſtiegen ſei, aber, wie ſie hinzufügt, als Frau.*) Man hatte ihr berichtet, daß die Dauphine als Mann zu Pferde ſteige. Nun kommt ſie mit dem Hauptgrunde, weshalb Marie Antoinette ſich dieſe Art des Vergnügens nicht geſtatten dürfe. Sie habe dem Lande Kinder zu ſchenken und ſich dieſe Pflicht ſtets zu vergegenwärtigen. Durch ihr Reiten gefährde ſie dieſe ihre Aufgabe.*) Die Kaiſerin weiſt auf die Königin von Portugal hin, die, nachdem ſie ſich dem Vergnügen des Reitens zu ſehr hingegeben, dem Lande keine Kinder mehr geſchenkt habe.

et tout est dit pour moi, c'est eux qui ont à ordonner à vous, c'est dans leurs mains que j'ai remise cette gentille Antoinette.

*) Si vous montiez, comme moi, en femme, il y aurait moins à dire.

**) J'avoue, si vous montez en homme, dont je ne doute, je trouve même dangereux et mauvais pour porter les enfants, et c'est pour cela que vous êtes appelée.

Dies Thema ist für Maria Theresia so wichtig, daß, obgleich sie sich vorgenommen, es nicht weiter zu berühren, sie doch immer und immer wieder darauf zurückkommt. Sie sagt, daß sie ein Vergnügen, welches sie für ihre Tochter schädlich halte, sich gern aus dem Sinn schlagen würde, wenn nur nicht die Zeitungen das Reiten der Dauphine so häufig erwähnten. Sie erinnert ihre Tochter daran, daß diese ihr das Versprechen gegeben habe, sie wolle nie eine Jagd zu Pferde mitmachen. (Je ne courrai jamais la chasse à cheval.)

Allerdings konnte Marie Antoinette es nicht verweigern, häufig bei Jagden zugegen zu sein. Der König, wie der Dauphin, waren beide leidenschaftliche Jäger und fanden ihr Vergnügen erhöht, wenn sie Marie Antoinette in ihrer Nähe hatten. Schlank und schön, erinnerte die Dauphine an Diana. So ward sie oft aufgefordert, mit in den Wald zu kommen. Wenn sie nicht meist zu Wagen, sondern stets zu Pferde sich an der Jagd beteiligt hätte, so würde sie fast jede Woche viele Stunden hindurch ihrem Körper Anstrengungen zugemutet haben, die nach Maria Theresias Meinung ihr auf die Länge schaden mußten. Die sorgende Mutter verbot ihrer Tochter nicht, bei der Jagd zugegen zu sein, aber es sollte nicht zu Pferde geschehen. Sie erachtet ihre Tochter durch das gegebene Versprechen gebunden. Im voraus verwahrt sie sich gegen mögliche Ausflüchte oder Entschuldigungen.

Die Kaiserin kommt noch einmal darauf zurück,

daß sie einzig aus Sorge um die Gesundheit ihrer Tochter dieselbe so ungern zu Pferde sehe. Sie beruft sich darauf, daß sie ihren Kindern jedes Vergnügen, das ihnen keinen Schaden gebracht, gern gestattet und ihnen überhaupt ihre Freiheit so wenig wie möglich beschränkt habe.

Am Schlusse dieses Briefes ist Maria Theresia ganz die zärtliche Mutter, indem sie bemerkt, daß sie dem Bilde ihrer Tochter, das Liotard malen solle, mit großem Verlangen entgegensehe. Doch auch hier gibt sie Vorschriften. Die Dauphine soll sich nicht im Negligé malen lassen, sondern in der Tracht, wie sie ihr Rang bedingt. Vor allem verwahrt sie sich gegen ein Bild, das ihre Tochter in männlichem Kostüm darstelle. *)

Die Ratschläge, die Maria Theresia ihrer Tochter bei dem Sturze des Ministers Choiseul erteilte, sind überaus verständig. Wenn die Kaiserin sich in allen österreichischen Staatsangelegenheiten die letzte Entscheidung vorbehielt, so wollte sie den König von Frankreich in seiner Machtsphäre nicht einengen. Sie empfahl deshalb ihrer Tochter, sich auch in dieser Sache dem Willen des Königs unterzuordnen und keine entgegengesetzte Meinung zu verteidigen. Wenn sie zugleich ihre Tochter ermahnte, dem Herzoge von Choiseul große Dankbarkeit wegen seiner Verdienste um

*) J'attends le tableau de Liotard avec grand empressement, mais dans votre parure, point en négligé, ni dans l'habillement d'homme, vous aimant à voir dans la place qui vous convient.

ihre Heirat und seiner herrlichen Gesinnungen für Österreich zu bewahren, so konnten weder Ludwig XV. noch Frankreich hierin ein Unrecht erblicken.

Hatte Maria Theresia in ihrem Briefe vom 2. Dezember 1770 es sich angelegen sein lassen, ihrer Tochter das häufige Reiten zu verleiden, so gab sie sich in dem ersten Briefe, den sie ihr im Jahre 1771 schrieb, alle Mühe, sie zum Lesen guter Bücher hinzuführen. *) Sie bemerkt, daß dies für ihre Tochter notwendiger sei, als für irgend eine andere Dame. Sollte sie doch der französischen Frauenwelt zum leuchtenden Vorbilde werden. Der Wunsch der Kaiserin, den sie vor zwei Monaten ausgesprochen hatte, daß der Abbé von Vermond ein Verzeichnis der Bücher, welche die Dauphine entweder allein oder mit ihm gemeinsam gelesen habe, ihr zustellen möge, war bisher nicht erfüllt worden, und zwar deshalb, weil in Betreff der Lektüre nicht viel gemeldet werden konnte. Die Kaiserin war über die Ursache, weshalb man sich stillschweigend über ihren Wunsch hinweggesetzt hatte, keinen Augenblick in Zweifel und sagte ihre Ansicht ganz unverblümt. „Ich fürchte," schreibt sie, „daß Ihr wenig fleißig gewesen seid, die Ritte zu Esel und zu Pferde haben Euch keine Zeit für die Lektüre gelassen." Mit unnachsichtiger Strenge weist Maria Theresia darauf hin, daß ihre Tochter sich durch gewählte Lektüre einen Gedankenschatz erwerben müsse, da sie in Kunst und

*) Tâchez de tapisser un peu votre tête de bonnes lectures.

Wissenschaft ja gar nichts besitze. Sie leiste weder etwas in der Musik, noch verstehe sie zu zeichnen. Auch mit dem Tanze sei es mangelhaft bestellt. Die Kaiserin erneuert deshalb ihre Forderung, der Abbé solle jeden Monat eine Liste der Bücher, welche die Dauphine innerhalb dieses Zeitraumes gelesen, anfertigen und nach Wien senden.

Daß Maria Theresia ihrer Tochter keineswegs die erlaubten Vergnügungen schmälern wollte, geht aus dem Schlusse ihres Briefes hervor. Sie spricht ihre Befriedigung darüber aus, daß ihre Tochter allwöchentlich einen Ball gab, der einen großen Teil der Hofgesellschaft bei ihr vereinigte. Namentlich hatte Maria Theresia es mit Vergnügen gehört, daß der Dauphin diesen Bällen gern beiwohne. Nach der, ihr von ihrem Schwiegersohne gemachten, Schilderung, erkannte sie ganz richtig, wie es für seinen künftigen königlichen Beruf sehr notwendig sei, daß er sein unbeholfenes Wesen ablege und an Anmut und Würde im Auftreten gewinne.

In einem Briefe vom 10. Februar 1771 belobt Maria Theresia ihre Tochter wegen ihres guten Herzens. Sie hatte nämlich zu dem verbannten Herzoge von Choiseul ein Zeichen ihrer Teilnahme gelangen lassen. Sicherlich holte Marie Antoinette bei ihrem Gemahle die Billigung ein zu ihrem Schritte. Der Dauphin war zu wohlwollend, um nicht jedem Verwundeten und Gekränkten zu gönnen, daß ihm ein Balsam auf seine Wunde gelegt werde. Er selbst aber beteiligte sich nicht an diesem Beweise von Sym-

pathie. Aus dem schriftlichen Nachlasse seines Vaters hatte er eine tiefe Abneigung gegen den Herzog geschöpft, und es stand bei ihm fest, daß, wenn er einmal zur Regierung komme, Choiseul niemals zurückgerufen werden solle.

Maria Theresia war sehr beglückt über diese Regung von Dankbarkeit in dem Herzen ihrer Tochter. Sie erkannte hierin das deutsche Naturell und ermahnte ihre Französin gewordene Tochter, stets eine gute Deutsche zu bleiben. Marie Antoinette solle es sich zum Ruhme anrechnen, die Tugenden ihres Volkes zu bewahren und ihre Freunde stets hochzuhalten.

In diesem Briefe erhält Marie Antoinette ein zweites Lob. Da sie vielen Tadel von ihrer Mutter hinnehmen mußte, so war ihr diese angenehme Unterbrechung schon zu gönnen. Maria Theresia hatte ihre Tochter beauftragt, für den Marquis von Durfort bei Ludwig XV. eine Gnade zu erwirken. Der Marquis von Durfort war während mehrerer Jahre französischer Gesandter in Wien gewesen und hatte alle Verhandlungen geleitet, die der Verlobung der Erzherzogin mit dem Dauphin vorausgingen. Dann war er bei der Trauung in Wien der Stellvertreter des Dauphins gewesen und hatte sich in dem Gefolge befunden, das die Gemahlin des Thronfolgers nach Frankreich geleitete. In den häufigen und eingehenden Unterhaltungen, die er mit Maria Theresia in einer Angelegenheit, die ihr so sehr am Herzen lag, gehabt hatte, gewann er sich die Gunst der Kaiserin. Maria Theresia war nun in der Freundschaft ebenso

beharrlich, wie in der Feindschaft. Deshalb empfahl sie ihrer Tochter, für den Marquis bei dem König stets ein gutes Wort einzulegen. Sie beauftragt ihre Tochter, dem Marquis von Durfort zu sagen, daß sie sich sehr gut erinnere, wie er neben ihr auf dem Balkon gestanden und einer Schlittenpartie zugesehen habe. Zu ihrem Bedauern sei ihr später mitgeteilt worden, daß der Marquis sehr von der Kälte gelitten habe, während sie sich dabei ganz wohl befunden. *) Hätte Maria Theresia nur irgendwie daran gedacht, daß der Marquis die winterliche Luft keineswegs so gut vertragen könne, wie sie, so wäre sie augenblicklich mit ihm in das warme Zimmer zurückgetreten.

Auch dem Aussehen ihrer Tochter spendet Maria Theresia Lobsprüche. Der kaiserliche Leibarzt, Johann Jagenhuß, hatte die Dauphine in Versailles gesprochen und in der Hofburg über die empfangenen Eindrücke den genauesten Bericht abgestattet. Marie

*) Maria Theresia konnte Kälte und Zugluft sehr gut vertragen. In ihren Zimmern waren deshalb die Fenster häufig geöffnet. Sie ließ sie aber regelmäßig schließen, wenn sie den Fürsten von Kaunitz zum Vortrage erwartete. Kaunitz war in Betreff seiner Gesundheit sehr ängstlich. Er scheute die Zugluft ebenso, wie den Tod, den man nie in seiner Gegenwart erwähnen durfte. Als Kaiser Joseph II. gestorben war, so kam man in große Verlegenheit, wie dies dem Staatskanzler mitgeteilt werden könne, ohne das verhaßte Wort »Tod« in den Mund zu nehmen. Man fand endlich den Ausweg, daß man berichtete: »Seine Majestät haben heute nicht geruht, zu unterzeichnen.«

Antoinette war seit den acht Monaten, die sie in Frankreich verweilte, beträchtlich größer geworden, sie hatte ein frisches, blühendes Aussehen.

Nachdem die Kaiserin das ihrer Tochter gebührende Lob aus freudigem Herzen gespendet, kommt sie wieder zum Tadel. Der Leibarzt, der wahrscheinlich der Tochter seiner Kaiserin innig zugetan war — sämtliche Personen ihrer früheren deutschen Umgebung liebten sie wegen ihres guten Herzens und ihres anmutigen Wesens — hatte in seiner Unterhaltung mit der Kaiserin beklagt, daß er, der hindernden Etikette wegen, nur selten die Ehre gehabt, der Dauphine aufwarten zu dürfen. Die Kaiserin hätte für ihren Leibarzt größere Rücksichten erwartet und spricht ihre Ansicht sehr entschieden in folgenden Worten aus:

„Ich sollte nicht denken, daß ein Herr, der zu meinem Hofe gehört, Schwierigkeiten fände, bei Euch vorgelassen zu werden. Ihr habt Euch schon über so viele Vorschriften der Etikette hinweggesetzt, warum laßt Ihr sie gerade in diesem Punkte fortbestehen?"

Wenn Maria Theresia einmal in das Tadeln hineinkam, so ging sie nicht so leicht wieder davon ab, wohl wissend, daß ihre Tochter sonst keine Rüge vernahm. Sie spricht wiederum den lebhaften Wunsch aus, recht bald das Bild ihrer Tochter zu besitzen. Indes fürchtet sie, daß ihr Wunsch nicht so bald erfüllt werde. Die Vergnügungen des Karnevals und das häufige Zupferdesteigen der Dauphine, von dem alle Zeitungen berichteten, dürften sie verhindert

haben, dem Maler die erbetenen Sitzungen zu gewähren. Sie weist wieder darauf hin, daß das Reiten dem Teint und der Taille auf die Länge zum Schaden gereiche. Vom Reiten kommt sie auf das Tanzen und verlangt von ihrer Tochter eine aufrichtige Antwort, ob sie hierin besseres leiste, als früher in Wien.

Der heiße Wunsch Maria Theresias, daß ihre Tochter dem Lande einen Sohn schenken möge, gelangt in ihren Briefen oft zum Ausdrucke. Bei der Nachricht, daß der ältere Bruder des Dauphins sich bald verheiraten werde, äußert sie die Furcht, daß die Gräfin von Provence ihrer Tochter zuvorkomme. *) Die Kaiserin hatte über die sardinische Prinzessin genaue Erkundigungen eingezogen. Diese hatten anscheinend sehr günstig gelautet. Die Kaiserin schreibt an ihre Tochter, die künftige Gräfin von Provence solle einen vortrefflichen Charakter haben, auch sei ihr Aussehen, wenn man allerdings von Schönheit nicht reden dürfe, doch im großen und ganzen gewinnend. Sie habe ein sehr sprechendes Antlitz, auch mache ihre Gestalt einen gefälligen Eindruck.

Ohne im geringsten unwahr sein zu wollen, griff die Kaiserin doch wohl zu sehr günstigen Farben, in der Absicht, damit ihre Tochter sich rüste, um im Turnier des Liebreizes den ersten Preis, den bisher ihr niemand bestritt, nicht einzubüßen.

Daß Maria Theresia, wenn sie auch in ihrer Staats- und Menschenkenntnis der gewinnenden Wir-

*) Je crains que la future comtesse de Provence ne vous devance.

kung des Liebreizes bei einer fürstlichen Frau alle Beachtung schenkte, doch den geistigen, durch Fleiß zu erwerbenden Gütern den ihnen gebührenden, höheren Platz einräumte, beweist der Schluß ihres Briefes. Sie schreibt:

„Ich erwarte mit Ungeduld, daß der zurückkehrende Kurier mir die Liste mitbringt, in der verzeichnet steht, was Ihr gelesen habt, und wie Ihr Euch nützlich beschäftigtet. Gewiß ist es, und zumal in Eurem Alter, gestattet, sich dem Vergnügen hinzugeben, aber man darf dies nicht sein ganzes Tageswerk sein lassen. Es ist vom Übel, wenn man nichts Nützliches und Gediegenes vornimmt. Mit Besuchen und Spaziergängen seine Zeit auszufüllen, läßt eine große Leere zurück. Ihr werdet es schon einsehen lernen und dann beklagen, Eure Zeit nicht besser angewandt zu haben.“ *)

In dem Briefe, den Maria Theresia aus Schönbrunn am 8. Mai 1771 schreibt, bespricht sie eine Statuette, die ihr aus Versailles gesandt worden, und die ihre Tochter darstellte, mit den Veränderungen, die das Jahr, das seit ihrer Abreise aus Wien verflossen war, in ihrem Aussehen hervorbrachte. Die Kaiserin findet das Aussehen ihrer Tochter nicht so frisch und jugendlich, wie sie es in Wien hatte. Die Beunruhigung der Mutter, daß ihre Tochter nicht

*) De tuer le temps entre promenades et visites, à la longue vous en reconnaitrez le vide, et serez bien aux regrets de n'avoir mieux employé votre temps.

mehr in Jugendfrische prange, war eine durchaus berechtigte. Wenn das Jahr, das sie als blutjunge Frau in Frankreich verlebt hatte, ihr etwas volle Formen brachte, so mußte, bei einer ganz normalen Bildung, ihr Teint strahlender, ihr Aussehen ein frischeres werden. Die Mutter fürchtete demnach, die vielen Bälle und Festlichkeiten möchten der Gesundheit ihrer Tochter geschadet haben. Noch beklemmender war der Gedanke, daß ihre Tochter in Frankreich nicht das Glück gefunden, für das sie alle Hilfsmittel ihrer Staatskunst in Anwendung gebracht.

Wo die erste Sorge sich eingestellt hat, folgt nur zu schnell die zweite. Maria Theresia hatte durch die Zeitungen erfahren, daß die Hochzeit des Grafen von Provence sich in nächster Zeit vollziehen werde; es trat demnach mit vermehrter Stärke ihr Kummer auf, daß von einer Schwangerschaft der Dauphine noch gar nicht die Rede sei. Sie gibt in Betreff dieses Punktes ihrer Tochter erneute Ratschläge. Wenn sie auch wiederum betont, wie es ihr heißester Wunsch sei, daß ihre Tochter dem Lande einen Thronerben schenke, so rät sie derselben doch an, dem allzu säumigen Dauphin gegenüber keine Empfindlichkeit zu verraten. „Sanftmut und Geduld," schreibt die Kaiserin, „sind die einzigen Mittel, deren Ihr Euch bedienen dürft." Da es der Kaiserin während des Schreibens einfallen mochte, dieser Rat lasse sich leichter geben, als befolgen, so fügt sie begütigend hinzu: „Es ist noch nichts verloren; Ihr seid beide noch so jung. Wahrscheinlich ist es für Eure beider-

seitige Gesundheit heilsam, wenn Ihr Euch erst ein wenig kräftiget."

Zur Entschuldigung, daß sie so oft auf dies Thema zurückkomme, fügt sie dann noch hinzu:

„Aber es ist verzeihlich für bejahrte Eltern, wenn sie die Erfüllung ihrer Wünsche ersehnen, da sie sich nicht mehr schmeicheln können, Enkel und Urenkel zu erblicken."

Die Kaiserin verhehlt nicht, daß es ihr gar nicht unangenehm gewesen sei, aus der Beschreibung des Grafen von Rosenberg zu entnehmen, daß die künftige Schwägerin ihrer Tochter keineswegs einen so gewinnenden Eindruck hervorbringe, wie sie nach den ihr bisher gemachten Schilderungen habe annehmen müssen. Gleichsam wie mit einer Art Erleichterung schreibt sie über die künftige Gräfin von Provence:

„Ihr werdet keine Ursache haben, auf Eure Schwägerin eifersüchtig zu sein. Graf von Rosenberg sagte mir, ihr Gesicht sei keineswegs hübsch, und ihr Auftreten verrate Befangenheit. Sie wisse der großen Welt gegenüber nicht die richtige Stellung einzunehmen. Da sie aber eine sorgfältige Erziehung genossen hat, so kann mit der Zeit sich zwischen Euch beiden ein angenehmer Verkehr herausbilden, ja sogar Freundschaft entstehen."

Maria Theresia gibt ihrer Tochter dann Verhaltungsmaßregeln für die nahe bevorstehende Zeit, wo ihre Schwägerin in ihrer Nähe weilen werde. Sie soll sich ja nicht von ihrem engeren Hofstaate über die Gräfin von Provence Ungünstiges berichten lassen.

„Die Welt taugt nicht viel," bemerkt die Kaiserin mit gutem Grunde, „man wird bemüht sein, Eurer Eigenliebe zu schmeicheln, um dadurch in Eurer Gunst zu steigen."

Die Kaiserin äußert sich sehr besorgt darüber, daß der König nicht häufig genug bei ihrer Tochter erscheint, namentlich, daß er nicht väterlich und vertraulich zu ihr kommt, was er bei der früheren Dauphine, ihrer Schwiegermutter, oft getan habe.

„Ich wünsche sehr, daß Ihr den König häufiger bei Euch sähet. Er ist täglich zu Eurer Schwiegermutter gegangen. Zu meinem großen Erstaunen erfahre ich, daß er bei Euch nur erscheint, wenn Ihr eine Festlichkeit veranstaltet."

Die Kaiserin bemerkt, daß es die Stellung ihrer Tochter in der Öffentlichkeit beeinträchtige, wenn man sich zuraune, der König sei ihr nicht gewogen.

Für die Oberhofmeisterin, Gräfin von Noailles, tritt Maria Theresia mit sehr vernünftigen Vorstellungen ein und sucht ihre Tochter zu überzeugen, daß bei dem ehrenwerten Charakter, den die erste Dame ihres Hofstaates unbestritten besitze, sie es geduldig hinnehmen müsse, wenn die Hüterin des Anstandes und der Würde zuweilen allzu rigoros verfahre. Die Oberhofmeisterin gehöre einer der vornehmsten Familien des Landes an und sei für ihr schweres Amt sehr geeignet. Die Einwürfe ihrer Tochter im Geiste vorausſehend, fragt sie dieselbe:

„Wo gibt es vollkommene Menschen?"

Die Kaiserin bemerkt ganz richtig, andere Oberhofmeisterinnen, die vielleicht weniger Sklavinnen des Herkommens wären, könnten einen intriguanten Charakter haben, mithin Schaden anrichten, während Frau von Noailles nur zuweilen die freie Bewegung hemme. Überdies solle die Oberhofmeisterin ihr treu ergeben sein.

Von ihrem Gesandten am Versailler Hofe, dem Grafen Mercy, hatte Maria Theresia die höchste Meinung. Sie erklärt, daß sie ihn an einer anderen Stelle viel nützlicher verwenden könne, als in Frankreich; doch gegen die Rücksicht, daß er ihrer Tochter so gute Ratschläge zu geben vermöge, lasse sie diesmal das Staatsinteresse zurücktreten. Maria Theresia wünscht nun, daß ihre Tochter sich der Erkenntnis nicht verschließe, wie nützlich, ja unentbehrlich die Ratschläge Mercys für sie seien, weshalb es sich gezieme, daß sie diesen Gesandten bei öffentlichen Empfängen, wie in Privatzirkeln, besonders auszeichne. Daß Marie Antoinette in ihrem Zusammensein mit dem Grafen von Mercy häufiger eine gewisse Scheu, als herzliches Entgegenkommen zeigte, darf man ihr nicht übelnehmen. Von dem vielen Tadel, den die Briefe ihrer Mutter enthielten, führte sie, wohl in ganz richtiger Vermutung, einen beträchtlichen Teil auf den Grafen von Mercy zurück. Sie hatte demnach stets die Furcht, daß er in ihrem Auftreten und Verhalten irgend etwas entdecke, was mit seiner Auffassung der Dinge nicht übereinstimme. War dies der Fall, so gelangte eine ungünstige Dar-

ſtellung ſeinerſeits nach Wien, was dann unausbleiblich für die Dauphine einen Tadel ihrer kaiſerlichen Mutter zur Folge hatte. Wegen ihres nicht herzlichen und zuweilen etwas ſcheuen Benehmens, ſo oft ſie in letzterer Zeit mit dem Grafen von Mercy zuſammentraf, macht ihr Maria Thereſia ſanfte Vorwürfe. Sie ſchreibt:

„Meine teure Tochter, man ſagt allgemein und iſt gleichzeitig nicht wenig darüber erſtaunt, daß Ihr unſern Geſandten ſo ſelten ſehet und nur im Vorübergleiten einige Worte an ihn richtet. In Euren Mienen, wenn Ihr mit ihm zuſammen ſeid, lieſt man mehr Scheu, als Vertrauen. Man führt die Beiſpiele der Königin, Eurer Großmutter, und Eurer Schwiegermutter an, welche regelmäßig die Geſandten ihrer Familien zweimal die Woche bei ſich empfingen. Wo ſie bei Feſtlichkeiten mit ihnen zuſammentrafen, zeichneten ſie dieſelben vor den übrigen Geſandten aus, überall und bei jeder Gelegenheit. Wenn man Euch rät, es anders zu machen, ſo fürchte ich, daß es nicht zu Eurem Beſten ausſchlägt. Mercy iſt eine von aller Welt hochgeachtete Perſönlichkeit, zugleich iſt er ein Mann von tiefer Einſicht. Es bringt Euch demnach nur Ehre und Vorteil, wenn Ihr ſeinen Ratſchlägen Euer Ohr leiht.“

Während Maria Thereſia dieſe Zeilen niederſchrieb, beſann ſie ſich, daß ihr von verſchiedenen Seiten mitgeteilt worden, wie ihre Tochter ſich zu den ihr vorgeſtellten Deutſchen, mit wenigen Ausnahmen, ſehr kühl verhalte. Darüber wallt ihr

deutsches Blut auf, und sie spricht zu ihrer Tochter, von der es ihr scheint, daß sie, um ganz Französin zu werden, die Liebe zu ihrer Nation, die stets in ihr wachzubleiben habe, einzuschläfern bemüht sei, mit großem Nachdruck. Das hohe und heilige Gefühl, die Liebe zu seinem angestammten Volke, wohne jedem richtig empfindenden Menschen inne, bis zum letzten Hauche seines Lebens. Sie sagt ihrer Tochter mit dürren Worten, daß es sie nicht schön kleide, wenn sie ihrem französischen Hofstaate gestatte, über die Deutschen spottende Bemerkungen zu machen, wozu das gallische Naturell so sehr hinneige.

In den Ermahnungen, daß Marie Antoinette sich ernsten Beschäftigungen widmen und ihren Geist durch nützliche Kenntnisse bereichern möge, ist die große, stets hohen Zielen zustrebende Kaiserin unermüdlich. Sie schreibt aus Schönbrunn, den 9. Juli 1771:

„Es verfließt ein Monat nach dem andern, ohne daß mir die Liste zugesandt wird, in der ich das bemerkt wünsche, was Ihr gelesen habt und womit Ihr Euch ernstlich beschäftigtet. Weilt der Abbé Vermond nicht mehr in Eurer Nähe? Das würde mir sehr unangenehm sein; noch mehr aber würde ich es beklagen, wenn er, wie früher, in Versailles wohnte und Ihr von ihm nicht den geistigen Vorteil zöget, den er zu gewähren imstande ist. Eurem Alter verzeiht man freilich viele Leichtfertigkeiten und Torheiten, aber auf die Länge wird alle Welt derselben überdrüssig, und zuletzt werdet Ihr es auch

ſelber. An dem Platze, wohin Ihr geſtellt ſeid, bedarf es des Leſens gediegener Bücher und ernſthafter Beſchäftigung. Dadurch gewinnt Ihr Achtung und Anſehen. Ihr befindet Euch in einem Lande, wo es viel Bildung und Wiſſen gibt, und wo man in dieſem Punkte niemand, und ſei er noch ſo hochgeſtellt, etwas hingehen läßt. Ich darf Euch nicht verhehlen, daß man ſchon davon ſpricht, daß Ihr dem Vergnügen zu ſehr ergeben ſeid. Ihr verliert dadurch den Eindruck von Bedeutendheit, den Ihr bisher erwecktet. Für uns, die wir uns auf dem Schauplatze der großen Welt befinden, iſt es ſehr weſentlich, welch ein Bild man ſich von uns macht."

Mit Ernſt und Strenge weiſt Maria Thereſia darauf hin, daß, wer auf eine in nichtigem Tagewerke verbrachte Vergangenheit zurückblicke, ſich in ſeinem Gewiſſen beſchwert fühle.

Daß Marie Antoinette mit ihrer neuen Schwägerin in beſtem Einvernehmen lebe, war nach Wien berichtet und von ihrer Mutter gerne gehört worden.

Die Kaiſerin erklärt ſich ſehr damit einverſtanden, daß ihre Tochter ſich der Politik vollkommen fernhalte. Marie Antoinette hatte ihr geſchrieben, daß es die Abſicht des Königs und ſeines Miniſters ſei, den Kardinal von Rohan als Geſandten nach Wien zu ſchicken. Sie fügte dieſer Mitteilung hinzu, dieſe Ernennung ſei ihr eine ſehr unerwünſchte, denn der Kardinal gelte dafür, ſehr lockere Sitten zu haben, werde mithin in Wien großen Anſtoß erregen. Aber, ſo ſehr ſie die Wahl dieſes wenig

achtungswerten Kirchenfürsten beklage, so habe sie sich doch dem Könige gegenüber keinen Einwand gestattet.

Die Kaiserin antwortet ihrer Tochter, daß es ihr sehr peinlich sein werde, einen Kardinal mit lockeren Sitten als Gesandten um sich dulden zu müssen. Nichtsdestoweniger billigt sie es, daß die Dauphine nicht versucht habe, die anstößige Wahl zu hintertreiben.*) Die vorsichtige Mutter hielt es für geraten, daß ihre Tochter deutlich bekunde, wie sie sich um Politik gar nicht bekümmere. Deshalb rügt sie es, daß, wie zuverlässige Persönlichkeiten nach Wien berichtet hatten, der Herzog von Aiguillon, der von Ludwig XV. an Stelle des Herzogs von Choiseul ernannte Minister, von der Dauphine mit sichtbarer Kälte behandelt werde. So sehr es Maria Theresia auch gewünscht hätte, daß der treue Freund ihres Hauses noch das Ruder des französischen Staatsschiffes führe, so fand sie es doch nicht geziemend, daß die Dauphine durch ihr Benehmen zeige, wie ihr die Wahl des Königs mißfalle.

In dem Tadel,**) den Maria Theresia ihrer Tochter ausspricht, ist diesmal ein unbeabsichtigtes großes Lob enthalten, insoferne es deren Charakter betrifft, der, frei und stolz, jeder Verstellung widerstrebte. Hätte der Herzog von Aiguillon die hohe

*) Et tout autre conviendrait mieux, mais comme vous dites fort bien, vous n'entrez pas dans les affaires, et je ne peux que vous animer de plus en plus de vous en tenir éloignée.

**) Vous marquez à tout ce parti trop d'eloignement.

Stellung, die er als Prinzipalminister eines unumschränkten Königs einnahm, seiner Tüchtigkeit verdankt, so würde sie das Bedauern, daß ein Freund ihrer Familie von diesem Posten hatte zurücktreten müssen, ebenfalls empfunden haben, aber es wäre ihr möglich gewesen, dem neuen Würdenträger mit Achtung und Huld zu begegnen. Nun aber, da er sich durch eine Hintertreppe in das Kabinett des Königs geschlichen und der Gräfin von Dubarry die Schleppe getragen hatte, jetzt zeigte die Dauphine ihm, wie der Favoritin, ihre mit Verachtung gepaarte ungnädige Gesinnung.

Wenn die Dauphine mit gutem Grunde*) den Herzog von Aiguillon sehr kühl behandelte, so war sie gegen die Gräfin Dubarry fast eisig. Nur wenn sie sich der häufigen Ermahnungen ihrer Mutter in Betreff dieses Punktes erinnerte, versuchte sie, bei einem verhaßten Zusammensein mit der Favoritin, ihren Mienen ein Lächeln, ihren Lippen ein verbindliches Wort abzugewinnen. Meist war ihre tugendhafte Entrüstung mächtiger, als das ehrliche Bemühen, ihrer Mutter und dem Könige zu Liebe ihre empörten Gefühle hinunterzuzwingen.

*) La Chalotais, vom Bretagner Parlament, bezüchtigte den Herzog von Aiguillon nicht nur der Poltronnerie und Tyrannei, sondern auch der Konkussion (des amtlichen Gelderraubes), Beschuldigungen, die sich durch geheimen Kabinettseinfluß leichter vertuschen, als widerlegen ließen. (Die französische Revolution von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen von P. Feddersen. Leipzig und Paris; Brockhaus und Avenarius. 1844. Erster Teil, Seite 5.)

Das so oft behandelte Thema, wie sich die Dauphine zur Gräfin von Dubarry zu verhalten habe, konnte Maria Theresia von einem absoluten Standpunkte aus, von der Höhe der Moral herab, niemals in Angriff nehmen. Selbst die Pietät ließ sich nicht als Gebot anführen. Die Pietät hört ja auf, wo die Achtung versagt. Maria Theresia konnte demnach in Betreff dieses heiklen Punktes nur zum Verstande, aber nicht zum Herzen ihrer Tochter sprechen. Sie appellierte an die monarchische Tradition, an die Autorität. Ludwig XV. war der Chef der königlichen Familie, in die ihre Tochter seit ihrer Verheiratung eingetreten war. Ihm hatte sie fortan unbedingt zu gehorchen; seinen Handlungen gegenüber mußte ihre Kritik verstummen. Als unbedingten Gehorsam Schuldende hatte sie nicht zu fragen, um welcher Verdienste willen sie gegen die von dem König mit Gunst bedachten Personen huldvoll sein solle. Es reichte aus, daß Personen von dem König ausgezeichnet wurden, um zunächst bei seiner ganzen Familie und dann bei dem gesamten Hofstaate auf eine besondere Artigkeit rechnen zu dürfen.

Der gerade und stolze Sinn Marie Antoinettens widerstrebte diesen Verhaltungsmaßregeln. Es bedünkte sie wie die Schmach einer Lüge, wenn sie ein huldvolles Benehmen für eine Frau, die den höchsten Schmuck des Weibes verloren hatte, bei den jedesmaligen Begegnungen mühsam erkünstelte.

Auch in Bezug auf den Verkehr ihrer Tochter mit dem Grafen Mercy erteilt Maria Theresia Ver-

weise. Sie hätte aus dem Briefe ihrer Tochter gerne ersehen, daß Graf Mercy bereits Gelegenheit gehabt, ihr die Mitteilungen zu machen, die ihm für sie aufgetragen worden. Die Kaiserin tadelt es, daß ihre Tochter diese, ihr sicher nützliche Unterredung bisher verzögerte. Doch verweilt sie diesmal nicht, wie es sonst ihre Gewohnheit ist, lange beim Tadel, sondern unterbricht ihn durch Worte der Anerkennung. Sie hatte mit Vergnügen durch den Bericht ihres Gesandten erfahren, daß ihre Tochter der „herrschenden Partei" freundlicher als sonst begegne. Mit der herrschenden Partei waren der Minister, Herzog von Aiguillon, und die Favoritin, die Gräfin von Dubarry, gemeint, für Marie Antoinette eine stete pièce de résistance. Aber sie überwand sich bisweilen, für die Maitresse ein freundliches Lächeln zu haben, ja, wenn sie an die Vorschriften ihrer Mutter dachte und sich sagte, daß jede Schmach für sie wegfalle, da sie ja das Gebot der großen Kaiserin als Schild vor sich halte, so gewann sie ihrem widerstrebenden Herzen und ihren sich fast versagenden Lippen ein freundliches Wort ab, das jedesmal in der Hofgesellschaft eine große Bewegung hervorrief. Graf Mercy verfehlte nie, seiner Gebieterin zu berichten, wo und wann die Dauphine sich gegen die Favoritin huldvoll gezeigt hatte. Die Kaiserin spricht deshalb ihr Lob aus, damit ihre Tochter in Beweisen von Freundlichkeit und Huld nicht erlahme. *) Indes

*) Mercy me mande que vous avez déjà sur son conseil commencé à traiter poliment le parti dominant, et même

hält die kluge Maria Thereſia es doch für geraten, die Verſicherung zu geben, ſie beabſichtige nicht, in dieſem Thema weiter fortzufahren. Hierdurch geſchah ihrer Tochter ſicher ein großer Gefallen. Es war für Marie Antoinette peinlich, von der Gräfin Dubarry zu hören, noch peinlicher, ſie zu ſehen und mit ihr ſprechen zu müſſen.

Aus dem Briefe Maria Thereſias geht deutlich hervor, daß die Unterredung, die Graf Mercy mit ihrer Tochter haben ſollte, und die letztere ſo lange wie möglich hinausſchob, nicht angenehm ſein konnte, denn ſie hatte die Gräfin Dubarry zum Gegenſtande. *)

Auf die Ermahnung, daß Marie Antoinette ſich in ihrem Verhalten ſo wenig wie möglich durch ihre Muhmen leiten laſſen möge, kommt Maria Thereſia wiederholt zurück. Sie ſagt:

„Man nimmt an, daß Ihr Euch bis jetzt meiſt nach den Ratſchlägen Eurer Tanten gerichtet habt, dies würde auf die Länge doch den König verdrießen. Ihr habt zu bedenken, daß dieſe Prinzeſſinnen, die ja viele Tugenden und Verdienſte beſitzen, doch niemals imſtande waren, ſich beim Volke, ja nicht einmal bei ihrem eigenen Vater beliebt zu machen. Dies war der Grund, weshalb ich Euch wiederholt davor

---

adressé quelques propos vagues ce qui a fait un effet merveilleux. — — — Je suis charmée que vous vous êtes prêtée si promptement à mon conseil.)

*) Mercy est chargé de vous parler clair.

warnte, ihre Ansichten zu sehr auf Euch einwirken zu lassen."

In einem Briefe vom 17. August 1771 aus Schönbrunn spricht Maria Theresia große Freude darüber aus, daß das Bild ihrer Tochter in Pastell bei ihr eingetroffen. Sie findet es sehr ähnlich und bemerkt, daß es nicht bloß ihr, sondern der gesamten Familie zur süßesten Befriedigung gereiche. *)

Die Kaiserin ließ das Bild der Dauphine in ihrem Arbeitskabinett aufstellen, um es stets vor Augen zu haben. Die Statue Marie Antoinettens stand in dem Schlafzimmer der Kaiserin, wo diese am Abende arbeitete. Die Mutter schreibt mit der ganzen Zärtlichkeit, die sie für ihre geliebteste, ihr an Hochsinn ähnlichste Tochter hegte, in Bezug auf deren Abbildungen:

„So habe ich Euch stets mit mir, vor meinen Augen. Auf dem Grunde meines Herzens befindet Ihr Euch ja immerdar."

Über die Macht des Liebreizes, der ihrer Tochter innewohnte, äußert sich die Kaiserin wiederholt mit großer Befriedigung. In demselben Briefe aus Schönbrunn schreibt sie:

„Ich bin stets sicher, daß Ihr Erfolg habt, wenn Ihr ihn erstrebt. Der gütige Gott hat Euch ein Antlitz und so viele Anmut geschenkt, verbunden mit großer

*) Il fait mes délicatesses et celles de toute la famille.

Gutmütigkeit, daß die Herzen Euch stets gehören, sobald Ihr Euch angelegen sein lasset, sie zu gewinnen."

Je mehr Gaben Marie Antoinetten von der verschwenderischen Natur beschеert worden, um beglückend und entzückend zu wirken, desto tadelnswerter findet es die Kaiserin, wenn ihre Tochter das nicht gebraucht, zum Nutzen für sich und zum Heile für andere, was ihr so mühlos zu teil geworden. Sie äußert sich über diesen Punkt, wie folgt:

„Ich höre von allen Seiten und wiederholt, daß Ihr in Euren Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten säumig werdet, daß Ihr nicht mehr den Euch vorgestellten Personen Angenehmes und Passendes sagt. Ihr sollt hierin sehr nachlässig geworden sein. Man schiebt dies auf den Einfluß Eurer Tanten. Diese Damen wußten sich niemals Achtung und Vertrauen zu erwerben."

Getreu ihrer Weise, mit dem Tadel nicht zu geizen, fährt Maria Theresia in ihrem Sermone so fort:

„Was aber noch viel schlimmer ist, Ihr sollt zuweilen nicht Herrin sein über Euer zu heiteres Temperament. Man behauptet, daß Ihr den Leuten, die auf Euch einen komischen Eindruck machen, gerade ins Gesicht lacht."*)

*) Dies geschah von seiten der Tochter Georgs IV., die manches von den Sonderbarkeiten ihrer Mutter geerbt hatte. Sie drehte einem belgischen Herzoge, der wegen seiner großen Häßlichkeit einen teils ärgerlichen, teils komischen Eindruck auf

Aus den Zeilen Maria Thereſias geht hervor, daß ſie allerdings zuerſt und hauptſächlich der ausgelaſſenen Laune ihrer Tochter die Schuld gibt, wenn ſie ihr Lachen nicht zurückhalten kann, ſobald Menſchen, die ihr nahe kommen, etwas allzu komiſches an ſich haben und gleichſam zum Spotte herausfordern. Doch, wo wäre eine Mutter, die, während ſie ihr Kind tadelt, nicht gleichzeitig etwas hervorſucht, was die Schuld desſelben mindert? So nimmt Maria Thereſia an, daß ihre Tochter durch mutwillige Herren und Damen des Hofes verleitet worden ſei, ſich ihrer Lachluſt zu überlaſſen. Ihre Tochter gern als Verführte anſehend, um nicht ihr gutes Naturell bezweifeln zu müſſen, warnt ſie dieſelbe mit folgenden Worten:

„Dies würde Euch, und mit vollem Rechte, zu großem Schaden gereichen, ja, man würde an Eurem guten Herzen zu zweifeln beginnen. Um fünf oder ſechs Damen oder Herren Eures Hofes zu gefallen, würdet Ihr alle übrigen gegen Euch erbittern.“

Daß die kluge, ſo tief in die Herzen der Menſchen blickende Kaiſerin von dem Hofadel nicht günſtig dachte, ſagt ſie in folgenden Worten:

ſie machte, während eines längeren Diners, wo er an ihrer Seite ſaß, beharrlich den Rücken, und als er bei der Entlaſſung ſich aufs tiefſte vor ihr verneigte und dabei allerdings ſeltſam genug ausſah, ſo lachte ſie laut auf, ohne ſich ſelbſt deshalb zu tadeln, noch von anderen deshalb getadelt zu werden. Sie war ja die wahrſcheinliche Königin von Großbritannien und Irland.

„Die Höflinge, die keine ernsthafte Beschäftigung haben, sind meist die am wenigsten schätzbaren Personen im Staate."

Wie Maria Theresia die Höflinge nicht gerade hochschätzt, geht auch aus der Ermahnung hervor, die sie ihrer Tochter in Bezug auf die Eintracht erteilt, die zwischen ihr und ihrer neuen Schwägerin bestehen müsse. Kaum würden die Höflinge die geringste Entfremdung bemerken, so wäre es sicher ihr angelegentliches Bestreben, die Mißstimmung auf beiden Seiten zu steigern, so daß bald Reibungen entständen.

Der Gedanke, daß ihrer Tochter Bosheit und Spottlust schuld gegeben werden könne, beunruhigt die Kaiserin dermaßen, daß sie auf ihre Warnung zurückkommt. Sie führt ihrer Tochter zu Gemüte, daß, falls sehr würdige, aber vielleicht etwas sonderbares an sich habende Leute befürchten müßten, von ihr ausgelacht zu werden, diese den Hof mieden, um sich nicht Beleidigungen auszusetzen. Die erste Dame Frankreichs werde demnach in leichtfertiger und schlechter Gesellschaft zurückbleiben. Mit dieser schlechten Gesellschaft werde sie zuletzt in das Laster hineingeraten.*)

Die Kaiserin kann ihrer Tochter gar nicht genug anempfehlen, daß sie die ihr vorgestellten Deutschen mit Herzlichkeit und Leutseligkeit empfange, dadurch

*) Et à la fin on ne reste qu'avec mauvaise compagnie, qui entraîne peu à peu dans tous les vices.

dem Verdienste ihres Volkes die gebührende Achtung erweisend.

Wahrscheinlich waren Mitglieder aus vornehmen österreichischen Familien, die auf größeren Reisen in Versailles verweilt hatten, um der Tochter ihrer Kaiserin jene innige Ehrerbietung zu erweisen, die sie für ihr Regentenhaus im Busen tragen, wahrscheinlich waren deutsche Adelige von der Dauphine viel weniger herzlich empfangen worden, als sie erwartet hatten und, gemäß ihrer treuen Gesinnung, erwarten durften. Dies schmerzte sie in dem Grade, daß sie von ihrer Enttäuschung in der Wiener Hofburg kein Hehl machten. Da wallte bei der sanguinischen Maria Theresia, deren Temperament zuweilen an das cholerische streifte, ihr deutsches Blut auf, und sie verlangte, daß man ihrem Volke erweise, was ihm gebühre.*)

Maria Theresia traf bei ihrer großen Menschenkenntnis wahrscheinlich das Richtige, wenn sie annahm, daß spottlustige Herren oder Damen des Versailler Hofes die zuweilen etwas linkischen und steifen Verbeugungen der Deutschen, die der Dauphine vorgestellt wurden, oder ihre, nicht immer gewandte, Unterhaltung bekrittelt hätten. Schon der deutsche Akzent konnte für die Ohren der Höflinge geistvolle Worte der Vorgestellten, falls sie gesprochen wurden, beeinträchtigen. Die Kaiserin nimmt nun ihre deut-

*) On prétend partout que les Allemands ne sont pas distingués par vous: rendez justice au vrai mérite de cette nation.

schen Landsleute gegen diesen Spott der leichtfertigen Franzosen in Schutz, ohne kleine Schwächen im äußern Auftreten ihrer Nation zu bemänteln. Das Gediegene, was den Wert der Deutschen ausmacht, betonend, gibt sie die Außenwerte preis. Sie hält es für ihre Pflicht, ihre Tochter, die Österreich in zu jungen Jahren verlassen mußte, als daß sie für das Gediegene im deutschen Volkscharakter schon hätte Schätzung und Würdigung besitzen können, vor dem Fehler zu bewahren, daß sie der glänzenden Außenseite der Franzosen zu großen Wert beilege und dadurch verhindert werde, bis zum Golde der deutschen Innerlichkeit vorzudringen.

„Wenn Ihr," schreibt sie, „bei den Deutschen etwas Lächerliches in dem Auftreten oder in der Aussprache übersieht und überhört, so bleiben auf dem Grunde ihres Wesens nützliche Talente und eine so tüchtige Natur, daß alle Fremden von unparteiischem Urteile nicht umhin können, sie zu schätzen und hochzuachten."

Begreiflicherweise verweilte Maria Theresia bei den Deutschen längere Zeit nur dann, wenn ein gebietender Umstand es erheischte. Da ihre Tochter sich in französischer Sphäre zu bewegen hatte, so ward diese fast ausschließlich berücksichtigt.

Maria Theresia empfiehlt ihrer Tochter in Betreff des Herzogs von Broglie, Marschalls von Frankreich, daß sie nicht vergessen möge, wie sie ihm Dankbarkeit schulde, ihrer Mutter wegen. Die Kaiserin gedenkt ihrer sehr gefährdeten Lage nach der Schlacht

von Prag, und daß damals Broglie ihr ein treuer Beistand gewesen. Sie vergißt aber nicht, ihren Wunsch insofern einzuschränken, als sie zugibt, daß, weil gegen die Gemahlin Broglies etwas vorliege, die Dauphine dem Marschall nicht so viele Huld beweisen dürfe, wie sie es in Anbetracht ihrer Mutter gewiß gern tun würde. Maria Theresia wünscht indes, daß ihrem früheren Beistande in der Gefahr zur Kunde gelange: sie bewahre ihm eine dankbare und gnädige Gesinnung.

Wenn die Kaiserin eine mütterliche Genugtuung darüber empfindet, daß ihre Tochter so viel hübscher ist, als ihre Schwägerin, so läßt sie doch der Gräfin von Provence alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren. Sie steht keinen Augenblick an, der Gräfin von Provence Vorzüge einzuräumen, welche diese, ihrer Ansicht nach, vor ihrer Tochter voraus hatte. Die Kaiserin schreibt:

„Ihr Charakter ist schon fester, als der Eurige, auch besitzt sie mehr Kenntnisse. Ihr könnt durch den Umgang mit ihr also nur gewinnen."

Daß der österreichische Gesandte auch günstiges über Marie Antoinette nach Wien berichtete, entnahm sie folgender Äußerung ihrer Mutter:

„Durch Mercy erfuhr ich, daß das kleine, von mir gesandte Schreibzeug Euch große Freude bereitete."

Auf diesem Schreibzeuge war eines der Schlösser abgebildet, in dem Marie Antoinette oft mit ihrer Mutter geweilt hatte. Als nun Graf Mercy ihr im

Auftrage der Kaiserin das Schreibzeug überreichte, so suchte sie gleich die Fenster der Zimmer auf, in denen ihre Mutter zu wohnen pflegte. Graf Mercy berichtete von dieser Unterredung, daß die Freude der Dauphine eine wahrhaft rührende gewesen. Sie hatte dem Überbringer des ihr hochwillkommenen Geschenkes in der herzlichsten und liebenswürdigsten Weise ihren Dank ausgesprochen.

Diese Mitteilung ihres Gesandten hatte dem Mutterherzen der Kaiserin unendlich wohlgetan. Sie vergaß demnach für einen Augenblick, daß sie es für ihre Pflicht hielt, mit dem Lobe ihrer Tochter gegenüber sehr sparsam zu sein, und strömt über in Worten der Anerkennung.

„Ihr könnt Euch nicht denken, wie dieser Bericht Mercys mir wohlgetan. Bewahrt diesen Schatz von Seelengüte und Zärtlichkeit, den die Natur Euch bescherte!"

Die häufigen Ermahnungen und Zurechtweisungen, zu denen Maria Theresia sich veranlaßt sieht, begründet sie durch den heißen Wunsch ihres Mutterherzens, daß ihre Tochter vor den Klippen bewahrt bleibe, an denen Jugend und Unerfahrenheit nur zu leicht zerschellen.

Am 30. September schreibt Maria Theresia an die Dauphine in glücklichster Stimmung, da sie zwei Personen gesprochen hatte, die ihr aus Versailles die genauesten Mitteilungen gemacht: den Gesandten Mercy und den Grafen Ficquelmont. Beide hatten versichert, daß die Dauphine sich der besten Gesund-

heit erfreue. Sie sei heiter und zufrieden. Alle Welt liebe die künftige Königin. Graf Mercy hatte zweimal eine Privataudienz bei der Dauphine, während welcher er sich lange und ungestört mit ihr unterhielt. Die Kaiserin dankt ihrer Tochter, daß diese ihre Wünsche erfülle und die aus Österreich kommenden Persönlichkeiten mit besonderer Herzlichkeit empfange.

Die Kaiserin hat wiederholt zu tadeln, daß ihre Tochter den Ratschlägen ihrer Tanten zu oft Gehör gebe.

In Bezug auf ihr Benehmen gegen die Gräfin Dubarry erhält Marie Antoinette von ihrer Mutter so ununterbrochen Verweise, daß hieraus deutlich hervorgeht, wie es einer so offenen Natur unmöglich war, der Favoritin die Geringschätzung zu verbergen, die sie ihr einflößte. Graf Mercy versuchte in den Privataudienzen, die Marie Antoinette ihm erteilte, sie zu einem freundlicheren Benehmen gegen die Favoritin zu bestimmen; doch konnte er den Widerstand, den das Naturell der Dauphine ihm entgegensetzte, nicht besiegen. Daß sie sich die redlichste Mühe gab, dem Wunsche ihrer Mutter zu entsprechen, geht klar aus den Worten hervor, mit denen diese sie tadelt. Wenn Marie Antoinette auch die größtmögliche Anstrengung machte, ihre Verachtung gegen die Favoritin zu verbergen und dieser eine freundliche Miene zu zeigen, ja ein artiges Wort an sie zu richten, so gelang es ihr doch nur selten. Man merkte die Mühe, die es ihr machte. Die freund-

liche Miene, die sie beabsichtigte, ward zur Grimasse, das artige Wort, das sie zu sprechen wünschte, wollte, um ein homerisches Bild zu gebrauchen, nicht über den Zaun ihrer Zähne. Graf Mercy hatte der Kaiserin eine Schilderung davon gemacht, wie das Aussehen und das Benehmen der Dauphine mit dem Augenblicke, wo sie sich der Favoritin gegenüber befinde, ein ganz anderes werde, und wie man sie dann kaum wieder erkenne. Statt ihrer gewohnten Anmut gewahre man Steifheit, ihr Lächeln verzerre sich, ihre Anrede, die meist so verbindlich sei, habe etwas Kaltes und Erzwungenes. Gemäß dieser Schilderung des Grafen Mercy fällt der Tadel Maria Theresias aus; ein Tadel, der ihrer Tochter zur Ehre gereicht. Die Kaiserin schreibt: „Gesteht Euch diese Unsicherheit ein, diese Abneigung, selbst einen guten Morgen zu bieten! Ein Wort, das Ihr über ein Kleid oder über eine sonst geringfügige Sache äußern möchtet, verursacht Euch ein Gesichtszucken. Mercy hat Euch gesagt, was der König wünscht, und was Eure Pflicht zu tun gebietet. Ihr habt es über Euch gewinnen können, den Gehorsam zu versagen. Könnt Ihr für Euer Verhalten irgend einen vernünftigen Grund anführen? Nein!“

In Bezug auf die Favoritin gibt Maria Theresia ihrer Tochter folgende Verhaltungsmaßregeln:

„Ihr habt die Gräfin Dubarry mit keinem anderen Auge anzusehen, als wie eine Dame, die bei Hofe zugelassen und an der Gesellschaft des Königs teilzunehmen berechtigt ist. Ihr seid die erste Unter-

tanin des Monarchen; Ihr ſchuldet ihm Unterordnung und Gehorſam; Ihr müßt der Hofgeſellſchaft ein gutes Beiſpiel geben. Wenn man von Euch etwas verlangt, was gegen Eure Würde wäre, wenn Ihr Euch zu Niedrigkeiten herablaſſen ſolltet, ſo würden weder ich, noch irgend jemand aus der Familie Euch dazu raten. Ein gleichgültiges Wort, ein freundlicher Blick genügt — nicht aus Rückſicht für die Dame, ſondern für Euren Großvater, Euren Wohltäter!"

Maria Thereſia überſah, wenn ſie ihrer Tochter einſchärfte, daß dieſe dem König, als dem Gebieter des Staates und dem Haupte der Familie, ſtets unbedingten Gehorſam zu leiſten habe, daß zwiſchen dem Chef der Bourbonen und der Habsburger ein himmelweiter Unterſchied beſtand. Maria Thereſia, eine heldenmütige, kluge und tugendreiche Frau, eine ausgezeichnete Regentin und vortreffliche Mutter, durfte unbedingten Gehorſam von ihren Kindern verlangen. Wenn dieſe die ihnen erteilten Vorſchriften blindlings befolgten, ſo befanden ſie ſich ſtets auf dem rechten Wege. Ludwig XV. beſaß von den großen und guten Eigenſchaften der Habsburgerin nicht das geringſte. Er kränkte ſeine Gemahlin, ſeine Kinder und ſeine Großkinder durch ein Leben, das aller Sittlichkeit Hohn ſprach; für die Regierung ſeines Landes leiſtete er nur wenig; ſie lag in den Händen der jedesmaligen Miniſter, unter denen ſich manche Subjekte befanden, die ſich um das Heil des Volkes gar wenig bekümmerten. So konnte man bei Lud-

wig XV. weder dem König, noch dem Menschen Achtung zollen. Nichtsdestoweniger verlangte Maria Theresia von ihrer Tochter, dem König gegenüber unbedingte Unterwerfung. Sie fährt in ihrer heischenden Weise so fort:

„Ihr haltet Euch zurück und entzieht Euch ihm bei der ersten Gelegenheit, wo Ihr ihm Eure Anhänglichkeit beweisen könntet. Eure Entschuldigung ist, daß Ihr oft Furcht habt, wenn Ihr zum König sprechen sollt; doch habt Ihr keine Furcht, ihm Ungehorsam zu beweisen. Ich will Euch gestatten, daß Ihr noch fürs erste eine mündliche Auseinandersetzung mit ihm vermeidet; aber alle Eure Handlungen sollen bekunden, daß Ihr Ehrfurcht vor ihm und Zärtlichkeit zu ihm hegt; Ihr habt bei jeder Gelegenheit zu überlegen, was ihm gefallen könnte. Daß ihm in Bezug hierauf nichts zu wünschen übrig bleibe! Ihr dürft nichts sprechen, noch tun, was ihm entgegen wäre. Solltet Ihr Euch deswegen mit allen anderen erzürnen müssen, ich kann es Euch nicht ersparen. Ihr habt nur einen Zweck, und der ist: dem König*) zu gefallen und seinen Willen zu tun."

Daß ihre Tochter stets ihrer erhabenen Stellung sich bewußt sei, ohne deshalb in Stolz zu verfallen, verlangte die große und selbstbewußte Herrscherin. Dies geht aus folgendem Gedankengange hervor, den sie ihrer Tochter entwickelt:

*) Vous n'avez qu'un seul but, c'est de plaire et faire la volonté du roi.

„Ihr spracht einmal die Ansicht aus, daß Ihr meinetwegen die Broglies freundlich behandelt, obgleich sie es persönlich gegen Euch hätten fehlen lassen. Dies ist wieder eine ganz verkehrte Ansicht. Wie ist es möglich, daß irgend ein kleiner Broglie sich gegen Euch vergehen könnte! Ich begreife dies gar nicht. Niemals erlaubte sich jemand in seinen Pflichten gegen mich die geringste Nachlässigkeit. Ebensowenig gestattete es sich jemand gegen Eure Brüder und Schwestern. Wenn ein Broglie jemandem aus Eurer näheren Umgebung mißfallen hat, so kümmert Euch das nicht im geringsten. Ihr dürft Euch die Mißgunst Eurer Umgebung nicht aneignen. Für Euch genügt, daß die Broglies bei dem König in Gunst stehen. Ihr dürft nichts hören, nichts denken, nicht anders handeln, als wie der Chef Eures Hauses. Wenn Euch Eure Ruhe und Eure Zukunft am Herzen liegt, so handelt nie in einem anderen Sinne."

Maria Theresia, die fürchtete, daß ihre Tochter bei den steten Schmeicheleien, die in Versailles ihr Ohr umtönten, der mütterlichen Ermahnungen überdrüssig werden und sie wie eine Ungerechtigkeit empfinden könne, kommt wiederholt darauf zurück, daß einzig die bange Sorge um das Glück ihres vielgeliebten Kindes ihr rügende Worte eingebe. Sie schreibt:

„Nehmt es nimmer als böse Laune oder Sucht zum Tadeln, wenn ich Euch häufig eine Rüge erteile; nehmt es vielmehr als das größte Zeichen meiner Zärtlichkeit und meiner unablässigen Sorge

um Euer Wohlergehen. Ich spreche allerdings mit großer Bestimmtheit, doch ist dies notwendig, da Ihr unheilvollen Einflüssen unterliegt. Je schneller und kräftiger man Euch denselben entzieht, desto eher ist eine Besserung zu erhoffen. Bisher haben meine Ratschläge, weder die des Abbés, von dem ich gar nicht mehr sprechen höre, noch die Mercys, die mindeste Einwirkung ausgeübt, haben Euch nicht zu bewahren vermocht vor manchen Unzukömmlichkeiten. Bedenkt, wie dies mich schmerzlich berühren muß, mich, die ihr Leben hingeben würde, um Euch glücklich zu machen! Es ist durchaus nicht erstaunlich, wenn Ihr zuweilen strauchelt; aber, nachdem ich Euch den richtigen Weg gezeigt, wäre es unverzeihlich, wenn Ihr ihn verfehltet. Ich verlange nicht, daß Ihr mit den Personen Eures bisherigen Umganges sofort brechen sollt, Gott bewahre mich davor! Aber ich verlange, daß, wenn Ihr guten Rates bedürftig seid, Ihr Euch nicht an sie, sondern an Mercy wendet. Ihr müßt ihn häufiger sehen, häufiger sprechen, und nichts von dem, was Ihr gegenseitig beriet, anderen anvertrauen. Bei größerer Reife des Alters und der Einsicht könnt Ihr einzig aus Euch selber handeln. — Man muß seine Rolle zu spielen verstehen, wenn man geachtet sein will. Ihr könnt dies sehr gut erreichen, wenn Ihr Euch ein wenig Zwang auferlegt und den Ratschlägen folgt, die man Euch erteilt. Bewacht Ihr Euch nicht genug, so erblicke ich großes Unglück in der Zukunft. Dies eben will ich verhüten, und deshalb beschwöre ich

Euch, dem Rate Eurer Mutter zu folgen, welche die Welt kennt und ihre Kinder vergöttert, und die gerne die traurigen Tage, die sie verbringt, noch weiter erträgt, wenn sie denen nützlich sein kann, die sie liebt. Ich umarme Euch aufs zärtlichste. Glaubt mich nicht im mindesten böse, aber besorgt und bedacht auf Euer stetes Wohlergehen!"

In einem aus Wien, am 31. Oktober 1771 geschriebenen Briefe beginnt Maria Theresia mit der sehr natürlichen Bemerkung, daß sie am 2. November, dem Geburtstage ihrer Tochter, im Geiste oft um sie sein werde. Sie fährt dann fort:

„Ich werde Gott bitten, daß Ihr Euch so formet und gedeihet, um Euer Seelenheil zu sichern und zu dem Glücke des Landes, dem Ihr jetzt angehört, nach der Euch gewordenen Begabung beizutragen. Mehret, soweit es in Eurer Macht liegt, den Ruhm Gottes und das Wohl Eurer Mitmenschen! Man kann viel, und namentlich vermögen wir durch unser Beispiel und durch unsere Worte zum Guten anzureizen. Die Gaben, mit denen Euch die Vorsehung in so verschwenderischem Maße ausrüstete, verwendet sie einzig zu ihrem Dienste! Seid nicht nachlässig in diesem Punkte! Es ist von höchster Wichtigkeit. Andere müssen sich die größte Mühe geben, um das zu erlangen, was Euch geschenkt ward."

Maria Theresia tadelt es durchaus nicht, daß ihre Tochter sich aufs lebhafteste gegen die Vorwürfe, die sie ihr in dem letzten Briefe gemacht hatte, ver-

teidigte.*) Sie führt dieſen Gedanken weiter aus, indem ſie betont, daß eine Empfindlichkeit ihrer Tochter, ſobald dieſe aus bewußter Herzensreinheit hervorgehe, ſie wohltuend berühre. Doch fordert ſie dieſelbe auf, genau ihr Inneres zu prüfen und ſich zu fragen, ob es bei ihr nicht eher Ungeduld über die wiederholten Vorſtellungen geweſen, als berechtigte Empfindlichkeit.

In weiterer Auseinanderſetzung erklärt Maria Thereſia, es habe ſie ſehr unangenehm berührt, daß ihre Tochter in einem beantwortenden Brief über einen Punkt ganz hinweggegangen ſei, der eine ausführliche Begründung oder Entſchuldigung erforderte. Es iſt die Mahnung, Marie Antoinette möge ihren franzöſiſchen Tanten keinen Einfluß auf ihre Lebensführung geſtatten. Mit vollem Rechte erklärt Maria Thereſia, der Gedanke tue ihrem Herzen wehe, daß ſie bei ihrer Tochter in Berückſichtigung der ihr erteilten Ratſchläge hinter den franzöſiſchen Tanten zurückſtehe. Die ſtarke und ſtolze Kaiſerin wird ſchwach und zagend, wenn ihr Zweifel an der Liebe ihres Kindes aufſteigen.*) „Verdienen meine Ratſchläge, meine Zärtlichkeit weniger Erwiderung, als die ihren?“ fragt ſie betrübt, aber nicht zürnend. Sie fragt nun weiter, welche Rolle dieſe Tanten in der Öffentlichkeit geſpielt haben, und fügt dann hinzu, aus aufrichtigem Herzen — iſt Beſcheidenheit doch

*) Je n'ai pas trouvé mauvais que vous vous êtes défendue vivement sur le sujet de ma dernière lettre.

**) J'avoue, cette reflexion me perce le coeur.

ſtets mit wahrer Größe vereint — daß es ihr peinlich ſei, an die Stellung erinnern zu müſſen, die ſie ſich ſelbſt in der Welt erworben. „Ihr müßt mir alſo mehr glauben, als ihnen," fährt ſie fort in berechtigtem Selbſtbewußtſein. Die Kaiſerin ſagt, daß ſie ihrer Tochter nur raten könne, gerade das Gegenteil von dem zu tun, wie es bisher ihre Tanten gemacht.

Maria Thereſia iſt weit entfernt, den Charakter der franzöſiſchen Tanten anzugreifen. Sie läßt den achtbaren Eigenſchaften dieſer Prinzeſſinnen alle Gerechtigkeit widerfahren. Es handelt ſich für die ſtaatskluge Kaiſerin darum, wie ſich das Verhältnis ihrer Tochter zur Außenwelt, zum franzöſiſchen Volke, geſtalte. Hier ſind, ihrer Überzeugung nach, die Töchter Ludwigs XV. üble Beraterinnen. Maria Thereſia behauptet aus richtigſter Beurteilung der Tatſachen heraus, die Töchter Ludwigs XV. erfreuten ſich keiner Popularität.*)

Die weitſchauende Kaiſerin hebt ſchon früh — in einem Briefe vom 31. Oktober 1771 — hervor, daß die Betrachtungen über die gefährliche Stellung ihrer Tochter ſie mit äußerſter Unruhe erfüllten. (Les réflexions sur votre dangereuse situation.) Der Gedanke an die drohenden Wolken, die an dem franzöſiſchen Horizonte heraufzögen, hätten eine Freude

*) A force de bonté et coutume de se laisser gouverner par quelques — uns, elles se sont rendues odieuses, désagréables et ennuyées pour elles-mêmes et l'objet des cabales et tracasseries.

an den guten Nachrichten, die aus Neapel und von ihrem Sohne Ferdinand eingegangen seien, kaum bei ihr aufkommen lassen.

Maria Theresia kommt unablässig darauf zurück, daß es ihrer Tochter obliege, sich ernstlich zu beschäftigen.

„Es sind wieder Monate vergangen," schreibt sie, „daß ich nichts mehr davon höre, worauf Ihr Euren Fleiß verwendet. Der Abbé hat mir keinen Bericht eingesandt, und er sollte doch jeden Monat aufs genaueste hernennen, was Ihr Nützliches gelesen und Euch angeeignet. Alles dies macht mich zittern.*) Ich sehe, wie Ihr mit großer Sicherheit und vollkommener Unbekümmertheit mit eiligen Schritten in Euer Verderben rennt. Mild ausgedrückt: Ihr befindet Euch nicht auf dem rechten Wege. Es wird Euch große Mühe und vielen Kummer kosten, um auf den Pfad des Heils zurückzulenken. Wenn Ihr in dieser Stunde meine Ratschläge beherziget, so habt Ihr nicht die Hälfte der Mühe."

Wiederholt wird Marie Antoinette von ihrer Mutter getadelt, daß sie zu dem König nicht volles Vertrauen habe. Wie konnte Marie Antoinette volles Vertrauen zu einem Könige haben, der seine Moralität täglich durch den Verkehr mit der Gräfin Dubarry befleckte! Aus einer Äußerung Maria Theresias geht hervor, daß es der geraden und stolzen

*) Tout cela me fait trembler.

Natur ihrer Tochter schwer fiel, mit dem König überhaupt zu sprechen, wenn sie es hatte mit ansehen müssen, daß er mit seiner Favoritin allzu huldvoll verkehrte. Der österreichische Gesandte wird dies bemerkt haben, wenn er zu dem engeren Versailler Hofzirkel hinzugezogen ward. Er hatte, gemäß seinem Auftrag, hierüber an seine Gebieterin berichtet. Diese erteilte infolgedessen ihrer Tochter einen Verweis. Marie Antoinette, um wo möglich vor einer neuen Rüge ihrer Mutter bewahrt zu bleiben, hielt es für geraten, besonders zu erwähnen, daß sie zu dem König gesprochen. Maria Theresia, hieran anknüpfend, benutzt diese Gelegenheit, um der Dauphine aufs neue ihre Pflichten gegen den König einzuschärfen. Sie schreibt:

„Ihr erwähnt, daß Ihr mit dem Könige gesprochen. Dies sollte Eure tägliche Beschäftigung sein, und nicht bloß, wenn Ihr Euch an ihn wendet, um etwas zu erreichen. Kann es Euch bei einem so guten Vater, einem so vortrefflichen Fürsten, irgendwie schwer fallen, Euch frei und offen gegen ihn auszusprechen?"

Jetzt nimmt die Kaiserin ihrer Tochter, der ersten Dame Frankreichs und der künftigen Königin gegenüber, einen Ton an, daß man sich den unbedingten Gehorsam, den die Eltern im achtzehnten Jahrhundert von ihren Kindern verlangten und bei ihnen auch fanden, zu vergegenwärtigen hat, um zu begreifen, daß Marie Antoinette sich nicht dagegen sträubte, wenn ihre Mutter sie zuweilen noch ganz als Kind

behandelte. Die Kaiserin warnt ihre Tochter, ja nicht an den König zu schreiben, wenn sie sich zu befangen fühle, um ihm die Sache mündlich vorzutragen.

„Weder Eure Buchstaben" — so sprach die Mutter, die über strengen Blick und strenge Rede gebot, wenn sie es für erforderlich erachtete — „noch Euer Stil nehmen für Euch ein."*)

Doch ließ Maria Theresia nie die Gerechtigkeit aus den Augen, selbst wenn sie dem Unwillen oder gar dem Zorne für kurze Zeit die Herrschaft über sich einräumte. Sagt sie ihrer Tochter mit dürren Worten, was ihr fehlt, was sie sich aber durch Anstrengung und Fleiß anzueignen vermöge, so gesteht sie ihr in demselben Atem uneingeschränkt zu, was ihr die gütige Natur bescherte.

Die Kaiserin erwähnt wiederholt in ihren Briefen, daß die Vorsehung ihre Tochter in Bezug auf Körper, Geist und Gemüt reich ausstattete.

„Ihr habt," schreibt sie, „in Eurem Auftreten und ganzen Behaben etwas so Gewinnendes, daß es Mühe kostet, Euch etwas abzuschlagen; dies ist ein Geschenk von Gott. Ihr müßt Euch desselben bedienen zu seinem Ruhme und für das Heil Eurer Nebenmenschen."

Wie groß auch die Ehrfurcht Marie Antoinettens vor ihrer Mutter war, und wie unterwürfig sie infolge dieses Respekts auch den, ihr reichlich erteilten Tadel hinnahm, so bäumte sich ihr Stolz doch zuweilen

*) Ni le caractère, ni la diction préviendront pour vous.

auf, wenn ihr eine Rüge erteilt ward wegen ihres Benehmens gegen die Gräfin Dubarry. Als ihr das stolze Blut aufwallte, weil sie sich ohne Schuld wußte, so entfuhr ihr der Ausdruck, man mute ihr etwas zu, was gegen ihre Ehre sei. Wegen dieses Ausdrucks lieſt Maria Thereſia ihr tüchtig den Text.

„Ihr habt mich lachen machen, daß Ihr Euch einbildet, ich oder mein Geſandter könnten Euch Ratſchläge erteilen, die gegen die Ehre verſtießen.“

Die Kaiſerin deutet an, daß ſie dieſe unpaſſende Äußerung ihrer Tochter den Perſonen zuſchiebt, deren Einfluß auf die Dauphine ſie als ſchädlich betrachtete. Sie findet die Erregung, die ihre Tochter durch ihre gereizten Worte verriet, ebenſo ungeziemend, wie für ihren Charakter bedenklich.

„Eure gereizte Stimmung infolge meiner kurzen Bemerkung, Euer angekündigter Entſchluß, Ihr wollet auf dies Thema nicht wieder zurückkommen, machen für Euch zittern. Welches anderes Intereſſe habe ich, als Euer Glück und das Wohl Eures Staates, das Heil des Dauphins und das Eurige?“

Die Kaiſerin weiſt auf die bedenkliche Lage hin, in der Frankreich und infolgedeſſen die ganze königliche Familie ſich befindet. Niemand könne deshalb der Dauphine beſſer Rat erteilen, als der öſterreichiſche Geſandte, der alle Hebel der franzöſiſchen Staatsmaſchine und die Perſonen, die ſie in Bewegung ſetzten, genau kenne und ein vollkommen objektives Urteil habe, denn ſein Standpunkt befinde ſich außerhalb des Getreibes. Graf Mercy, bei ſeiner

treuen österreichischen Gesinnung, habe stets im Auge, durch weise Ratschläge der Tochter seiner Kaiserin zu nützen. Er besitze alle Eigenschaften für diese schwierige Aufgabe. Seine Fähigkeit stehe auf gleicher Höhe mit seiner Anhänglichkeit.

„Wessen Ihr auch bedürfen möget," fährt die Kaiserin fort, „bei ihm findet Ihr stets das Euch Nötige. Deshalb genügt es nicht, daß Ihr Euch bloß mit ihm unterhaltet. Ihr müßt alle Ratschläge, die er Euch gibt, ohne Ausnahme befolgen. Durch eine, vollkommen der Vernunft entsprechende Lebensführung habt Ihr Euch in den Stand zu setzen, den Anforderungen zu genügen, die vielleicht bald an Euch herantreten. Der König ist alt, die Indigestionen, an denen er leidet, sind bedenklich, es können Veränderungen eintreten."

Wie genau Maria Theresia durch ihren Gesandten über die französische Königsfamilie unterrichtet war, beweist ihr Urteil in Betreff des Grafen von Provence. Mit gutem Grunde traute sie ihm nicht, denn er hatte wenig Herz und viel Ehrgeiz. Von dieser Erwägung ausgehend, schreibt sie an ihre Tochter:

„Das Benehmen des Grafen von Provence erfordert Eure ganze Aufmerksamkeit."

Indes warnt sie vor jedem Zwiespalte in der Familie. Vor allem möge ihre Tochter nicht gestatten, daß ihr irgend etwas Ungünstiges von dem Hofhalte ihres Schwagers berichtet werde. Die Leute,

die sich hierdurch bei ihr in Gunst zu setzen suchten, würden dort in Bezug auf sie ganz ähnlich verfahren.

„Nehmt nichts auf die Spitze und handelt stets in Gemäßheit der Güte Eures Herzens, dann wird Friede in Euch und um Euch sein."

Die Kaiserin schließt ihren sehr eindringlichen Brief mit folgenden Worten:

„Wiederholt bitte ich Euch, meinen Ratschlägen zu folgen, wenn Ihr mich lieb habt. Meinem Willen gehorcht Ihr, wenn Ihr, ohne zu zaudern und mit Vertrauen, das ausführt, was Mercy Euch anrät oder sogar von Euch fordert."

Wenn Marie Antoinette die vier Jahre, die sie als Dauphine in Frankreich verlebte, ziemlich ungetrübt hätte genießen können, so verhinderte dies die ungebührliche Stellung der Gräfin Dubarry. Die Nähe der Favoritin und deren Teilnahme am engeren Familienzirkel, gemäß der Anordnung des Königs, bedünkte sie wie eine Beleidigung. Die edle und stolze Natur, die der Tochter der Cäsaren wohl anstand, konnte nicht zur Verstellung herabsteigen. Deshalb war es ihr unmöglich, einer Frau, die sie innerlich verachtete, äußerlich huldvoll zu begegnen. Maria Theresia mußte viele und zuweilen strenge Worte aufwenden, um ihre Tochter zu bestimmen, daß sie ihren Widerwillen niederkämpfe. In einem Briefe aus Wien, den 13. Februar 1772, heißt es:

„Wenn Graf Mercy wünscht, daß Ihr häufiger, als es geschieht, der Dame Euch huldvoll beweiset, so muß es durchaus geschehen."

Sobald die Kaiserin in ihren Briefen auf die Gräfin Dubarry zu sprechen kommt, ist sie mit dem Benehmen ihrer Tochter gegen dieselbe fast niemals zufrieden. Wir müssen hier das, was wir schon häufig sagten, wiederholen: dieser Tadel gereichte dem Charakter Marie Antoinettens zur Ehre.

Beim Rückblick auf den Neujahrsempfang in Versailles hat Maria Theresia folgendes zu erinnern:

„Ich bin nicht damit zufrieden, wie Ihr am ersten Tage des Jahres in der, so oft besprochenen Angelegenheit Euch benommen habt. Ihr müßt, sobald sich ein günstiger Umstand darbietet, dies wieder gutmachen. Im Monat Februar mögt Ihr verbessern, was Ihr im Beginne des Januars verfehltet. Es ist doch nicht zu viel verlangt, wenn ich darauf bestehe, daß Ihr vier- oder fünfmal im Jahre an die Favoritin einige freundliche Worte richtet, ganz natürlich und frei von jeder Gezwungenheit. Eure beste Waffe gegen den Herzog von Aiguillon wird die sein, wenn Ihr es ihm unmöglich macht, bei seinem Souverän irgend etwas zu Euren Ungunsten vorzubringen. Euer Verhältnis zu dem König wird ein freieres sein, wenn Ihr Euch in Betreff der Favoritin nichts vorzuwerfen habt. Alle Welt sagt, daß der König Euch weit größere Zärtlichkeit bezeugt, als Ihr ihm. Man will in Eurem Benehmen gegen ihn häufig eine Art Zwang bemerken; der König ist doch ein so guter Vater und verdient alles Vertrauen."

Maria Theresia beschwört ihre Tochter, daß sie in

den Vorwürfen, die sie häufig vernehme, niemals die zärtliche Mutterliebe verkenne.

„Meine teure Tochter! Sagt niemals, daß ich schelte, daß ich Euch einen Sermon halte, sondern sagt: Mütterchen liebt mich unendlich und ist stets mit mir und meinem Wohlergehen beschäftigt. Ich muß ihr unbedingt glauben, ihr jegliche Unruhe benehmen und ihre Ratschläge befolgen."

Die Kaiserin, die groß fühlte, dachte und handelte, darf von sich behaupten, daß, wenn sie tadeln müsse, deshalb doch kein Groll in ihr nachbleibe. Mit einem deutschen oder vielmehr wieneriſchen Ausdrucke — das, von der Kaiserin gebrauchte Wort dürfte allen Nicht-Österreichern etwas fremdartig klingen — sagt sie: „Ich hege keinen Verschmach." *) Wie sie ganz offen sei und einen Blick auf den Grund ihrer Seele nicht zu scheuen habe, so verlange sie auch von ihrer Tochter Aufrichtigkeit und kindliche Reinheit.

Die Gräfin Palffy, die schon einmal die junge Tochter des österreichischen Kaiserhauses in Versailles gesprochen und dann von ihr in der Wiener Hofburg berichtet hatte, war ein zweites Mal in Frankreich und wiederum zur Aufwartung bei der Dauphine gewesen. Die Annahme, daß sie nicht verfehlen werde, der kaiserlichen Mutter von ihrer Lieblingstochter Kunde zu bringen, lag nahe. Maria Thereſia schreibt in Erwartung der ihr sehr willkommenen Berichterstatterin folgendes:

*) Je ne garde jamais aucune rancune, ni Verschmach.

„Die Palffy ist noch nicht eingetroffen, ich erwarte sie mit großer Ungeduld, um mich mit ihr über Euch zu unterhalten. Ich möchte so gern wissen, ob sie Euch verändert gefunden im Vergleich mit dem ersten Male, wo sie Euch in Frankreich sah und sprach. Die starke Erkältung, an der Ihr littet, und worüber Mercy mir berichtete, wofür ich ihm Dank weiß, begann mich zu beunruhigen. Jetzt ist, Gott sei gepriesen! ja alles vorüber."

Wie sehr die Größe und der Ruhm Frankreichs der Kaiserin am Herzen liegt, seitdem sie in ihrer Tochter die künftige Königin dieses schönen Landes erblickt, geht aus ihrem bedauernden Worten hervor, daß das Kabinett von Versailles sich in Bezug auf seine Flotte England gegenüber zu demütigenden Zugeständnissen habe herbeilassen müssen. Da sie sich ganz richtig sagte, wie ihre Tochter, die eine so gute Französin geworden, darunter leiden werde, daß ihr Land nicht frei und stolz habe handeln dürfen, so fügt sie zum Troste für dieselbe hinzu, daß, wenn Frankreich von Großbritannien Unwürdiges dulden müsse, Österreich sich Preußen gegenüber in gleicher Lage befinde.*)

In einem wie hohen Grade Maria Theresia Friedrich dem Großen grollte, den sie in Briefen an ihren Sohn, den Kaiser Joseph II., häufiger als

*) J'avoue, elle joue le même rôte humiliant, et plus encore vis-à-vis des Anglais, et même de ses alliés, que nous malheureusement vis-à-vis du roi de Prusse.

le „vilain voisin“ bezeichnet, geht aus folgender Bemerkung ihres Briefes hervor:

„Indes besteht für Frankreich doch der sehr angenehme Unterschied, daß es einmal zwischen sich und England das Meer, daß es überdies seine Landgrenzen durch die stärksten Festungen geschützt hat, während wir den König von Preußen in unmittelbarer Nähe haben und ihm nur eine einzige Festung entgegenstellen können, und zwar das elende Olmütz.“ *)

Immer und immer wieder empfiehlt Maria Theresia, daß ihre Tochter die Ratschläge des Grafen Mercy befolgen möge. Sie sagt, daß ihre Tochter in dem Rate des Grafen Mercy stets die Meinung ihrer Mutter vernehme. Niemals ihrer Tochter zumutend, daß sie österreichisches Interesse mehr berücksichtige, als französisches, hebt sie in der Charakteristik des Grafen hervor: „Er denkt als guter Franzose.“

Maria Theresia teilt ihrer Tochter mit, daß deren Schwester, die Königin von Neapel, sich im fünften Monate der Schwangerschaft befinde. Sie wünscht, die Dauphine möge ihr bald gleiches zu melden haben.

In Bezug auf Ermahnungen, daß ihre Tochter dem König immerdar und unter allen Umständen kindlichen Gehorsam und Liebe zu beweisen habe, ist Maria Theresia ebenfalls unermüdlich. Sie spricht

*) Et nous le roi de Prusse à notre porte, sans avoir une seule place que le misérable Olmütz.

von Ludwig XV. in so rühmender Weise, wie es in Frankreich wohl selten geschah. Ihre Worte lauten:

„Er (Ludwig XV.) ist ein so guter Vater. Dies ist der Grund, warum ich von Euch und der ganzen Familie Unterwürfigkeit und Aufmerksamkeiten aller Art für ihn verlange. Das, was Ihr dagegen einwendet, kann die Berechtigung meiner Forderung nicht entkräften. Ich würde meine Sache an allen Universitäten gewinnen, aber ich schmeichle mir, daß Ihr durch Euer Einreden mich nicht zum Äußersten zwingt. Ohne die Sache zum Prozeß zu treiben, werden wir uns friedlich einigen."

Am 3. Oktober 1773 beklagt sich Maria Theresia aufs neue darüber, daß ihre Tochter, trotz ihres gegebenen Versprechens, wieder zu Pferde gestiegen sei. Sie erinnert, wie schon oft, an die Königin von Portugal, die wegen ihres unausgesetzten Reitens siebenmal fausse couche *) gemacht.

Als Beweis, wie überaus gütig der König gegen die Dauphine sei, führt Maria Theresia die Bereitwilligkeit an, mit der er ihre häufigen Besuche in Paris gestatte. Diese häufigen Besuche in Paris seien von der bisherigen Gepflogenheit der königlichen Familie gänzlich abweichend.**) „Der König willigt in Dinge, die gegen den alten Brauch sind, weil seine liebe Dauphine daran Gefallen findet. Welche Dank-

*) Qui a fait sept ou huit fausses couches.

**) Jamais la reine, feue la Dauphine, vos tantes y ont été.

barkeit schuldet Ihr ihm dafür! Er kommt Euren Wünschen entgegen, tut Ihr desgleichen!"

Die Kaiserin gönnt sich wiederholt die Freude, dem guten Herzen ihrer Tochter Lobsprüche zu erteilen.

„Ich bin sehr damit zufrieden," schreibt sie, „daß Ihr für Eure Tante, die längere Zeit leidend war, viele Aufmerksamkeiten und stete Sorgfalt hattet; dies ist durchaus am Platze und mit Eurem guten Herzen im schönsten Einklange."

Über den Kardinal von Rohan, der für Marie Antoinette durch seine einfältige Leichtgläubigkeit so verhängnisvoll ward, hat die Kaiserin, die es schmerzlich empfand, daß ein Kirchenfürst und ein französischer Gesandter sich in Wien so viele Blößen gab, nur Ungünstiges zu berichten. Sie schreibt über diesen Kardinal, für den das Wort: „mauvais sujet" noch ein milder Ausdruck war, am 3. Oktober 1773 aus Schönbrunn folgendes:

„Täglich berichtet man über ihn neue Ungehörigkeiten. Ich fange wirklich an, für ihn zu fürchten. Das Volk ist aufs äußerste gegen ihn erbittert, seine Pagen haben dies schon gespürt."

Zu den Untugenden des Kardinals gehörte auch Mangel an Wahrheitsliebe. Folgende Worte Maria Theresias bestätigen dies:

„Er leugnet in der folgenden Stunde, was er in der vorhergehenden gesagt hat." *)

*) Car il nie dans une heure ce qu'il a avouè dans une autre.

Maria Thereſia verlangte für die Herren und Damen ihres Hofes, die ſich nach Verſailles begaben, um der geliebten Tochter ihrer verehrten Gebieterin ins Auge zu ſchauen und ſich wo möglich an ihrem Glücke zu erfreuen, huldvolle und herzliche Aufnahme. Dies begehrte ſie beſonders für den, bei ihr in großer Gunſt ſtehenden Grafen Lascy, Feldmarſchall und Präſidenten des Hofkriegsrates. Sie bemerkt in Bezug auf ihn, daß er einzig aus Zuneigung für die frühere Erzherzogin ſich nach Verſailles begebe, da ihm das franzöſiſche Weſen im allgemeinen wenig zuſage. Ihre Worte in Betreff des Feldmarſchalls lauten:

„Ihr werdet wohl jetzt Lascy häufiger um Euch haben, falls ſeine Geſundheit es ihm geſtattet, ſich an den Hof zu begeben. Er kommt einzig nach Paris, um Euch zu ſehen, denn er hat keine Ader von einem Hofmanne in ſich; auch ſagt ihm die franzöſiſche Lebhaftigkeit durchaus nicht zu. Er verdient von Euch ein herzliches Entgegenkommen, denn er iſt mir außerordentlich ergeben. Seine Abweſenheit läßt eine große Leere für mich zurück. Ich würde mich ſehr freuen, wenn ſeine Geſundheit in Frankreich ein wenig beſſer würde. Sie iſt faſt ganz zu Grunde gerichtet infolge ſeiner Wunden und einer überangeſtrengten Wirkſamkeit.“

Über den Ungarn Eſterhazy, den ihre Tochter in Verſailles mit großer Huld aufgenommen hatte, weil ſie nur den weltmänniſch ſich darſtellenden Kavalier ſah, ohne von ſeiner Lebensführung etwas

Genaueres zu wissen, über diese fragwürdige Persönlichkeit äußert sich Maria Theresia sehr streng, und dies mit vollem Recht. Der Ungar aus vornehmem Geschlechte scheint ein ebensolcher Tunichtgut gewesen zu sein, wie der Kardinal von Rohan, der ja auch einer der ersten und stolzesten Familien angehörte. Bei Esterhazy gab es eine Handhabe zur Besserung, indem seine Verwandten, unterstützt von der königlichen Macht, ihn auf den rechten Pfad zurückführen konnten, aber dem römischen Kirchenfürsten war nicht gut beizukommen, da er über die Unheiligkeit seines Tuns die Heiligkeit seines Amtes breitete.

Aus den Worten Maria Thereſias geht hervor, daß man auf Esterhazy und Rohan die deutsche Redensart anwenden durfte: „Gleiche Brüder, gleiche Kappen.“ Sie schreibt:

„Herr von Esterhazy hat sich in jeder Hinsicht aufs unwürdigste benommen. Ich sage dies nicht so sehr in Bezug darauf, daß er sich gegen das göttliche Gebot und die Verordnung seines Souveräns duellierte, sondern in Betreff einer ganz abscheulichen Angelegenheit. Er, der verheiratet ist, lebte mit der Frau eines andern und machte ihretwegen Schulden, die sich auf hunderttausend Gulden belaufen. Eine solche Aufführung läßt sich nicht verzeihen. Sein Oheim, der ungarische Hofkanzler, hat ihm vor vierzehn Tagen den strengen Befehl zugesandt, in sein Vaterland zurückzukehren. Er wünscht sich noch in den Niederlanden aufzuhalten, doch hätte man dort

Gleiches von ihm zu erwarten. Es ist Zeit, daß er einmal wieder daran denke, in seinem Vaterlande etwas Rechtschaffenes zu tun."

Nach dieser Charakteristik Esterhazys wird Marie Antoinette bedauert haben, daß sie den ungarischen Kavalier so gütig empfing, ja, daß sie ihn überhaupt in ihrer Nähe duldete. Maria Theresia macht ihrer Tochter wegen ihres leutseligen Benehmens gegen Esterhazy, von dem diese ja weiter nichts wußte, als daß er aus einer der angesehensten ungarischen Familien stammte, und von dem sie mit Vergnügen bemerkte, daß er an Ritterlichkeit des Auftretens es mit den ersten französischen Hofherren aufnehmen konnte, nicht den geringsten Vorwurf, wie es bei ihr, der ruhig Abwägenden, sich von selbst ergab. Sie erklärt das gütige Verhalten ihrer Tochter aus deren gutem Herzen, das sie ja häufig rühmt und mit bestem Grunde rühmen durfte. Doch gibt sie zu bedenken, daß in so hoher Stellung, wie ihre Tochter sich befinde, das Herz häufig zu schweigen habe. Konvenienz und Staatsraison seien die ausschlaggebenden Faktoren im Leben der Regierenden. Sie sagt, daß sie sich häufig in derartigen, ebenso schwierigen, wie unangenehmen Verhältnissen befinde. Dies mache die Lage des Souveräns höchst beschwerlich, ja selbst gefährlich.

Wenn Marie Antoinette auch die Ratschläge ihrer Mutter, sich der Politik ganz fernzuhalten, treu befolgte, so glaubte sie doch im Interesse Frankreichs zu handeln, wenn sie darauf hinarbeitete, den Kar-

dinal von Rohan aus Wien zu entfernen, wo er so großen Anstoß gab, und den französischen Adel nicht minder bloßstellte, als die französische Geistlichkeit. Sie machte deshalb der Frau von Mailly einen Besuch, die dazu beitragen konnte, daß man den Kardinal nach Frankreich zurückberief, wo das anstößige Leben der höheren Geistlichkeit nicht mehr die Ausnahme bildete, wie in Österreich. Maria Theresia hatte von dem Besuche ihrer Tochter bei der Frau von Mailly durch die Zeitungen erfahren, die über alles, was sich am Hofe zu Versailles zutrug, ausführlich berichteten. Die Kaiserin lobt diesen Schritt und erwartet heilsame Folgen von den Andeutungen ihrer Tochter. Daß Marie Antoinette sich in den Seitenpfad der Politik verirrte, den sie durchaus nicht betreten sollte, entging diesmal der scharfsichtigen Herrscherin. „Ich hoffe also," schreibt die Kaiserin an ihre Tochter, „daß ich bald diesen Rohan und auch seinen Georgel*) wegbekomme."

Noch in dem letzten Briefe, den Maria Theresia an ihre Tochter als Dauphine schrieb, gab sie ihr Verhaltungsmaßregeln in Betreff der Gräfin Dubarry. Man entnimmt diesem Briefe, daß Marie Antoinette in ihrer berechtigten Geringschätzung der Favoritin verharrte. Mit dem Augenblicke, wo sie

*) Der Abbé Jean François Georgel war der erste Sekretär Rohans. Wenn in der Bürgerschen Ballade der Schäfer viel klüger ist, als der Abt, so war hier der Abt viel klüger als der Kardinal.

Königin ward, hörte die verhaßte Notwendigkeit auf, in ihren Mienen freundliches Wohlwollen zu erkünsteln, während eisige Verachtung ihr Herz erfüllte. Wenn Marie Antoinette unter Gebet und Tränen die schwere Bürde des Königtums auf sich nahm, so empfand sie doch eine große Erleichterung, daß sie fortan mit der Favoritin kein Wort mehr zu wechseln brauche. Ludwig XVI., vermöge seiner strengen Moralität, handelte aus eigenem Antriebe, als er die Favoritin für immer vom Hofe verbannte, sich und seine Gemahlin von einem unwürdigen Anblicke befreiend.

Die Dauphine mußte noch, bevor sie Königin ward, wegen ihres Benehmens gegen die Favoritin, das nur selten den Beifall ihrer Mutter fand, Verhaltungsmaßregeln entgegennehmen. Maria Theresia faßte bei ihrer großen Klugheit dies Thema an der einzigen Seite an, wo es überhaupt mit Anstand angefaßt werden konnte. Sie stellte den Grundsatz auf: Personen, die der König durch seine Huld auszeichnet, haben zuerst bei seiner Familie, und dann bei allen seinen Untertanen Anspruch auf die rücksichtsvollste Begegnung. Dies Thema konnte nicht variiert werden, denn außer diesem einen Ton gab es sonst die schreiendste Dissonanz. Maria Theresia schreibt nun:

„Für alle die Personen, welche der König schätzt und erhebt, habt Ihr Euch kein Urteil zu bilden, sondern einfach Euer Benehmen dem seinigen anzupassen. Was diesen Punkt weiter anlangt, so hört und befolgt stets das, was Mercy Euch anrät. Ver-

möge seiner großen Anhänglichkeit an Euch kann er Euch nur raten, wovor Ihr nicht zu erröten braucht."

Aus dieser Bemerkung Maria Theresias geht deutlich hervor, daß Marie Antoinette in einem ihrer Briefe von verletzter Würde gesprochen und ihren Gemütszustand bei gesellschaftlichem Zusammensein mit der Gräfin Dubarry so präzisiert hatte: „Sie erröte jedesmal vor sich selber, wenn sie sich, ihrer Natur Gewalt antuend, zu einigen freundlichen Worten für die Favoritin herbeilasse."

Maria Theresia deutet dann noch an, daß es ihrer Tochter sicher nicht an Feinden fehle, die, wenn sie gegen die Wünsche des Königs handle, dies benützen würden, um ihn gegen sie aufzubringen. Die Kaiserin schreibt:

„Eure Lage und Stellung ist eine zu glänzende, als das sie Euch nicht Neider erwecken sollte. Diese werden nichts unterlassen, um Euer Glück zu trüben. Ihr habt Euch deshalb der größten Vorsicht zu befleißigen."

Es ist jeder Tochter zu wünschen, daß, wenn sie durch Verheiratung in ein fremdes Land geführt ward und sich dort in gefährdeter Lage befindet, daß sie von ihrer Mutter Briefe empfange, die so reich sind an klugen Ratschlägen, wie die von Maria Theresia an die Dauphine geschriebenen.

Noch mehr aber ist zu wünschen, daß in den Briefen, welche Eltern an ihre entfernt von ihnen wohnenden Kinder schreiben, gleich denen der großen

Kaiserin, Religiosität die von bangender Liebe eingegebenen Zeilen durchleuchte und durchwärme.

Für die Söhne und Töchter am Ende des neunzehnten Jahrhunderts — Schiller*) würde, wäre er am Leben, am Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch viel traurigere Betrachtungen anstellen, wie er es tat am Schlusse des achtzehnten Säkulums — für die jugendliche Generation an der fin de siècle wäre es eine große Wohltat, wenn sie, die an Pietät für die Eltern immer mehr einbüßt, den Briefwechsel zwischen der Kaiserin und der Dauphine eifrig studierte, daraus eine große Lehre zöge und diese unverbrüchlich befolgte. Diese Lehre lautet:

Die Eltern, nächst Gott, für ihre Kinder aufs zärtlichste besorgt, nur ihr Wohl im Auge habend und sich selbst kaum beachtend, dürfen für ihre Befehle den unbedingtesten Gehorsam beanspruchen.

---

*) Er sagte, gemäß der damaligen geschichtlichen Lage, das »neue Jahrhundert öffne sich mit Mord«. Es schließt noch schlimmer, als es anfing. Massenmord durch Dynamit ist ja die Losung der Gegenwart, insoweit sie sich verkörpert in den Millionen Enterbter und Ununterrichteter, deren besseres Wollen zum Schweigen gebracht ward durch geschickte Aufreizung haßerfüllter Demagogen. — Wenn von einem Briefe des Historikers Niebuhr, den er am Abende seines Lebens, bald nach der Juli-Revolution, schrieb, ein Freund behauptete, »derselbe sei ein einziger Nachtgedanke« — Niebuhr blickte trostlos in die Zukunft — so wird jeder Philanthrop, der aufgefordert wird, das bevorstehende Zeitalter zu schildern, nur dunkle Farben wählen und die Humanität darstellen, wie sie trauert über den Untergang der Zivilisation.

Den Kindern gereicht der Gehorsam, den sie leisten, mag es ihnen auch noch so schwer fallen, ihre rebellische Natur zu bezwingen, sicher zum Heile und bewahrt sie vor großem Schaden, den sie erlitten hätten, falls sie ihrem eigenen Kopfe gefolgt wären. Pietät ist das Haupterfordernis für eine Generation, die, uneingedenk der Warnungen der Bibel, Türme von Babel errichtet.

JUN 10 1920

Historischer Verlag von Wilhelm Braumüller,
k. u. k. Hof- und Univ.-Buchhändler, **Wien und Leipzig.**

Mayer, Dr. Franz Martin, Direktor der Landes-Oberrealschule in Graz. **Geschichte Österreichs** mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. Zweite, vollständig umgearbeitete Auflage. 2 Bände. Gr. 8. 1901. 27 *K* 60 *h* — 23 M.
In zwei eleganten Halbfranzbänden 34 *K* 60 *h* — 29 M.

Klopp, Onno. Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Großbritannien und Irland im Zusammenhange der europäischen Angelegenheiten von 1660—1714. 1. bis 14. Band. Gr. 8. 1875—1888. 140 *K* — 140 M.

1. 2. Band: Die Zeit Karls II. von England von 1660—1685. (1.: XVII. 421 S.; 2.: XX. 511 S.) 1875. 15 *K* — 15 M.
3. » Die Zeit Jakobs II. von England vom Februar 1685 bis zum März 1688. (XIX. 478 S.) 1876.
4. » Die Katastrophe Jakobs II., die neue Thronfolge und die große Allianz von 1689. (XIX. 552 S.) 1876. 3. 4. Bd. 16 *K* — 16 M.
5. » Der große Krieg von 1689 an bis zum Aufbruche Wilhelms III. nach Irland, die Kriegsjahre 1690 und 1691. (XVIII. 864 S.) 1877.
6. » Die Kriegsjahre 1692, 1693 und 1694. (XVI. 400 S.) 1877. 5. 6. Bd. 14 *K* — 14 M.
7. » Die Kriegsjahre 1695, 1696, 1697 und der Friede von Ryswyck. (XXII. 15. 541 S.) 1879.
8. » Die Zeit der beiden Teilungs-Verträge über die spanische Monarchie bis zum Tode Karls II., November 1700. (XXIII. 664 S.) 1879. 7. 8. Bd. 16 *K* — 16 M.
9. » Die Zeit der Vorbereitung und des Abschlusses der großen Allianz vom 7. September 1701 und die europäische Lage der Dinge bis zum Tode Wilhelms III. 8./19. März 1702. (XVII. 528 S.) 1881.
10. » Die Kriegsjahre 1702 und 1703. (XV. 488 S.) 1881. 9. 10. Bd. 15 *K* — 15 M.
11. » Die Kriegsjahre 1704 und 1705. (XXII. 604 S.) 1885. 15 *K* — 15 M.
12. » Die Kriegsjahre 1706 und 1707. (XXIV. 574 S.) 1886. 15 *K* — 15 M.
13. » Die Kriegsjahre 1708, 1709 und 1710. (XXIV. 578 S.) 1887. 15 *K* — 15 M.
14. » Die Kriegsjahre 1711 bis 1714. (XXVIII. 726 S.) 1888. 19 *K* — 19 M.

Wolfsgruber, Dr. Cölestin, Benediktiner zu den Schotten in Wien, f.-e. geistl. Rat. **Franz I., Kaiser von Österreich.** 2 Bände. Gr. 8. 1899. 14 *K* 40 *h* — 12 M.

1. Band: Der Großprinz von Toscana. 1768—1784. Mit 7 Bildern. (XII. 346 S.)
2. » Der Erbprinz in Österreich. 1784—1792. Mit 2 Bildern und der Nachbildung eines Handschreibens Franzens. (VII. 246 S.)

...hberg, Heinrich Ritt. v., k. k. Hofrat und Professor an der ...iversität in Wien. **Erzherzog Karl von Österreich.** Ein Lebens... b, im Auftrage seiner Söhne, der Herren Erzherzoge Albrecht ... Wilhelm, verfaßt. I. Band, 1. und 2. Hälfte. Mit 3 Photo...avuren, 2 Kartenbeilagen und 3 Plänen. Gr. 8. (1.: IX. 434 S., Photogravuren 8. und 2 Karten Fol.; 2.: V. 473 S., 1 Photo...avure 8. und 3 Pläne 4.) 1895. 24 *K* — 20 M.
Geb. in 2 Halbfranzbände 28 *K* 80 *h* — 24 M.

Druck von Friedrich Jasper in Wien.